ZEICHNUNGEN:

1.2

Carl Raimund Frühauf





Neueste

Novellen-Bibliothek.

Erster Band.

Zeichnungen

von

Carl Raimund Frühauf.

In zwei Bänden.

Erster Band.

Wien, 1847.

Verlag von Ignaz Klang.



von

Carl Raimund Frühauf.

In zwei Bänden.

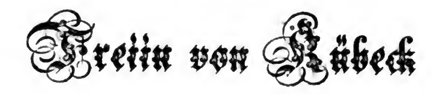
Erster Band.

Wien, 1847.
Verlag von Ignaz Klang.

Ihrer Excellenz

der Hochwohlgebornen Frau

Julie



ehrfurchtsvoll gewidmet

vom

Verfasser.

Zueignung.

„Glaube mir, o Herr, ich hab' ein Herz!"
Sprach ein Jüngling einst zu seinem Meister.

„Herz?" so fragt' ihn dieser. „Willst Du wissen,
Was dies sanfte, große Wort bedeutet?
Du bist gut, hast Geist und Phantasie.
Aber Herz?"

„Such' das Herz nicht in der Brust des Mannes,

Gibt es Männer gleich voll Tiefgefühl;

Such' es in dem Busen eines Weibes,

Such' es in dem Busen einer Gattin,

Und — willst Du es schauen groß und göttlich,

In dem reinsten Glanze der Vollendung —

Such' das Herz im Busen einer Mutter!"

Bruno.

Schon was den Körper betrifft, durfte Heinrich Maltinger sich zu den Günstlingen der Natur rechnen; sein Wuchs war schlank und vortrefflich, sein Arm stark, sein Haar tiefschwarz, seine Stirn intelligent, seine Augen aber waren unaussprechlich seelenvoll. Seelenvollere habe ich seitdem an keinem Manne mehr gesehen, selbst nicht an den Dichtern, die ich kennen lernte. Ein tiefes, reiches Seelenleben hatte seinem Angesicht ein höchst karaktervolles Gepräge verliehen.

Er ragte berghoch und bergeinsam unter den andern jungen Männern hervor. Er war blühend schön, adelvoll, noch nicht gewaschen mit den hundert künstlichen, süßduftenden Wässern unsers verfeinerten Lebens, wie unsere Männer und Damen, und trug eine ganz eigenthümliche Welt in der Brust.

Eines Morgens führte er mich in sein einsames, stilles Gartenzimmer. „Ich muß Dir doch einmal

meine geheime, tiefe Liebe zeigen," sagte er, als wir auf dem weißen Gartensande gingen. „Du hältst mich," fuhr er in seiner Rede fort, „vielleicht für einen kalten Menschen, der nicht lieben kann? Ich habe eine Geliebte. Sie ist schön, o sehr schön! still, sanftmüthig, großartig. Von einem Treubruche hat sie gar keine Ahnung. Ich habe ihren Kuß gefühlt, und weiß nun, was man leidenschaftliche Liebe nennt."

Unter diesen Worten schloß er das Gartenzimmer auf. Ich erblickte eine Elektrisirmaschine, eine Menge Retorten und seltsam geformte Gläser, einen Hohlspiegel, hohle Metallkugeln, Magnete, einen Schmelzofen, eine Eisenvioline, Quecksilber, Siegellack, Flaschenzüge, einen kleinen Glockenthurm, an dem eine Menge Metallstangen hinaufliefen, Krystalle und eine Fülle von Maschinen und sonderbaren Gegenständen.

„Ahnst Du, wie meine Geliebte heißt?" fragte er mich.

Ich antwortete: „Wissenschaft!"

„So ist ihr Name," sprach er. „Freund, ich prahle nicht mit meiner Liebe. Du bist der Einzige, den ich in dieses Gartenzimmer geführt habe. Dir darf ich's sagen: Wie ein Dichter eine schöne, edle

Jungfrau, so liebe ich die Wissenschaft. Sie gibt mir Hochgenüsse. Sie ist überirdisch schön, und führt mich durch's Universum. Schauerlich herrlich sind die Abgründe der Chemie, der Physik und Physiologie. Bist Du einmal in diese Abgründe hinuntergestiegen, so umspinnt Dich leise der Geist der Forschung, und läßt Dich nicht mehr frei aus seinen Zauberfäden. Ich sage Dir, in dem Herzen eines Newton sind hohe, fremdartige Wonnen gewesen."

Ich wünschte ihm Glück zu dieser prachtvollen, bereits seit einigen Jahren genährten Liebe. „Ich glaube auch," sagte ich, „daß Du dereinst auf diesem Felde vortreffliche Leistungen offenbaren wirst."

„Sieh, ich will Dir jetzt meinen Lebensplan mittheilen," sprach er. „Die Welt ist mir nicht ganz fremd. Ich habe viel Elend gesehen, wenig Freuden. Ich sah den Dichter, wie er sich aus all den Stürmen in's poetische Asyl seiner Brust zurückzog. Der ist noch glücklich und reich! Was thut der Mensch, dem die Natur dieses poetische Busenasyl versagt hat? Die Welt besitzt allerdings eine herrliche Freuden-Zentifolie: ich meine die Liebe. Aber wie selten entfaltet diese Zentifolie gesund und unverletzt ihren wunder-

zarten Kelch! Wie oft wird sie von roher Hand gefaßt, und in den Koth geworfen! Wie oft wird sie selbst von feiner Hand gebrochen, und muß dennoch kümmerlich erbleichen, und frühzeitig alternd die Krone senken! Wie lang schmachtet ein einsames, großartiges Herz nach dieser Zentifolie! Es sucht sie oft jahrelang in Gärten und Wildnissen, auf Berghöhen und in Thaltiefen, ohne sie zu entdecken. Und wenn sie endlich entdeckt ist, so ist sie gewöhnlich von den tückischen Dämonen der Verhältnisse umschwärmt, mit denen Du wieder jahrelang kämpfen mußt, und die Dir die Zentifolie so lang zu brechen wehren, bis Du den Freibrief eines sparsam freundlichen Schicksals vorzeigen kannst. Nun weichen die Dämonen, nun magst Du die Zentifolie brechen. Um manches schöne Blatt ärmer, etwas bleich und müde blüht sie Dir am Herzen, das einst frisch gewesen, wie der heilige Frühlingsmorgen auf Alpen, bis die tiefe, matte Mittagsschwüle der fast hoffnungslosen Sehnsucht kam. Gerade in den prachtvollsten Menschen gibt es eine tiefgeheime, unsäglich sehnsüchtige Bitte, gibt es ein poesievolles Betteln an das Schicksal um

ein Herz voll Liebe! — Mir nun hat die Schönheit, haben die Geheimnisse der Natur die Seele gefangen genommen. Um unbeirrt von den Stürmen der Welt meinen reizenden Wissenschaften leben zu können, habe ich den Entschluß gefaßt, mich in die Stille und Einsamkeit eines Klosters zurückzuziehen."

Ueberrascht fragte ich ihn: „Eines Klosters? Und in welches?"

„In das Zisterzienser-Kloster . . .," antwortete er:

„Liegt es nicht in Oesterreich?"

„Nein, sondern in . . ., und zwar in einer poesievollen Einsamkeit."

Als ich ihn ermahnte, sich diesen wichtigen Schritt wohl zu überlegen, sagte er: „Alles ist bereits überdacht," öffnete ein Fach, zog einen Brief mit einem geistlichen Siegel aus verschiedenen Papieren hervor, und reichte mir denselben. Es war der Brief des Abtes. Folgende Zeilen kamen darin vor:

„Ich eröffne Ihnen, daß am **25**. des vorigen Monats Kapitel war. Der Prior las Ihre Petizion vor (welche, nebenher gesagt, im edelsten Latein ge-

schrieben ist), und einstimmig erklärten sich die Kapitularen für Ihre Aufnahme. Bringen Sie also Ihre weltlichen Angelegenheiten in Ordnung, denn ich möchte Sie längstens am 15. dieses Monats in meinem Stifte sehen, damit Sie Ihre drei Exerzizientage beginnen können, welche Sie ununterbrochen, wie es Sitte ist, in Ihrer Zelle zuzubringen haben. Sodann werde ich Ihre Einkleidung vornehmen. — Es steht Ihnen übrigens noch immer frei, Ihren Entschluß zu ändern. Sind Sie aber mit sich selbst einig, und lockt Sie wirklich die schöne Liebe zu den Wissenschaften in diese weltabgeschiedenen Mauern, die schon in frühen Zeiten ein Aufenthalt forschender Geister gewesen sind, so werde ich Sie mit offenen Armen empfangen. Unsere Bibliothek ist überaus reich an Schätzen, und es soll Ihnen an keinem Mittel gebrechen, das Sie auf dem Felde der wissenschaftlichen Forschung begehren werden."

„Da müßtest Du schon in der nächsten Woche die Reise in's Kloster beginnen?" fragte ich ihn.

„Allerdings. Es wäre mir lieb, wenn Du mich begleiten würdest. Wir werden auch durch Wien kommen, welches ich gern einmal sehen möchte."

Ich versprach ihm meine Begleitung. In der nächsten Woche befanden wir uns auf der Reise.

Da stieg ein ungeheurer Thurm auf, als wollte sein Adler die Wolken erreichen. Das ferne, stille Auftauchen des Stephansthurmes aus dem lange nicht gesehenen Wien erweckt ein eigenthümlich wehmüthiges Gefühl. Selbst auf ein erschütterndes Unglück, das man vor vielen Jahren in dieser Stadt erleben mußte, fällt ein sanftverklärendes Abendroth, daß man weinen könnte; für die Menschen aber, denen man damals zürnte, spricht ein milder Engel in unserer Brust eine Entschuldigung, und begehrt eine Versöhnung mit ihnen. Man ist weich geworden, als hätten ferne Flöten zu tönen angefangen.

Es ist wahr, Wien ist eine Sirene. Und zwar in diesem Sinne. Trenne Dich auf ein paar Jahre von Wien, und lebe in einer tage- oder wochenfernen Landeinsamkeit oder Provinzialstadt. Hörst Du endlich wieder nach langer Zeit die Donau rauschen, so erglüht Deine bleiche Vergangenheit allmälig, wie die blasse Wange einer melancholisch-schönen Jungfrau leise zu erglühen beginnt, wie sanfte Sirenenmusik stiehlt es sich in Dein Herz, und vor

Deinem innern Auge taucht der Stephansthurm still empor, und wächst in die Wolken. Gewiß wirst Du dieses fühlen, und zwar in aller möglichen Sanftheit eines Traumes; wenn Du in dieser Stadt Dein theuerstes, unverschmerzliches Grab hast. Du neigst Dein Haupt an die Urne der Vergangenheit, und weinst Thränen, die auch ein eisernes Männerherz ehren, wenn auch nicht mit den Augen!

„Welch ein zahlloses Heer von Freuden und Schmerzen mag sich zwischen diesen ungeheuern Steinmassen aufhalten!" sagte Maltinger. „Und welch herrliche, großartige, unaussprechlich liebenswürdige Menschen mögen ganz in der Stille zwischen vier Mauern walten, Menschen, deren Bekanntschaft wir leider nie machen werden!"

Nun kam bereits das Getöse der Stadt an unsere Ohren. Wir wandelten zwischen Palästen und Thürmen. Anfangs faßte uns das reiche Leben wie ein hochwogiger, pfeilschnell schießender Strom, und trug uns fort. Wir vermochten nicht gleich uns zu sammeln, denn die ungewohnten Lärmtrommeln eines residenzstädtlichen Lebens betäubten uns. Eben ward auf dem Stephansthurme die Riesenglocke geläutet;

ihr feierlich einsamer, gleichförmiger Donner, schwer und müde wie ein welkes Jahrhundert, bewegte uns sehr. „Wenn Napoleon ein schönes Glockengeläute vernahm," sagte der Freund, „so blieb er stehen, und verlor sich tiefsinnig in die Pracht der Metallklänge."

Ich sprach: „Liegt nicht im köstlich ernsten Quartett der Thurmglocken, oder auch nur im schwermüthigen Baßrufe einer einsamen Riesenglocke unser künftiges Grab?"

Bleichere Wangen, als wir bisher zu sehen gewohnt waren, flohen an uns vorüber, fremdgeistige, tiefbrennende Augen. Da ging im Menschengewühle ein Dichter vorbei, ungekannt, ungeahnt, wie im Orchesterlärme ein kostbarer Harfenakkord; kein Mensch kannte ihn, kein Mensch ahnte ihn, kein Mensch las in seinem edlen Angesicht, daß der Schöpfer seine Brust zum Käfig einer süßen Liedernachtigall gemacht — er verschwand in der Menge — aber er hatte schon manche Seele mit dem Golde seiner Gefühle und Gedanken höher gehoben, und schon auf so manche schöne Lippen den Wunsch gebracht: „Ich möchte ihn kennen!" Gewöhnliche Menschen lernen einen Dichter nicht kennen. Selbst die höheren

Menschen brauchen längere Zeit dazu. Jene aber würden gewiß erschrecken, wenn sie in eine Dichterbrust sehen könnten, wie sie erschrecken würden, wenn es möglich wäre, das Meer auszuschöpfen, und ihnen alle Schätze und Bewohner der fremdartigen Tiefe zu zeigen.

Einen Abend genoßen wir im Burgtheater, wo „die Braut von Messina" über die Breter ging, den nächsten im Hofoperntheater, wo mir Beethoven in seiner Ouverture zur Oper „Leonore" ein Gedenkemein aus seinem Grabe rief.

Nach einem dreitägigen Aufenthalte nahmen wir Abschied von Wien. Schon lagen weithin alle Häuser still hinter uns, mitten unter denselben ragte ein fremdartiges, himmelhohes Gebilde der Baukunst, der dunkle Patriarch der Thürme hervor, — endlich war die Hauptstadt versunken, nur ein einziger Thurmhals sah uns noch lange aus den hohen Lüften nach. Und wie mir der stille, einsame Thurm noch lange nachsah, als wollte er sprechen: „Wir sehen uns wieder! Der eherne Schicksalsarm, der durch die ungeheure Welt greift, wird dich in meine Nähe bringen!" öffnete die Sphinx meines Lebens ihren

Mund, aber ich verstand nicht ihre Räthselsprache. Erst nach Jahren erkannte ich, daß sie etwas sehr Schwermüthiges gesagt hatte.

Nach einigen Tagen ward die Natur um uns einsam, immer einsamer. Wir wanderten zwischen Wäldern, die kein Ende nehmen wollten. Ein einziges Mal sahen graue Felsengruppen auf uns nieder, dann ward es licht, als ob sich eine Aussicht öffnen wollte, plötzlich traten rechts und links wieder Wälder vor, und begleiteten uns wie in's Endlose fort. Nur selten zeigte sich ein Dorf; war dieses verschwunden, so erblickte man eine Weile darauf einen Kalkofen, dann fanden sich wieder Wälder ein, Wald zur linken, Wald zur rechten Hand, und leisteten stille, ernste Gesellschaft. Dadurch wurde der Wanderer vorbereitet, daß endlich etwas kommen werde, das die Ruhe und Weltabgeschiedenheit liebt. Man ahnte, daß irgend etwas Unbekanntes sich tief hinter diese Wälder gerettet, wie die zarte Taube vor dem Geier. Die wilden Leidenschaften, die man aus dem Lärme der Hauptstädte brachte, legten sich in dieser ungestörten Stille, in diesem tiefen Ernste der einsamen Waldnatur, es überkam die Seele ein

Gefühl, wie sanfte Ruhe nach einer schweren Krankheit, und wie Resignazion.

Endlich gaben die Wälder die zwei Wanderer frei. Ein melancholisch lächelndes Thal lag vor uns, in seinem dunkelgrünen Schooße ein Kloster. Ringsum standen Gebirge, als wollten sie den Stürmen der Welt den Zutritt wehren. Die Brünnlein hatten gar liebliche Spiele, hinter allen Gebüschen versteckten sie sich, und schwatzten und plauderten mit Silberzungen voll kindischer Schelmerei. Hier lachten sie unter Blumen, bisweilen aber hatten sie klingende Thränen. Wo es überaus still war und voll sanfter Melancholie, da fing ein Brünnlein an leise zu lachen. Wie die zartesten, kleinsten Kinder eines verborgenen Baches waren sie, den ganzen Tag über mußten sie spielen, aber überaus reizend mußten sich ihre Spiele wohl in Sommernächten ausnehmen. Ich ergriff meinen ledernen Reisebecher, um die jungfräuliche Welle zu fangen. Das Wasser war frisch und köstlich. Keinen Menschen erblickten wir im ganzen Klosterthale, in das wir immer tiefer hinabstiegen, kein Sang eines Vogels ertönte, die Gebirge goßen dunkle Schatten aus, schweigend stand das altergraue Klo-

ster mit seinen zwei Thürmen. Jetzt schlug die Klosteruhr, langsam, schwer, tiefernst. Eine Weile hallte der Metallklang nach, dann herrschte wieder ergreifendes Schweigen. O, es war hier still, als ruhte die Natur, und stützte die Stirn ihres Götterangesichtes auf die Hand, wie zur tiefsinnigsten Betrachtung! Plötzlich flogen auf dem Klosterthurme, etwas tiefer als die Glocken, die zwei Flügel eines Thores auf, und eine Riesenorgel begann zu donnern; es war nur ein einziger Akkord, aber er breitete sich wie ein Meer aus, und ergoß sich weithin durch die Einsamkeit der Wälder. Wir standen still, die Majestät eines Zaubers hielt uns fest. Es war der Sturm eines Akkordes, aber in diesem Sturme lag eine eherne Ruhe, lag eine Resignazion, die in den Abgrund der Brust drang, als donnerte der Geisterchoral der tausend Mönche, die seit den versunkenen Jahrhunderten in diesem Kloster gewaltet, und längst Asche geworden! Nie habe ich ein ergreifenderes Memento mori gehört! Wie eine überirdische Warnung scholl es, wie die Mahnung einer unbekannten Macht: „Es gibt eine Ewigkeit!“ Und wie das Meer des Akkordes ruhvoll fortdon-

nerte, überkam mich ein so ernstes Gefühl, als wäre ein König nach einer verlornen Kronenschlacht in dieses Thal geflohen! Oder eine seelenvolle Fürstenwitwe, noch in der blassen Schönheit der Jugend, nach dem Begräbnisse des unvergeßlich geliebten Mannes! — Das Landvolk nannte diese sonderbare Orgel, einst zu dem Zwecke erbaut, den Hilferuf auszudonnern, wenn sich das Kloster in Gefahr befand, den „Waldriesen."

„Hörst Du," sagte ich zum Freunde, „das so mächtig Ergreifende? Ist es Dir nicht wie eine Mahnung: Du bist jung, zaubersüß ist die Liebe, und Deine Braut soll Resignazion heißen? Bedenke Dir's wohl!"

Der Freund erwiederte: „Es ist bedacht und unwiderruflich."

Jetzt nahm uns der Klosterhof auf; ein beträchtlicher Raum, aber menschenleer und still, als wäre das Gebäude ausgestorben. In der Mitte stand, bewacht von zwei kolossalen Sphinxen, eine Pyramide, von der uns mit vergoldeten Metall-Lettern die Worte entgegenglänzten: „Denke an Dein Grab!"

Wir kamen in den Kreuzgang. Zwanzig braune Zellenthüren liefen in seine dunkle Tiefe hinunter. Auch hier Todtenstille!

Der Freund verfügte sich in die Prälatur, und stellte sich dem Abte vor. Der Greis mit den Silberhaaren, ein goldenes Kreuz vor dem schwarzseidenen Skapulier, lud mich freundlich ein, bis zum Tage der Einkleidung in seinem Kloster zu verweilen. Darauf führte der Prior, eine hohe, hagere Gestalt mit den schwärzesten Augen, den Bewerber in seine Zelle, wo die drei Exerzizientage begannen. Die Aufgabe dieser Exerzizientage bestand in der Ausarbeitung einer Meditazion über das vom Prior, der zugleich Novizenmeister war, gegebene Thema: „Erzählung meiner Vergangenheit und Plan meiner Zukunft," dann in der Uebersetzung einiger Psalmen in's Deutsche.

Während dieser Zeit kam ich mit dem Freunde nicht zusammen. Mir wurde ein Gastzimmer aufgesperrt, dessen Fenster in köstliches Waldgrün hinaussahen. Wohlthätig, nach all den Lärmtrommeln der Welt, wirkte die poetische Stille, die hier herrschte, auf mich.

Die Exerzizientage waren vorüber, der Tag der Einkleidung war angebrochen. Gleich nach der Frühmesse klang die Horaglocke durch die Hallen. Eine braune Thüre nach der andern öffnete sich, aus jeder Zelle kam der Bewohner, mit einem weißen, weitfaltigen Ordensmantel angethan, das Haupt unter der Kapuze, in der Hand das Brevier. Alle Kapitularen verfügten sich in's alte Kapitelhaus, und bildeten, nach dem Seniorate, längs der rechten und linken Wand zwei schweigende Reihen. Die Kapitelhalle mit ihrem beständig düstern Tage wölbte sich über Mönchsgrüften; durch die stille Dämmerung hauchte es wie Geflüster der Vergänglichkeit. In der Mitte stand ein weibliches Steingebilde, das von Meisterhand herrühren mochte, aber die Unbilden der Zeit erfahren hatte; der Kopf war abgebrochen und verloren gegangen, der Körper war noch immer schön, wenn gleich verletzt, auf der linken Hand hielt die Gestalt eine Krone, auf der rechten einen Todtenkopf. Am Fußgestelle waren nur mit außerordentlicher Mühe die halb ausgelöschten Worte zu lesen: „Ich war jung, schön und stolz. Mein Haupt trug eine Königskrone. Was ist mein letztes Haus? — Ein Sarg. — Mein letztes Glück? — Die Ruhe des Todes."

Vor dem Kapitelhause rauschte es wie faltiges Gewand, und der Abt trat ein, in einen schneeweißen, weiten Ordensmantel gehüllt, um das Haupt die Kapuze, vor der Brust ein goldenes Kreuz. Er ging zum Altare des Kapitelhauses, und wandte sein Angesicht gegen den Eingang.

Zum letzten Male stand der Freund in weltlichen Kleidern. Er warf sich, wie es bei der Einkleidung Sitte ist, auf das Angesicht. Der Abt, der vor ihm stand, fragte ihn:

„**Quid petis?**“ (Um was bittest Du?)

„**Misericordiam Dei et Ordinis.**“

(Um die Gnade Gottes und des Ordens.)

Darauf sprach der Abt: „**Surge!**“ (Steh' auf!)

Der Freund erhob sich. Der Abt las ein Kapitel aus einem Buche, das von der Selbstverläugnung und von der Aufgabe, der Welt abzusterben, handelte. Während dann die Kapitularen einen Psalm sprachen, wurde der Bewerber in die Kleidung der Zisterzienser-Novizen gehüllt. Weißer Habit, weißes Zingulum, weiße Kapuze.

Die Zeremonie der Einkleidung war beendet.

Ich besuchte den Freund in seiner Zelle. Sie

ging auf den Klostergarten hinaus, war ein hochgewölbtes Zimmer mit nackten Wänden, und hatte nicht mehr Einrichtungsstücke, als gerade nothwendig waren. Der Mensch braucht nur in Städten viel, vorzüglich viel in Hauptstädten, und wenigstens soviel Gold, als hinreicht, sein Elend leicht zu übergolden. Die stille, nackte Klosterzelle kann Dir zum prächtig drapirten Fürstenzimmer werden, aber nur Eines mußt Du haben: — Beruf!"

„Nun hast Du die Welt abgeworfen, Bruno!" sagte ich, während ich seine Rechte schüttelte. Den Klosternamen Bruno hatte er bei der Einkleidung erhalten. „Also zwischen diesen vier Wänden wird Dein Noviziatjahr, werden vielleicht auch Deine vier Klerikerjahre verfließen? Hier ist es still, ernst und einsam. Was mich betrifft, so glaube ich, zu leidenschaftlich schmachtender Natur zu sein; mich müßte die Sehnsucht in dieser ewigen Einsamkeit tödten!"

Der Freund erwiederte: „Jeder trägt das Gesetz in seiner Brust."

Einige Priester luden mich freundlichst ein, diesen Tag noch im Kloster zuzubringen. Ich folgte der

Einladung, und beschloß, mich erst in der nächsten Morgenfrühe von dem Freunde zu trennen.

Nachmittags besah ich mir mit Bruno und in Begleitung einiger Ordenspriester die Gegend. Bei einem Pfade, der in's Gebirge hinaufführte, erblickte ich eine einsame, überschattete Bank, auf der eine Dame im schwarzen Atlaskleide saß, und auf ihre Begleiterin zu warten schien, die eben den Gebirgsweg herabschwebte. Ich kannte die Dame auf der Bank, das heißt, ich hatte sie einmal gesehen und ihren Gesang vernommen. Eine herrliche Sängerin, mit dunklen Augen und einem Angesichte voll feinen Adels. Diese Gestalt machte auf mich einen eigenthümlichen Eindruck. Im süßen Gebirgsdunkel trat der feine Adel ihres zartgerötheten Angesichtes noch reizender hervor. In der stillen Weltabgeschiedenheit der Klosterlandschaft brannten ihre schönen Augen noch fremdartiger, noch magischer. Wie eine märchenschöne Blume aus fernen Ländern erschien sie mir, und als ich sie im Vorübergehen sah, ahnte ich nicht, daß sie einst meine Seele schwer krank machen würde. Ungleich zauberischer als im Gewühle der Stadt, erscheint eine Dame in einer stillen, ern-

sten Klosterlandschaft, vorzüglich wenn über den Gebirgen eine verklärende Abendröthe verglüht.

Im Gastzimmer, das mir angewiesen war, befand sich ein Klavier; dieses wurde heute Abends geöffnet, und der schwärmerisch blasse, unter einem Weidenbaume schlafende Genius der Schubert'schen Lieder aufgeweckt. Ich sah zum Fenster hinaus; der Mond war früh aufgegangen, die nahen Wälder standen todtenstill, die Brünnlein plätscherten. Wer die Sehnsucht kennen lernen will, der höre Lieder von Schubert in einem weltabgeschiedenen Kloster. O Du, der fühlt und leidet wie ich, Dir sag' ich es, ich hätte weinen mögen, wenn ich weinen könnte! Der Zauber des Mondes, wie das Antlitz einer geliebten Todten, die nahen, grabstummen Wälder, das Geriesel versteckter Quellen, der langsame, schwermüthige Stundenruf der Klosteruhr, die Einsamkeit der Natur, die Schönheit der Schubert'schen Lieder, das Alles vereint machte mir die Brust zu voll und zu schwer, ich fühlte mich unglücklich, weil mir die Freundschaft nicht genügte, ich bat den Schöpfer um das Zauberglück der Liebe, ach! meine Seele weinte unter der schönen Musik die tiefgefühlte Bitte: „Führe

mir das Herz zu, ohne das mein Leben kein Leben ist! Ja, sie setzte wieder ihr sanftes Zauberhorn an den schönen Mund, sie lockte mich wieder hinaus in den Sturm der Welt, sie, die mächtige, poesievolle Sehnsucht, um zu kämpfen, zu entbehren, zu leiden, und mit großer Selbstverläugnung mein innerstes Wesen in eine Zwangsjacke zu pressen, und um endlich, vielleicht erst nach vielen Jahren eine Seele zu gewinnen, als Entschädigung für alle Mühe, für alle Verwundungen, für allen Kummer und Verdruß und Zorn! —

Der Abschiedsmorgen war angebrochen. Tiefdunkle Dämmerung webte noch durch den Kreuzgang, die braunen Zellenthüren liefen in die schweigende Tiefe hinunter, eine Lampe erlosch wie ein sterbendes Mönchsauge. Der Freund begleitete mich durch den Hof. Von der Pyramide schimmerte mir die goldene Aufschrift entgegen: „Denke an Dein Grab!" Die kolossalen Sphinxe lagen ruhvoll.

Das Klosterthor verschwand hinter uns, und Bruno begleitete mich noch eine gute Strecke Weges, bis dahin, wo ein Wald begann, vor dem eine steinerne, verwitterte **Mater dolorosa** stand. Hier hielten wir, um uns zu trennen.

„Also Freundschaft bis an das Ende unsers Lebens!“ sprach Bruno.

„So lang, bis es in meiner Brust nicht mehr hämmert,“ antwortete ich. „Aber um Eines muß ich Dich fragen. Wenn ich jemals von meinem bessern Selbst abfallen sollte, wirst Du auch den Muth besitzen, mich kräftig daran zu mahnen, selbst dann, wenn meine Antwort in Deine Brust dringen sollte, wie das Schwert in den Busen dieser **Mater dolorosa** vor uns?“

„Du sollst mich immer wahr finden,“ erwiederte er. „Versprich mir Gleiches.“

Ich gab das Versprechen.

Er sagte: „Ich sah schon öfter Freunde, die lang ihren Weg wie Brüder gingen, bis der eine oder der andere ein weibliches Wesen fand, ein Wesen, reizend, aber ohne Wahrheit. Nun ward die Zügenglocke der Freundschaft geläutet. Schon öfter sah ich vom Baume der Liebe den Zankapfel zwischen zwei Freunde fallen. Der Liebeverblendete sprach endlich zu seinem Bruder: „Ich habe mich an Dir geirrt. Ich habe einen Heuchler entlarvt. Ich breche mit Dir, und zwar auf immer!“ Das Wort: „Im-

mer!" war der letzte Nagel in den Sarg der Freundschaft." — Der Freund sah mich eine Weile schweigend an. Dann fügte er hinzu: „Wenn es möglich wäre, daß auch Dir etwas Aehnliches begegnete, würdest Du dann meine Stimme noch hören, meine Warnung ehren und beherzigen?"

„Gewiß!" sagte ich.

„Also Freundschaft durch jedes Glück und Unglück des Lebens!" sprach er. „Freundschaft bis in den Tod!"

Ein Lebewohl, ein Kuß, wie ihn männliche Freundschaft gibt, und es war geschieden. Ich eilte vorwärts, Bruno kehrte in's Kloster zurück. Ich war schon weit voraus, als er mich noch beim Namen rief. Ich wandte mich. Er stand stille, sein Arm war ausgestreckt gegen die verwitterte **Mater dolorosa**, und er rief mir noch nach: „Denke oft an die steinerne Schmerzens-Maria, bei der wir Abschied nahmen!"

„Sehr oft! Und lebe wohl!" rief ich ihm zurück. Und nach drei Herzschlägen war der weiße, geliebte Zisterzienser-Noviz im Thale verschwunden.

Rüstiger schritt ich vorwärts, bis ich nichts mehr sah, als Himmel und Wälder, Wald rechts, Wald

links, meine grüne, köstliche Reisegesellschaft, wie bis an's Ende der Welt mit mir wandernd. Und als ich immer tiefer in die himmlich ernste Waldnatur vordrang, als es immer einsamer und nächtlicher um mich ward, als der süße Duft des Tannenharzes mir entgegenfloß, als ich noch immer das verklingende Echo der Schubert'schen Lieder in der Brust hatte, als mit jedem Schritte die weiße Gestalt des Freundes und die „Schmerzens-Maria" sich immer weiter entfernten, da war mir, als würde ich Beide nicht mehr wiedersehen, da liebt' ich ihn so stark, wie man den ersten und vielleicht zugleich letzten Freund nur lieben kann, da stürzte sich erst die schwere Wehmuth des Scheidens über mein Herz! „Schöpfer!" rief ich tiefbewegt, „erhalte mir diesen einzigen Menschen, den ich habe, gesund, wahr und edel! Bewahre ihm die Ruhe, und laß auch mich endlich zur Ruhe kommen!"

Ein Dorf lag vor mir. Eine kleine Thurmglocke wurde geläutet; die Metallklänge schwankten. Für mich, dem jetzt Alles bedeutungsvoll war, hatte diese ländliche Thurmglocke ein zitterndes, weinendes Klingen. O Wehmuth der Freundschaft, auch dich habe ich gefühlt! Kostbares Gefühl! Lebe wohl, Vergangen-

heit! Nimmer kehrst du mir wieder! — Das Herz wird endlich im Sturme des Lebens ehern; so schäme man sich denn nicht jener elegischen Gefühle aus heiligen, unwiederbringlichen Stunden!

Mich empfing wieder das bewegte Leben der Städte. Wir sahen uns viele Jahre nicht, denn weder meine, noch seine Verhältnisse erlaubten es; doch wechselten wir fleißig Briefe. Er ward ausgekleidet, das heißt, er vertauschte das Novizenkleid mit der Tracht der Ordenskleriker, welche aus einem weißen Habit, einem schwarzen Skapulier und Zingulum von derselben Farbe, dann aus einem schwarzen, mit einem weißen Linnenstreifen versehenen und unter dem Kinne spitz zulaufenden Collar bestand. Nach dem dritten Jahrgange der theologischen Studien kettete er sich bei der Profeß mit einem Federzuge am Hochaltare für lebenslänglich an den Orden, und ein Jahr darauf feierte er seine Primiz, bei welcher Gelegenheit ich ihn endlich wieder erblickte. Ich erkannte damals, daß seine Ordensbrüder ihn sehr lieb gewonnen hatten, und man allgemein die schönsten Hoffnungen von ihm hegte. Er stand in der besten Mannesblüte, und seine Ordenstracht kleidete ihn vortrefflich.

Später suchte mich ein Schmerz heim, wo er mir das gediegene Gold seines Karakters zeigte. Von jener Bank im ernsten Klosterthale, auf der ich vor einigen Jahren die reizende Dame im schwarzen Atlaskleide gesehen, spann der Finger meines Schicksals einen Faden, der sich bis in das Gewühl der fernen Städte verlängerte, und lange Zeit unsichtbar durch mein Lebensgewebe lief, bis er endlich, als meine Stunde schlug, sichtbar ward.

Ich sah die Sängerin zum dritten Male, und dann recht oft in der Stadt * * *. Der zarte Adel ihres Angesichtes und ihre dunklen, großen Augen bekamen täglich mehr Macht über mich, was aber den Zauber vollendete, waren ihr herrlicher Gesang und der Ruf ihres reinen Wandels. Besonders gefiel sie mir in Meyerbeer's Oper: „Robert der Teufel," und zwar im vierten Akte bei der Stelle, welche mit „Mitleid!" oder „Gnade!" beginnt. Die Einleitung macht die Harfe, darauf folgen die schwellenden Wogen des Orchesters, und von den Purpurlippen der Sängerin zieht eine melodische Bitte, wie sie wehmüthig schöner selbst nicht aus dem Busen eines Engels flöten könnte! Ihr Alle kennet die

Stelle sehr wohl, die ich meine. Es ist ein Gedanke voll Tiefgefühl, und ich bewahre ihn treu in meinem Herzen neben den holdesten Melodien, die mir lieb und theuer geworden. Und wo ich immer diesen seelenvollen Gesang vernehmen werde, sei es nun in den Lüften der Heimat oder in der fernen Fremde, hauche er mir nun von der Flötenzunge einer zweiten Malibran, oder von dem Waldhorne, oder von dem herrlichen Violoncell entgegen, stets wird ein wehmüthiger Schauer über die hundertsaitige Windharfe laufen, die sich über den ganzen Kirchhof meiner Vergangenheit ausspannt!

Der elegische Zauber, welchen die bezeichnete Sängerin in dieser Stelle entfaltete, machte mich zu ihrem Gefangenen. Es hatte sich in meine Brust bereits ein Gefühl eingeschlichen, von dem die schöne Dame nicht die geringste Ahnung hatte. Meine Phantasie rastete nicht, dieses Gefühl täglich gewaltiger zu machen, bis es mich mit seiner Riesenstärke überwältigte.

Und ich ließ mich sehr gern überwältigen. Denn ich dachte so: Ein alltägliches Mädchen taugt nicht für dich. Sie kann dir nie geben, was der Abgrund

deiner Brust fordert; du würdest an ihrer Seite ein ewiger Einsiedler sein. Du begehrst nicht blos das Weib, sondern zugleich die Freundin! Darum blicke höher, und wähle Jene, in deren Busen sich die reiche Welt der Kunst gesenkt hat. Mit dem Haupte mag sie immerhin dir blos bis an's Kinn reichen, oder noch etwas höher, denn ich habe gehört, es soll nicht gut sein, wenn das Weib den Mann überragt; aber ihr Herz darf nicht kleiner sein als deines, und muß groß und feurig fühlen wie du, — oder noch größer und feuriger! Willst du lieben und geliebt werden, so suche eine Künstlerin, aber eine seelenvolle. Und noch Eines: — eine sanftmüthige! Denn ohne Sanftmuth ist das Weib kein Weib! Sanftmuth und Seele, so heißen die zwei größten Perlen, die im ganzen Meere der weiblichen Schönheit zu finden sind. Größere kenn' ich keine mehr. —

Doch wie sollte ich's anfangen, um mit der geliebten Sängerin bekannt zu werden? Ich kannte keinen Menschen, der eine ersehnte Annäherung hätte bewirken können. Sollte ich zur Feder greifen und ihr schreiben? Könnte sie diesen Versuch nicht übel auf-

nehmen? Jedenfalls müßte der Brief so gestaltet werden, daß eine solche Kühnheit sich mit der höchsten Zartheit verschwistern würde.

Nun fügte es der Zufall, daß ihre Magd dieselbe war, die vor vielen Jahren bei einer mir befreundeten Familie gedient hatte. Diese Magd verschaffte mir einst einen sehr interessanten Genuß, welcher darin bestand, daß sie mich die Wohnung ihrer Herrin besehen ließ, und zwar an einem Tage, wo dieselbe einen ländlichen Ausflug unternommen hatte. Aus der Einrichtung eines männlichen Zimmers läßt sich nur selten auf den Geist des Bewohners schließen. Oft hält sich die reichste männliche Busenwelt zwischen vier nackten Wänden auf, unter Geräthe, welches Du in einer spießbürgerlichen Haushaltung finden kannst. Du suchest vielleicht bei diesem Manne eine nicht unbedeutende Bibliothek, oder doch viele ausgewählte Bücher, und findest mit Noth drei oder vier; in ihm selber jedoch liegen zwanzig oder dreißig Bände verborgen, womit er bis zum Tode seinen schriftstellerischen Geist glänzend manifestiren wird. Anders ist es mit weiblichen Gemächern. Die zierliche, zarte Frauenseele verklärt ihre

nächste Umgebung, und gestaltet dieselbe nicht selten zu einem trüben, bisweilen sogar zu einem silberklaren Spiegel der Ahnung.

Darum gab mir die Wanderung durch die Zimmer der Sängerin einen eigenthümlichen Genuß. Zerstreut auf den Tischen, Kästen und auf dem Pianoforte fand ich köstliche Bücher. Von Schiller: Don Carlos, Wallenstein, Maria Stuart und die Braut von Messina. Von Göthe: die Wahlverwandtschaften, Faust, Iphigenie und Tasso. Von Heinrich Kleist: sämmtliche Dichtungen. Von Jean Paul: den Titan. Von Grillparzer: Medea, Sappho und der Traum ein Leben. Von Lenau: Faust und Savonarola, dann einige Gedichte, abgeschrieben von ihrer eigenen Hand, auf Goldschnittpapier, mit perlartigen Lettern. Schefer's Novellen. Von Oehlenschläger: Axel und Walburg.

Von den Musikalien erblickte ich gar nichts, sie waren alle in einem versperrten Kästchen aus Ebenholz, mit Silber und Perlenmutter eingelegt.

Ueber dem weißen Divan hing ein Bild aus der „Braut von Abydos:“ Meer, hohe Felsen, am Ge-

stade ein schöner, im Kampfe gefallener Jüngling, die Hand von der Welle gehoben. Zwei Geier schweben auf ihn nieder, um ihn dem Wurme zu rauben. Darüber eine Spieluhr, welche das ergreifende Gebet aus „Moses" flötet. Unter diesem hohen Flötengebete wird das darunter befindliche Bild voll melancholischer Schönheit, und man trauert um den gefallenen Jüngling unter den schwebenden Geiern.

Auf einem Tischchen lag ein Stickrahmen, die Blume war ganz, der Schmetterling darauf zur Hälfte vollendet. Aber daneben lag etwas mir sehr Liebes: zwei weiße Handschuhe. Die kleinen Hände hatten ihre zarten, süßen Formen darin zurückgelassen. Wie gern hätte ich den Handschuh der Rechten geraubt! Oder auch den der linken Hand. Als die Magd zum Papagei in seinem Käfige am Fenster ging, preßte ich drei Schwärmerküsse auf einen der Handschuhe.

Vor einem Fenster blühte die schönste Bastardpelargonie, die ich je gesehen.

Das Schlafgemach war orientalisch üppig drapirt. Hinter einem gewölbten Spiegelfenster an der Wand waren kleine Felsengrotten und Bäume ge-

bildet, die Silberquelle bestand aus natürlichem Wasser, und eine kleine, goldgrüne Schlange bewegte sich langsam darauf zu.

Ich ahnte eine poetische Seele. Ich sehnte mich die Geliebte täglich zu sehen, täglich ihren Gesang zu hören. In ihr edles Antlitz sah ich wie auf das schönste Blatt einer goldenen Dichtung, ihren Gesang schlürfte ich wie einen Zaubertrank. Endlich nahm ich Papier und Feder, und schrieb einen Brief an sie.

Ich werde nie mehr in meinem Leben etwas so Tiefgefühltes schreiben, wie diesen Brief. Was ich je gedacht und gefühlt, erreicht nicht seinen Inhalt, und steht nur wie dunkle Pflanzen neben einer morgenländischen Prachtblume. Ich legte in diesen Brief ein unendliches Herz und eine verzehrende Phantasie. Wenn ein Brief der Silberspiegel einer Seele sein kann, so war es gewiß dieser, den mir die üppigste Poesie der Liebe diktirt hatte; wer ihn las, mußte mich durch und durch kennen, und ich selbst mußte erschrecken, als ich die Feder hinlegte, und meine Augen die Zeilen durchflogen. Wie gern würde ich dem Briefe, obwohl er aus vier vollgeschriebenen

Quartblättern bestand, ohne die Besorgniß, die Leserin oder den Leser zu ermüden, hier eine Stelle anweisen, wenn ich die Macht hätte! Ich besitze keine Abschrift, und was ich geben könnte, wäre nur der matte Abglanz einer sanften Begeisterung, die nur jenen Stunden angehört, und nicht mehr zurück zu zwingen ist. Hast Du es nie erlebt, daß es im Dasein Stunden gibt, wo man eine Sprache spricht, die man später nicht mehr zu wiederholen vermag? Den Inhalt, allerdings, den kannst Du wiederholen, aber der Zauber, der Duft, welcher ihn umfloß, der war nur einmal, und kommt nicht wieder.

Tag auf Tag entschwand, ich erhielt keine Antwort; meine Seele war in einer peinvollen Spannung, die nicht lang dauern konnte, ohne eine Verwüstung in mir herbeizuführen, denn es handelte sich um mein tiefstes Bedürfniß, um die Krone meines Lebens. Sie mußte mir antworten, oder — sie hatte kein Gemüth.

Die Antwort erschien; ich sah die perlartige Schrift. Es waren nur wenige Zeilen, in diesen aber die Worte: „Ich stelle die freundliche, wehmüthige Bitte an Sie, mich zu vergessen. Weder

Freundschaft, noch Liebe kann ich Ihnen weihen. Ich muß mich dem eisernen Szepter meiner Verhältnisse fügen, bin nicht mehr frei, und für Sie auf immer verloren."

Nicht wie ein Blitz schlug diese Antwort in mein Herz, sondern eine befremdende Ruhe senkte sich auf mich nieder, die müde, sonderbare Ruhe der Hoffnungslosigkeit. Ich ging in einer Sandwüste, in der die Oase der Freundschaft grünte, eine Oase, die mich nicht mehr erquickte. Ich tobte nicht gegen mein Schicksal, sondern ich war sanft, aber es war die Sanftheit, mit der man einen schönen Kranz um eine stille, theure Urne schlingt. Und wie man mit dieser Sanftheit von der Urne Abends heimgehen kann, und sich krank zu Bette legt, so erging es mir.

Meine Seele ward krank, schwer krank. War es nun in Folge der innigsten Verbindung, in welcher die Seele mit dem Körper steht, oder war es was immer für eine Ursache, ich erkrankte endlich auch körperlich, erkrankte schwer. Erst nach acht Wochen konnte ich wieder unter dem freien Himmel wandeln, und die frische Luft athmen.

Als einst der Abend durch die Vorhänge meines

Zimmers und über mein Krankenlager dämmerte, suchte mich wieder das beängstigende Fieber heim. Da begann ein düsteres Traumleben sich zu entfalten, dessen ich noch immer gedenke. Es kam mir vor, als befände ich mich im spanischen Kloster St. Just, und als wäre ich jener Kaiser, der hier seine letzten Lebenstage zugebracht. Ich stand unter den ernsten Mönchen im Garten, und grub mein Grab.

Jener eigenthümliche Kaiserwunsch, den uns die Weltgeschichte aufbewahrt hat, erwachte jetzt auch in mir. Ich sprach wie Karl V. zu den Mönchen: „Es soll sein, als wäre ich gestorben. Ich will mich in einen Sarg legen, und meine künftige Todesfeier sehen." Als ich diesen Wunsch ausgesprochen, erbleichten die Mönche, und entgegneten: „Es soll geschehen!" und entfernten sich.

Ich verfügte mich langsam aus dem Garten in die Klosterkirche. Sie war von oben bis unten mit schwarzem Tuche ausgeschlagen, das sie nächtlich düster machte, und mit einer Menge Wappen geschmückt, die man aus Madrid hatte kommen lassen. Ueber dem Hochaltare schwebte das Bahrtuch. Im Presbyterium stand der Tod, ein riesenhohes Beingerippe mit der

Sense, und glotzte mit den apfelgroßen, leeren Augenhöhlen auf die Szene in der Mitte der Kirche. Hier stand, umgeben von den Mönchen in schwarzen Mänteln, mit langen Silberbärten und starklodernden Fackeln, ein prachtvoller, offener Sarg neben einem **Castrum doloris**. Ein Lichtmeer, wohl von tausend Wachskerzen gebildet, war durch die schwarze Kirche ausgegossen.

Ich legte mich in den Sarg. Er wurde geschlossen. Dann legte man einen Purpurmantel und eine Krone darauf. Dann wurde er von starken Armen emporgehoben, und auf das **Castrum doloris** gesetzt. Und jetzt — o nie werde ich in der Wirklichkeit eine so schwermüthig schöne Musik hören, wie nun in mein Ohr drang. Es war der Leichengesang der Mönche in ihren schwarzen Ordensmänteln, mit ihren langen Silberbärten und Leichenfackeln. Ein langsam ziehender, schwarzer Strom von Männerakkorden, in die tiefste Nacht der Seele dringend! Unsäglich feierlich, unsäglich ernst! Strenge, ruhevoll, majestätisch, ohne alle weibliche Weichheit. Es war ein Lied über die Vergänglichkeit. Das Merkwürdigste aber und Ergreifendste war die Beglei-

tung dieses Leichengesanges. Mir kam vor, als wäre auf den hohen Klosterthürmen eine Menge nach der Scala gestimmter Glocken, vom hohen Silbertone angefangen bis in den tiefsten Riesenbaß hinunter. Alle diese Glocken wurden nach dem Takte geschlagen, dergestalt, daß die Töne aus der gewaltigsten Tiefe zur Höhe emporstiegen und wieder zurückgingen, eine Art Glockenharfe oder Glockenklavier, nur im kolossalen Maßstabe. Dadurch wurde in den hohen, reinen Lüften ein wunderschönes, melodisches Geläute wach gerufen, welches den Sang der Mönche begleitete. Ich lauschte in meiner Sargnacht den Akkordgängen dieser wunderbaren Glockenharfe, lauschte athemlos, und wurde bis zum Sterben erschüttert. Eine so zaubervolle Kaiserleichenmusik kann nur der Traum spielen.

Endlich verstummte der Feiersang und die Thurmglockenmusik. Die Mönche entfernten sich, die Kirche ward leer. Der Sakristan sperrte von außen die Kirchenthüre, der Klang des umgedrehten Schlüsselbartes scholl weit hinunter durch die verlassenen Räume. Die Luft rauschte in meiner Sargnacht.

Ich hob den Sargdeckel auf; Purpurmantel

und Krone fielen zur Erde. Ich stieg aus meinem Sarge. Die tausend Wachskerzen waren erloschen, dämmernde Nacht herrschte durch die Klosterkirche. In meinem Herzen war nicht mehr der Glanz der Welt, sondern Einsamkeit und Vergänglichkeit. Da fing im Presbyterium der riesenhohe Tod mit seiner Sense sich zu regen an, ging langsam auf mich zu, und sprach: „Ich will dich abmähen gleich einem Grashalme, in deiner Jugend goldenen Tagen!" Die Angst trieb mich zur versperrten Kirchenthüre, ich pochte, wurde aber nicht gehört. Immer näher kam die vernichtende Gestalt. „Reicht mir denn Niemand die Hand?" rief ich. „Ist denn mein Leben eine Wüste, und hört mich weder das Ohr der Freundschaft, noch das der Liebe?"

Jetzt hatte mich der Tod fast erreicht. Da machte die Angst den Fiebertraum zerrinnen — und wie er leise zerrann, flog ein weißer Damenhandschuh durch das Dämmergewebe, das meine Augen umsponnen hielt — dann schwebte eine Pelargonie vorüber — dann zerriß der Flor der Dämmerung, ich fühlte auf meiner Stirn eine Hand, die mir eine angenehme Empfindung erregte, die Gestalt eines Mannes stand vor

meinem Lager, und die Stimme verrieth mir — den Freund.

Er hatte meinen Angstruf im Fiebertraume gehört, denn er sprach: „Ist denn mein Leben eine Wüste, und hört mich weder das Ohr der Freundschaft, noch das der Liebe?“ Dann fügte er hinzu: „Also bist Du krank? Schwer krank? Und ich wußt' es nicht.“ Er machte mir einen liebevollen Vorwurf, daß ich ihn nicht durch einen Brief von meinem Erkranken hatte in Kenntniß setzen lassen, und ich erwiederte, daß mir dieses bisher nicht thunlich gewesen wäre.

Er entfaltete ein Papier, und sprach: „Sieh, das ist ein Paß. Ich habe die Erlaubniß erhalten, in Begleitung eines vortrefflichen Mannes nach Paris und London zu reisen, da eben die Ferialmonate sind. Nun ist der Reiseplan plötzlich zu Wasser geworden. Hier, im Krankenzimmer des Freundes ist mein London und Paris.“

Ich wußte, daß diese Reise seit früher Zeit schon unter seine reizendsten Wünsche gehörte, und daß er nach den jahrelangen Anstrengungen in seinem Ordensberufe einer bedeutenden Erholung bedurfte. Er sah

bleich und angegriffen aus von rastloser Thätigkeit in seinem klösterlichen Wirkungskreise. Die goldenen Worte: „Im Krankenzimmer des Freundes ist mein London und Paris," schrieb ich mir auf das geheimste Blatt meines Herzens, denn sie ehrten ihn sehr, aber ich sprach: „Solch ein Opfer ist zu groß, als daß ich es annehmen könnte. Ist es Dir möglich, so schenke mir ein paar Tage, dann reise."

Er that aber, als hätte er diese Worte nicht vernommen. Sein Entschluß war bereits gefaßt.

Nach einer Weile fragte er mich: „Und wie steht es mit Deiner Kasse aus?"

Wahrhaftig, ohne an irgend etwas Anderes zu denken, als blos die Wahrheit zu sagen, antwortete ich: „Schlecht. Die häufigen Besuche des Arztes, die Wärterin bei Tag und Nacht, die vielen kostspieligen Arzeneien, und andere Dinge — es muß ja so sein." „Natürlich," erwiederte er ruhig, nahm von dem Tische ein Buch, und blätterte darin. Dann sagte er: „Sieh, hier ist etwas für mich, das ich mir notiren muß." Er zog nach diesen Worten sein Souvenir hervor, und sagte verdrießlich für sich: „Wieder keine Bleifeder!" dann fragte er mich: „Hast Du vielleicht

eine Bleifeder in Deinem Souvenir? Es gibt gewisse Dinge, die vergesse ich doch immer. Darunter gehören das Federmesser und die Bleifeder."

„Ich glaube eine zu besitzen," entgegnete ich. „Dort in der Tischlade wirst Du mein Souvenir finden."

Er fand den gewünschten Stift, nahm ein Blatt Papier und schrieb darauf, wobei es mir schien, als benützte er mein Souvenir als Unterlage. Dann legte er Souvenir und Bleifeder in die Lade des Tischchens, das neben meinem Lager stand, und fragte mich: „Ist Deine Wärterin doch eine verläßliche Person, und kann man ihr Vertrauen schenken?"

Ich bejahte.

Als ich des nächsten Morgens mein Souvenir öffnete, um darin nach einem beschriebenen Blatte zu suchen, erschreckte mich eine überraschende Entdeckung. Bruno hatte beinahe sein ganzes Reisegeld, eine namhafte Summe, heimlich hineingelegt.

Als er gleich darauf in mein Zimmer trat, reichte ich ihm das Souvenir mit den Worten: „Bruno, das darf nicht sein."

„Was darf nicht sein?" fragte er mich mit einem etwas unwilligen Erstaunen und Erröthen.

„Du hast gestern meine Antwort mißverstanden," sagte ich. „Dein Herz ist gut, sonst wäre es eine Beleidigung."

Er entgegnete: „Ich weiß schon, was Du meinst. Kein Wort mehr darüber, wenn ich nicht böse werden soll." Er trat zum Fenster, und suchte das Gespräch auf andere Dinge zu lenken.

Ich ließ es nicht zu, und sprach: „Bruno, ich bitte Dich, verkenne mich nicht. Als Geschenk kann ich es von Freundeshand nicht nehmen, auch nicht als Schuld, weil ich nicht weiß, ob und wann ich in die Lage kommen werde, sie zu tilgen."

Er fragte mich: „Liebst Du mich?"

„Herzlich!" war meine Entgegnung.

„Nun, wenn ich es glauben soll," sprach er, „so wirst Du meine Bitte erfüllen, und kein Wort mehr über diese Sache verlieren. Oder Du kennst mich sehr wenig. Die Opfer, die ich Dir bisher gebracht habe, sind eine wahre Bagatelle gegen jene, die ich Dir bringen könnte, wenn die Nothwendigkeit eintreten würde. Lege keinen solchen Alltagsmaßstab an meine Freundschaft, Du erzürnest mich. Ich weiß wohl, nehmen ist oft schwerer als geben. Aber bedenke, daß der

Freund es gab, daß es der Freund geben konnte und unaussprechlich gerne gab, und daß dieser Freund weiß, daß Du zu ganz andern Opfern bereit wärest, wenn die Zeit es erfordern sollte. Darum sollte Dir von solch einem Freunde das Nehmen nicht beschämend sein. Du hast mich gezwungen, viele Worte zu machen über eine Sache, von der ich lieber geschwiegen hätte. Beleidige nicht mehr meinen Stolz. Du kannst nicht wissen, ob ich nicht einmal zehn oder zwanzig rothe Herztropfen von Dir fordern werde, und ich kann es auch nicht wissen. Laß uns Beide edel sein. Herz für Herz! Damit ist Alles gesagt. Und damit sei die Sache abgethan auf ewig."

Als er so sprach, stand er wieder in seiner vollen Schönheit vor mir! Mit dem ausdrucksvollen Angesichte, sanft geröthet, mit den unvergeßlichen Augen, in denen die reiche Welt des Busens lag. „Herz für Herz!" dachte ich mir, und begehrte vom Schicksale, daß es mir bald eine Gelegenheit geben möchte, wo ich diese Worte in ihrer vollen Bedeutung zur That machen könnte. Er opferte mir die prachtvolle Reise nach Paris und London. Es war kein kleines Freundschaftsopfer. Denn bedenke, meine Leserin oder mein Leser:

Ein herrliches Reiseleben, in dem die großartigen Weltbilder von London und Paris vorkommen! Solch eine reiche Reise nach der Einsamkeit eines Klosters! Nach vielen Jahren unermüdlicher Thätigkeit im Berufe! Es lag ein Zauber in diesem Genusse. Und diesen zaubervollen Genuß opferte er mir, und zwar so herzlich gern, wie ein gewöhnlicher Freund kaum eine kleine Landpartie opfern würde! Und dabei trug ich das sichere Bewußtsein in mir, daß er noch viel größere Opfer bringen könnte, wenn die Verhältnisse solche grausam fordern möchten. Wahrhaftig, es lag eine stille Karaktergröße in diesem Manne! Und die Sanftheit des schönen Mondes am Nachthimmel! Ich möchte mit Shakespeare sagen: „Er war ein Mann! Nehmt Alles in dem Einen! Ich werde nimmer Seinesgleichen finden."

Ich sagte zu ihm: „Bruno, ich habe mich an der heiligen Freundschaft versündigt. Ich war unglücklich in der Liebe. Auf lange Zeit wich Dein männlich schönes Bild tief in den Hintergrund meiner Brust zurück, und gewährte mir keine Freude, keinen Trost."

Daß ich früher genas, als es sonst geschehen wäre, daß wieder einiger Frohsinn in meine Brust

einzog, daß ich wieder Muth bekam sowohl gegen die Würmer als die Schlangen des gewöhnlichen Tages, daß die ungeheure Welt mir wieder ihre farbenglühenden, reizenden Bilder aufrollte, verdanke ich diesem edlen Freunde.

Wie schon gesagt, ich stellte die Forderung an das Schicksal, mir bald eine Gelegenheit zuzuführen, wo ich die goldenen Freundesworte: „Herz für Herz!" in ihrem vollen Sinne zur gediegenen That gestalten könnte. Dem Schicksale gefiel es nun eben nicht, meine Forderung zu erfüllen, sondern einen gordischen Knoten, nicht ohne tragische Größe, zu knüpfen, wenn auch in einem andern Sinne, als in dem man diese Worte gewöhnlich nimmt. Der große Novellist, genannt „Schicksal," der Völkerschlachten, den Untergang der Reiche und jene tiefsinnige Riesennovelle auf Helena gedichtet, dichtet oft höchst einfach, und mit all dieser Einfachheit bricht er das Größte, was es auf der Erde gibt: das Menschenherz!

Es war an einem Herbstmorgen, als ich einen Brief erhielt. Ein geistliches Ordenssiegel, eine Adresse, von unbekannter Hand geschrieben. Der Brief benachrichtigte mich, daß mein Freund Bruno in Todes-

gefahr schwebe, und forderte mich auf, ohne Verzug die Reise nach dem Zisterzienser-Stifte zu unternehmen, und dabei stets auf die höchste Eile bedacht zu sein. Ich möchte mich, hieß es, auf ein erschütterndes Wiedersehen gefaßt machen, denn er habe sich in seinem Berufe ein Leiden zugezogen, das eine Genesung leicht zur Fabel machen könnte.

Man kann sich meine Eile denken. So lang ich mich auf dem Strome befand, wünschte ich dem Schiffe, solang ich mich auf der Straße befand, den Pferden Flügel. Die Flucht eines Mazeppa-Rosses wäre mir zur Schneckenpost geworden!

Gottlob! endlich nahmen mich die bekannten Wälder auf. Aber leider! wie in's Endlose fortlaufende Wälder. Zahllose grüne Reisegäste zur Rechten und zur Linken! Nehmen denn die Bäume kein Ende? Hat denn hier eine kapriziöse Natur all' ihre Wälder zusammengedrängt? Will sie des Pilgers Seele erdrücken mit diesen furchtbaren, ungeheuern Waldmassen? Gottlob! endlich fliegen meine Pferde an den bekannten Felsengruppen vorüber. Die Zeit entflieht. Dem Himmel Dank! endlich öffnet sich eine Aussicht, ich glaube das Klosterthal naht sich. Täuschung! es

ist eine Neckerei der Wälder. Verschwenderische Natur, heute beängstigest du mich! Wieder nichts als Wald, rechts und links, Wälder vor mir in tiefe Ferne laufend. Wald, grüne Wiege meiner Ungeduld! Klosterruhe, fromme Taube, warum hast du dich so schauerlich tief vor dem Geier der Welt in die Einsamkeit geflüchtet! Lasten denn Bleigewichte an den Hufen der Pferde? Will denn das dunkelgrüne Meer von Bäumen nimmer enden? O, wie werde ich froh sein, wenn du, graues Gebäude, mit deinen zwei Thürmen, endlich aus dem todtenstillen Thale auftauchen wirst! Einmal müssen diese Wälder enden, das weiß ich. Vorwärts im schnellsten Fluge! Rastlos! Brave Pferde, ermattet nicht! Endlich — sieh! endlich ein Thal, im Thale das Kloster mit den zwei Thürmen — Alles still, als stände man in einer Kosmorama-Hütte, und sähe durch das Glas in eine dunkle, menschenleere Landschaft. Kein Windhauch, kein Vogelsang, Alles eisern unbeweglich — ernst — eine Natur mit der stummen Karthäuserzunge.

Als ich zum Klosterthore hineinschritt, begegnete mir der alte Pförtner. Ich fragte ihn um Bruno's Befinden.

„Er wird sich bald besser befinden als wir Alle,“ lautete die Antwort. „Aber das Kloster verliert einen Edelstein!“ setzte er hinzu.

„Ja wohl, Alter, einen Edelstein!“ sprach ich, ging traurig durch den Klosterhof, und gelangte in den dunklen Kreuzgang.

Hier begegnete ich dem Pater Regenschori, der mich sogleich erkannte. Auf meine Frage, was meinen Freund auf ein so gefährliches Krankenlager geworfen, antwortete er: „Er spendete, weil der Sterbende ausdrücklich um ihn gebeten, in einem benachbarten Dorfe das Abendmahl, als Feuer ausbrach, das, vom Sturme gebogen, wie ein goldener, heißer Strom über alle Dächer wogte. Als der edle Priester zu einer rauchenden, flammenden Hütte gelangt, vernimmt er das Angstgeschrei zarter Kinder, welche in der verschlossenen Stube vergebens die Hilfe der Mutter erwarten. Diese ist eine arme Witwe, und befindet sich ahnungslos in der Tiefe eines Waldes, um Reisig zu sammeln. Schnell hat der wackere Priester einen Entschluß gefaßt. Den Sakristan ermuthigt er, und spricht: „Die Kinder sind verloren, wenn wir nicht helfen. Laß uns heute ein edles Werk vollbringen.“ Sie drin-

gen durch den Rauch, die Thüre der Stube wird aufgesprengt, jeder der zwei Retter faßt ein Kind, und eilt, den drohenden Tod an der Ferse, mit der Bürde hinaus. Der Rauch in der Stube ließ keinen Gegenstand mehr erkennen. Ein gerettetes Kind ruft weinend: „Bitte, bitte, auch das Schwesterlein, sonst muß es verbrennen!" Da wimmert die Stimme eines erwachenden Säuglings an des Priesters Ohr. Nochmal dringt er in die Stube, findet mit Mühe die Wiege, ergreift den heiligen, hilflosen Wurm, erreicht mit ihm schon die Thüre, da — zusammengebrochen über seinem Haupte ist das Dach! Trümmer, Flammen, Rauch! Hochherziger Priester mit dem Kinde, fahre wohl! Muthig bemühte man sich, ihn den Flammen zu entreißen. Es gelang, aber die Gestalt, die man unter den Trümmern hervorzog, hatte das Ansehen eines Leichnams. Seitdem liegt er in einem todtenartigen Schlafe danieder, aus dem ihn Niemand zu erwecken im Stande ist."

Nachdem ich die erschütternde Kunde vernommen, schritt ich vorwärts, und kam vor meine liebste Klosterzelle. Mit Behutsamkeit öffnete ich die Thüre. Ich sah drei Ordenspriester, nämlich den Kämmerer, den

Gastmeister und den Bibliothekar, auch der Arzt war gerade zugegen. Meine Augen fielen auf das Lager: auf dem weißen Kissen lag ein Angesicht mit geschlossenen Augen und mit der Bläſſe des Todes. Ich erschrack, und wollte an den Arzt die Frage richten, ob Bruno vielleicht schon todt sei, aber ich vermochte es nicht. Ich suchte in den Mienen der anwesenden Ordenspriester eine Antwort auf meine unausgesprochene Frage zu lesen, und was ich hier las, schien mir noch nicht die Kunde des Todes, wohl aber eine Befürchtung desselben zu sein. Denn ist ein Kranker gestorben, so liegt auf keinem Angesichte eine Hoffnung oder Befürchtung mehr, sondern das Bewußtsein der Vollendung, und auf jeder Stirn ist vollkommen deutlich das Wort: „Vollbracht!“ zu lesen. Der Arzt bezeichnete mir Bruno's Krankheit als eine Gehirnerschütterung höheren Grades. Als ich ihn fragte, ob eine Genesung noch möglich wäre, antwortete er: „Wir müssen uns auf seinen Tod gefaßt machen. Diese Nacht, zwei oder drei Stunden können entscheiden. Wenn er am nächsten Morgen noch lebt, dann ist noch ein Funke von Hoffnung vorhanden.“

Auf das Wort: „Funke“ legte er viel Nachdruck. Dieses Wort kam mir traurig, o so traurig vor! Ich hätte ihm jetzt sagen mögen: „Durchfliege mit Deinem Geiste das ganze Feld der medizinischen Wissenschaft, und spähe, ob denn nirgends mehr eine rettende Arzenei zu finden sei. Ich beschwöre Dich, durchblättere mit einem Eifer, als handelte es sich um das Leben Deiner Gattin oder Deines Kindes, das ganze Buch Deiner ärztlichen Wissenschaft, und sieh, ob es denn auf allen seinen Blättern kein einziges Rettungsmittel enthalte! Bedenke, ich verliere einen Freund, einen Freund im vollen Sinne des Wortes, meinen ersten und vielleicht auch letzten Freund, ich verliere ein Menschenherz, und habe sodann kein anderes!“

Ach, kommen diese Worte vielleicht vor die Augen eines jungen Mannes, der sich dem Stande des Arztes zu widmen gesonnen ist, so spreche ich innig bittend zu ihm Folgendes: „Betreibe Deine Studien mit einem heiligen Ernste, verschlinge die Worte, die von den Lippen Deiner Lehrer tönen, liebe Deine Bücher, und sammle Dir im Umgange mit Aerzten Schätze der Erfahrung. Jeder Kranke sei Dir lieb und heilig, als hätte ihn Dir Gott selbst empfohlen. Bedenke, daß das

tiefste Gewissen weint, wenn man klagt: „Ein lauer, kalter Arzt!“ Spiele nicht nachlässig und unwissend mit Menschenleben, mit Menschenschicksalen, denn solch ein Spiel ist ungeheuer und unverantwortlich! Fühle Dich hinein, wie der Dolchstich mitten durch's Herz sein mag, wenn Du zum Manne, dem das Liebste, was er auf der Welt besitzt, ein sanftes, edles Weib, auf dem Krankenbette liegt, die Worte sprichst: „Sie müssen sich gefaßt machen, mein Herr! Wenn sie den nächsten Morgen erlebt, dann ist noch ein Funke von Hoffnung!“ Fühle Dich hinein in die fürchterliche Wehmuth einer Witwe, die bleich wird wie die Wand und unendlich zu weinen anfängt, wenn Du ihr über ihr einziges Kind, das theuerste Vermächtniß eines geliebten Mannes, sagst: „Es ist Alles gethan worden, aber —“ Bedenke dieses „Aber!“ Wohl Dir, Du edler Arzt, wenn Du in Deinem Zimmer, wo Du allein bist, die Hand an's Herz legen und sprechen kannst: „Ich bin ruhig, denn ich habe wirklich Alles gethan!“ Segen über Dich, Du edle Blume der Menschheit! Ermatte nie in Deiner ernsten, göttlich schönen Mission! — Aber wenn Du Dir vor dem Schlafengehen leise und einsam sagen mußt: „Heute

ist ein Herz gebrochen, durch meine Nachlässigkeit, durch meine verschuldete Unwissenheit!“ wirst Du dann auch schlafen können? Wird nicht in der Stille der Mitternacht eine Eumenidenschlange aus dem Abgrunde Deines Gewissens kriechen, und auf Deinem Schlummerkissen ihre beängstigenden Spiele beginnen? —

Es war in der Zelle dunkel geworden, und man zündete eine Lampe auf dem Tische an. Ich sagte dem Arzte, wie erwünscht es mir wäre, wenn Bruno wenigstens nur auf kurze Weile zum Bewußtsein gelangte, damit ich mit ihm reden könnte!

Der Arzt erwiederte: „Da der Kranke Sie außerordentlich liebt, so ertheile ich Ihnen einen Rath. Machen Sie einen Versuch, treten Sie nämlich an sein Lager, und rufen Sie ihn recht innig bei seinem Namen.“

Ich trat vor das Lager des Kranken, neigte meinen Mund nahe an sein Ohr, und rief still, aber mit voller Innigkeit: „Bruno!“ Kaum hatte ich diesen Ton aus meinem Herzen geholt, so erschrack das Leichenangesicht des Freundes, und plötzlich waren seine großen, schönen Augen aufgeschlagen. Er sah wie ein Horchender. Dann fragte er: „Wo bin ich gewesen? Wer

hat mich gerufen?" Erst nach einer Weile erkannte er mich.

Er athmete tief, als ob er sich sehr ermattet fühlte, nickte mit dem Haupte, und sprach: „Du siehst, ich bin krank, schwer krank, und ich werde sterben."

Als ich mit dem Haupte eine verneinende Bewegung machte, lächelte er wehmüthig, und sprach für sich: „Wie man Kindern den Rand des Bechers, der eine bittere Flüssigkeit enthält, mit Zuckerwasser bestreicht, so will er mir den Todeskelch am Rande mit dem Zuckerwasser der Täuschung benetzen."

Der Arzt trat heran, und richtete einige Fragen an ihn. Dann begrüßten ihn seine Ordensbrüder.

Etwas später bat er die Priester und den Arzt, daß sie ihn mit mir eine kurze Weile allein lassen möchten.

Wir waren allein. Er blickte lange Zeit schweigend und sehr ernst vor sich hin. Dann sah er mich an, mit jener freundlichen, liebevollen Wehmuth, die uns in der Miene eines geliebten Kranken so ergreifend ist. Er begann zu sprechen. Was er jetzt sprach, in dieser großen Stunde, hat sich also in mein Herz geprägt, daß ich es selbst nach hundert Jahren noch buchstäblich niederschreiben könnte.

Er sprach: „Es ist die höchste Zeit, daß wir Abschied von einander nehmen. In einer Stunde dürfte ich für die Bahre reif sein. Ich habe Dich tief geliebt, und gehe schwer von Dir fort. Bald wird Dir sein, als wäre ich die Erfindung eines Märchendichters gewesen, und als wäre ich wie eine Seifenblase im Universum verschwunden — auf ewig, unwiederbringlich! Du wirst Dich selber fragen: „Hat er denn wirklich gelebt, oder habe ich von ihm blos geträumt?“ Du wirst meinen Namen rufen, aber ich werde nicht wiederkehren, wenn Du auch zehntausend Jahre leben könntest.“

Er ruhte eine Weile.

Dann sprach er: „Bin ich gestorben, so wird ein ungeheurer Schmerz Dich überkommen. Ich weiß es. Aber höre meine Bitte: Hast Du mir die Augen zugedrückt, hast Du eine Scholle auf meinen Sarg geworfen, so kehre mit einem heiligen Muthe aus dieser Einsamkeit in die Welt zurück. Verzweifle nicht, sei majestätisch kräftig wie ein Mann! Auch Du wirst kommen in die Nacht, in die ich Dir vorausgehe.“

Er schwieg eine Weile. Ich wußte, daß er noch weiter reden wollte, und unterbrach ihn nicht. Dem,

was er zu mir sprach, lauschte ich wie einer heiligen Musik.

„Verzweifle nicht!“ sprach er weiter. „Denn“ — hier richtete er sich auf dem Lager empor, wie mit der Hoheit eines Sehers in die Zukunft — „denn ich sage Dir: Einst, nach langem Suchen, wirst Du ein Frauenherz finden, wie es Deine poesie- und sehnsuchtschwere Seele begehrt. Es wird wie ein verklärender Mond am Nachthimmel Deines Lebens aufgehen. Du wirst es beherrschen bis in seine tiefste Tiefe, es wird Dein Antlitz suchen wie das Heliotrop die Sonne, es wird in Dir leben und sterben. Schätze den Edelstein, den Dir die Gottheit schenken wird, und halte ihn heilig. Du weißt schon, wie schwer er gewonnen wird. Bedenke, daß Du mit dem Dornenkranze der Reue und einsam bis zu einem späten Grabe wandeln könntest, wenn Du ihn je frevelnd in den Schlamm treten, oder ohne Achtsamkeit verlieren würdest.“

Wieder ruhte er. Ich aber war bis in mein Innerstes erschüttert.

Er fuhr in seinen letzten Worten fort: „Solltest Du jemals wieder in diese einsame Gegend kommen, vielleicht mit der gewonnenen Seele an Deiner Seite,

so tritt eines Abends an mein Grab. Du wirst es an der Mauer finden: ein kleiner Hügel unter Eibenbäumen, ein Stein, darauf ein goldener Kelch mit einer Hostie, darunter der Name: „Bruno.“ Sage ihr dann:„ Hier schläft mein Freund, und er hat mich unsäglich geliebt!“ Ein mildes Wehgefühl wird sie überkommen. Gedenke dann der Tage unserer Freundschaft, gedenke dieses Abschiedes, und entferne Dich mit Manneswehmuth vom Hügel meiner ewigen Ruhe. Ich werde schlafen unter dem Mantel der Nacht, und unter den heiligen Schlummerlampen des Himmels.“

Wieder herrschte eine Pause. Er ward bleicher, denn der Schleier der Ewigkeit wehte schon näher.

Ich neigte mich, legte mein Haupt mit einem unaussprechlichen Gefühle an sein Herz, und wollte ihm ein großes Dichterwort sagen. Aber ich konnte nichts sprechen, als: „O Du! — Ich war Dein Freund! — Ich werde ruhen einst mit Dir in der Nacht des Todes!“ Und nun war ich stumm, bei all dem Reichthum meiner Brust war ich fürchterlich arm. Weinen konnt' ich nicht, weinen wollt' ich nicht.

Lauter und fester sprach Bruno: „Ich weiß, in Deiner Brust werde ich leben wie in einer ewigen

Abendröthe der Verklärung. Lebe wohl! Das ist mein letztes, heiliges Wort an Dich. Und jetzt laß mich das Herz meines Schöpfers suchen."

Nach diesen Worten legte er sich auf die andere Seite, gegen die Wand, als hätte er Alles mit mir geordnet. Ich sah sein Angesicht: die Augen waren geschlossen wie im Schlummer, aber aus ihnen floß langsam eine schwere Thräne die leichenhafte Wange herab, dann eine zweite, dann eine dritte — schwere Perlen des Todes in den schönsten, kostbarsten Männerjahren! — Es ist zu gewaltig erschütternd, einen geliebten Menschen im Sterben weinen zu sehen.

„Bruno!" rief ich leise und zitternd.

Wie im Traume klang die Antwort: „Wehe mir, er ruft mich zurück, und läßt mich nicht allein mit meinem Schöpfer!"

Ich schwieg. Bald aber richtete er sich auf, starrte mich mit erschrockenen Augen an, und rief: „Willst Du mich denn wirklich mit meinem Schöpfer nicht allein lassen? Ach, ich habe Dir ja nie etwas Böses gethan!"

Er sank auf das Kissen zurück. Aus seinen erschrockenen Augen hatte ich erkannt, daß er bereits

weit von mir entfernt war, daß er schon tief in die stets dunkler werdende Dämmernacht des Sterbens einging, und daß ich und seine Zelle ihm nur noch wie matte Nebelbilder vor den Augen schwanken mochten.

Die Thüre ging auf, und Ordenspriester traten herein.

Jetzt begann auf Bruno's Antlitz ein leises, kaum bemerkbares Wellenspiel. Vom Hauche des Todes sanft bewegt, erzitterte die äolische Harfe des vergehenden Lebens.

Nach einer Weile lag sein Antlitz ruhig, wie ein Wasserspiegel, faltenlos, ohne die leiseste Zitterwelle. Er schien zu schlafen. Ich legte meine Hand an sein Herz, und fühlte einen äußerst matten, tiefverlornen Schlag — ich wartete lang, aber es folgte kein zweiter — noch immer weilte meine Rechte auf seiner warmen Brust, aber da drinnen war es todtenstill, war es ewiger Sabbath geworden. Es war wie vor einer Hütte, wo das Licht, das durch die Vorhänge schimmerte, erloschen und sein Bewohner schlafen gegangen ist.

Es ist wahr, in jeder Minute bricht ein Herz. Der Tod ist die alltäglichste Erscheinung. Und doch

Das Sterben bleibt mir stets etwas Ungeheures, etwas Namenloses! Mein tiefstes, eisernes Ich wird von dieser melancholischen Majestät ergriffen, ich fühle den kalten Schauer, der vom Schleier der Ewigkeit weht. Schwarz, ehern ruhig liegt das Meer des Todes — ausgegossen in die Unermeßlichkeit, bodenlos — stumm, traumartig geht das Menschenschifflein unter. Kein Laut ertönt, kein Geflüster, kein noch so leiser Hauch weht über der dunklen, ungeheuern, seelenlosen Wasserwüste. —

Die Zelle füllte sich mehr und mehr mit Ordenspriestern. Es rauschten die Talare. Eine unverkennbare Trauer war in jeder Brust. Nun erschien auch der greise Abt. Er stand lange Zeit vor dem Lager, sprach kein Wort, und ließ seine Augen auf dem Angesichte der Leiche weilen. Als er sich wieder entfernte, schweigend, wie er gekommen, sah ich mit Rührung, daß er bleich geworden, denn er hatte den todten Ordensbruder sehr geliebt. Wie sein Diener die Thür öffnete, hörte ich die Zügenglocke vom Klosterhofe in die Zelle hereinklingen.

Da ruhte nun Bruno! Da ruhte der klösterliche Freund! Noch lag die Wärme des entflohenen

Lebens auf seinem Angesichte. Es ist eigenthümlich: so lang die Wärme den Todten noch nicht verlassen und man ihn noch nicht in's Leichengewand gehüllt, scheint er uns zu gehören, und erweckt kein Grauen. Wir haben ein Gefühl, als wäre so eben hinter dem Berge das Posthorn verklungen, und der Reisewagen, der die geliebte Person führt, noch nicht unerreichbar fern. Aber hat man dem Todten einmal das festliche Leichenkleid angezogen, dann ruht er vor uns mit jener kalten, vornehmen Ruhe, mit der Verachtung des Lebens, dann ist er uns fremd geworden, ein Bürger einer unbekannten Welt, der sich weder um das Höchste, noch um den kleinsten Erdentand des Daseins kümmert, dann erweckt er in uns das Gefühl des Grauens. Das Bewußtsein der Unmöglichkeit, ihn aus der Ewigkeit in's Leben zurückzuführen, lähmt bleiern unser ganzes Herz. —

Die Lampe brannte auf dem Tische, draußen vor dem Fenster war es Nacht, in der Zelle herrschte das schweigende Bewußtsein der Vollendung. Man nahm aus einem Kasten ein weißes Linnen, und breitete es

über den Todten. Nachdem dieses geschehen, entfernte ich mich mit den Ordenspriestern aus der Zelle.

Das nämliche Gastzimmer, in dem ich einst die Einkleidung meines Freundes in das Noviziat abgewartet, wurde mir heute aufgesperrt. Es war ganz natürlich, daß ich es mit sonderbaren Trauergefühlen betrat. Da stand noch immer das Klavier, ich dachte an die längstverklungenen Lieder von Schubert, und mir war, als ginge noch immer ein unsterbliches Echo durch die Stille dieses großen Zimmers. Das ganze Kloster schien mir ausgestorben zu sein, das ganze Zimmer war mir so leer und seelenlos, vor mir selber graute mir in dieser nächtlichen Einsamkeit. Ja, als er lebte, damals war es anders, wie ganz anders! Ich legte mich zu Bette, aber kein Schlaf besuchte mich. Erst als der Hahn krähte und die herbstliche Frühkälte durch das nächtliche Zimmer schauerte, senkte sich eine Dämmerung auf meine müden Sinne. Zweimal fuhr ich erschrocken im Bette auf. Das erste Mal war es wie ein Knistern und ein Geflüster an mein Ohr gekommen. Meine Nerven waren gereizt, meine Phantasie spielte. Zum zweiten Male weckte mich ein Getöse —

— ein langes Nachklingen belehrte mich, daß eine Saite im Klaviere gesprungen. Eine solche Stille herrschte um mich, daß die Luft wie ferne Wasser rauschte. Die Nacht war mir unheimlich. Ich dachte an den Todten unter dem weißen Linnen in der Zelle. Endlich fiel über die Wälder der ersehnte Morgenstrahl in mein Zimmer, und ich hörte das Erwachen der sanften Kirchenorgel. Im Halbschlummer betete ich zu Gott: „Den Freund hast Du mir genommen. Senke Muth für's Leben, senke Frieden in meine Brust!"

Vormittags wurde der todte Freund in die kleine Todtenkapelle gebracht, die sich im Kreuzgange befand, und daselbst aufgebahrt. Hier sah ich ihn ruhen. Aber es war schon jene kalte, vornehme Ruhe, die ihn mir entfremdete. Schon hatte man ihm das Todtenkleid angezogen. Er ruhte vor mir in seiner Ordenstracht, der weiße Habit umgab seinen Körper, über die Brust floß bis zu den Füßen hinunter das schwarze Skapulier, um die Mitte des Leichnams wand sich das schwarze Zingulum, und um den Hals schloß sich das Collar, unter dem festen, kalten Kinne spitz zulaufend und mit einem schmalen, weißen Linnen-

streifen. Auf seinem Antlitz lag eine kalte, männlich strenge Todesschönheit. Die Gestalt hatte der Tod verlängert. Hier ruhte mein Freund, der kalte, bleiche, schöne Zisterzienser; aber er gehörte nicht mehr mir, so strenge, so vornehm, so fremd hatte ihn die Ewigkeit gemacht. Der Tempel seiner Brust war leer, der Gott daraus fort und fern, unerreichbar fern. Aus dem Antlitz des Todten erkannte ich, daß er sich um mich nicht mehr kümmerte, daß ihm von jetzt an all mein höchstes Glück und all mein höchstes Unglück schauerlich gleichgiltig sein werde. So kalt, so fremd, so theilnamlos macht der Tod. Hat das theure, heilige Antlitz einst noch so herzlich, noch so glühend, noch so groß an Deiner Brust geweint, jetzt kennt es Dich nicht mehr, jetzt ist es kälter als ein Angesicht aus Marmor. So macht der Tod! —

Nicht Abends, wie bei uns in den Städten, sondern in der Frühe eines rauhen Herbstmorgens fand das Leichenbegängniß Statt. Ich hörte, wie die Leichenposaunen durch die Tiefe des dunklen Kreuzganges riefen, und wie draußen, in den hohen Lüften des Klosterhofes, das schöne Geläute erwachte. Aus allen benachbarten Dörfern war das Volk herangeströmt,

und füllte Hof und Kirche. Durch das ganze Kloster ging ein großer Ernst.

Im Presbyterium wurde der Sarg niedergesetzt. Die Priester umgaben ihn, mit ihren weiten, weißen Chormänteln angethan, in ihren Mienen das herbe Gepräge der Resignazion, Fackeln in den Händen. Als nun die sanften Trauerwellen der Grabmusik langsam vom Chor nieder und über den Sarg des jungen, hoffnungsvollen Todten floßen, da mochte wohl über jedes Herz, wie der Herbstwind über Blumen, die Ahnung der allgemeinen Vergänglichkeit wehen, und ich sah Thränen, schnell und heftig stürzend aus weiblichen, schwer und langsam rollend aus männlichen Augen. Unter der Wehmuth dieser schönen Musik beschlich mich fast der Gedanke, mich zurückzuziehen in die Stille einer Klosterzelle, und großartig stolz auf das zu resigniren, was einem phantasiereichen, sehnsüchtigen Manne das Liebste, das Reizendste, das Unverschmerzlichste ist. Die Grabmusik der Freundschaft schien mich mild und innig zu bitten: „Resignire!“

Als die Töne schwiegen, wichen die Ordensbrüder

vom Sarge zurück, stürzten die Fackeln um, daß sie erlo-
schen, und stellten sich in den Chorstühlen auf, welche
längs den Wänden des Presbyteriums hinliefen. Sie
nahmen die Breviere zur Hand, und Einer nach dem
Andern las mit monotoner Stimme seine Lekzion. An
mein Ohr tönte Job's melancholische Klage. Ein
Zisterzienser begann also:

„Der Mensch, vom Weibe geboren, lebt kurze
Zeit, und wird von vielen Drangsalen heimgesucht.
Er blüht auf wie eine Blume, und verwelkt. Er gleicht
dem Schatten, der schnell entflieht."

Und der nächste Ordensbruder setzte die einfache,
ergreifende Klage mit monotoner Stimme fort:

„Warum hast Du mich aus dem Mutterleibe
geführt? O wäre ich gleich vernichtet worden, dann
hätte mich kein Auge gesehen! Dann wär' es gewe-
sen, als hätte ich nie gelebt, aus dem Schooße der
Mutter hätte mich das Grab aufgenommen. Wird
die Zahl meiner Tage nicht bald enden? Laß ab von
mir, und vergönne mir zu weinen in meinem Leide:
— bevor ich gehe und nicht wiederkehre, hinab in
die finstere Erde, hinab in die Nacht des Todes,

hinab in die schwermüthige Tiefe, wo die Ordnung des Lebens aufhört, wo der ewige Schauer wohnt!"

Als der letzte Ordensbruder geendet, herrschte die Ruhe der Betrachtung.

Endlich gelangte der Sarg auf die Begräbnißstätte der Klosterpriester. An der Ringmauer lag ein frisches Grab offen. Dem trauernden Menschen ist es lieb, wenn er nur noch den Sarg sehen kann, der die geliebte Leiche einschließt; empfängt ihn aber endlich die heilige Tiefe, poltert Scholle auf Scholle darauf, dann schauert zum ersten Male das Gefühl des Einsamstehens durch die Brust, dann ruft es im Gemüthe: „Nun ist Dir das theure Angesicht auf ewig verloren! Keine Sonne, kein Mond wird es mehr beleuchten. Es gehört der Verwesung."

In kurzer Zeit lag ein dunkler, frischer Grabhügel vor mir. Ich wartete, bis ich der Letzte auf dem klösterlichen Kirchhofe war. Ueber einem Menschengrabe ruht eine heilige Schwermuth. Als ich nun einsam war, als kein Auge mich belauschte, warf ich mich über den Hügel des Freundes, aber nicht überwältigt vom Schmerz, sondern mit der Ruhe einer großen Melancholie. Dem begrabenen Todten

rief ich still hinunter: „Ich danke Dir für Deine schöne Freundschaft. Du in Deiner dunklen Tiefe, Du weißt es nicht, daß ich hier ruhe. Sanft gehe mit Dir die Verwesung um, und verwandle Dich in Staub. Ich gehe nun fort von Dir, Bruno. In meiner Brust wirst Du leben in einer ewigen Abendröthe der Verklärung. Mit Dir sei die Ruhe der Vollendung! O geliebter, edler, unvergeßlicher Zisterzienser, gute Nacht!"

Ich hörte ein Rauschen hinter mir. Als ich mich vom Hügel erhob, sah ich einen weißen Chormantel, aus dem ein goldenes Kreuz schimmerte. Der greise Abt stand vor mir.

„Sie haben den Todten geliebt?" fragte er mich.

„Mit aller Kraft der männlichen Freundschaft," erwiederte ich.

„Er hat es auch verdient," sagte der Abt. „Ich habe einen großen Verlust erlitten. Unter diesem Hügel sind herrliche Hoffnungen begraben. Sein Geist durchflog das Weltall, sein Herz war gediegene Liebe, er war schön an Seele und Körper."

Ich wollte nun das Klosterthal verlassen. Ich hatte nur noch einen Wunsch, nämlich die Zelle

meines gestorbenen Freundes zu sehen. Der Abt selbst sperrte sie mir auf. Die Vorhänge waren auseinander geschlagen, die Fensterflügel standen offen, das Bettgestelle war leer, die Wanduhr abgelaufen. Jeder Gegenstand behauptete noch seinen frühern Platz. Ich betrachtete die Stühle, den Tisch, den Kasten, das Schreibepult, die Uhr, das Brevier, den Ofen, die Wände; ich wollte die Zelle mit ihrer Einrichtung in meinem Herzen für die ganze Zukunft abmalen. Alles war noch hier, nur Eines fehlte: die Seele, die Alles regierte. Jeden Augenblick war mir, als hörte ich ein Rauschen vor der Thüre, und als würde er in seiner Zisterziensertracht eintreten, und rufen: „Grüß' Dich Gott! Das ist doch schön, daß Du gekommen bist!" Aber so lang ich warten mochte, er kam nicht mehr, und so sehr ich mich sehnte, ich sah nicht mehr sein freundliches Angesicht, und so tief es mich beglückt hätte, ich hörte nicht mehr seinen unvergeßlichen Gruß. Und so deutlich Alles sprach: „Er ist todt!" wollte ich's doch nicht glauben, und obgleich das Bettgestelle leer war, hielt ich seinen Grabhügel doch nur für ein Traumbild, und es war mir, als müßten in der nächsten Nacht

in diesem Bettgestelle wieder weiße Kissen sein, und als müßte sein Haupt darauf schlummern. Da klopfte mich eine Hand auf die Schulter, und eine gefühlvolle Stimme ermahnte mich: „Sie haben die Sirenen der Melancholie gehört, und können von diesem Zaubergesange nicht mehr genesen! Aber vertiefen Sie sich nicht zu sehr! Der Himmel führe Ihnen eine große, schöne Seele zu, damit Ihre Zukunft glücklich werde." Beinahe erschrocken sah ich dem Sprecher dieser mich ergreifenden Worte in's Antlitz — es war der edle Abt mit den Silberhaaren, der in der Brust noch einen Frühling trug. Und laut und stark rief es in mir: „Bruno ist todt, und draußen im Kirchhofe der Ordensbrüder liegt sein Grab." Da verließ ich die Zelle.

Ich ging durch den dunklen Kreuzgang, ich kam durch den stillen Klosterhof. Schon war ich durch die Thorwölbung geschritten, schon wich das altergraue Kloster mit seinen zwei Thürmen hinter mir zurück. Wann werde ich es wiedersehen? Vielleicht in zehn, vielleicht in zwanzig Jahren, vielleicht nimmer. Todtenstille herrschte hinter mir, vor mir Todtenstille. Ungeheure Frühnebel hingen zwischen Him-

mel und Erde, von Wald zu Wald, von Berg zu Berg. Ich wandte mich, um zum letzten Male das Zisterzienserkloster zu sehen: durch das tiefe Nebelmeer dämmerte es nur mehr trübe und matt mit seinen zwei Thürmen, wie eine alte, graue Zaubermär. Noch zwei Schritte, und es war verschwunden. — Undurchdringlicher Nebelflor. — Weithin schwieg die verblühte, tiefsinnige Natur. — Gefühl der Vergänglichkeit, Todbewußtsein der ganzen Natur!

Rüstig schritt ich vorwärts. „Hat er denn wirklich gelebt, oder habe ich von ihm blos geträumt?“ fragte ich mich. „Er hat wahr gesprochen. Schon jetzt ist mir, als wäre er nur die Erfindung eines Märchendichters gewesen, als wäre er wie eine Seifenblase im Universum verschwunden, auf ewig, unwiederbringlich! Wie wird mir erst später sein?“

Rüstig schritt ich vorwärts. Da kam ich zu einer steinernen Bank, vor der ein hölzerner Tisch stand, auf den wir einst die Anfangsbuchstaben unserer Namen mit der Bleifeder gezeichnet. Der Regen hatte die Buchstaben halb ausgelöscht. Aber noch immer sah ich auf dem Tische eine schreibende Hand, noch immer sah ich eine silberne Bleifeder im Sonnenlichte glän-

zen — diese Hand lag nun schwer und kalt auf einer stillen Brust, und sollte Speise des Wurmes werden.

Und als ich zu einer Stelle kam, wo mir einst viele Brünnlein freundlich entgegen plauderten, entgegen lachten, vernahm ich unter verwelkten Blumen und trauernden Büschen ein silbern klingendes Weinen.

Und als ich zu einer Stelle kam, wo verbrannte Gräser im Hauche des Herbstes flüsterten, überschlich es mich in der Einsamkeit der Nebeldämmerung wie leiser, ernster Geistesgruß.

Und als ich zur steinernen „Schmerzens-Maria" kam, wo wir einst Abschied nahmen, sah ich ihn noch immer im weißen Novizenkleide stehen — o da brach mein Herz, aber weinen — weinen konnt' ich nicht!

Schon nahmen mich die ungeheuren Wälder auf. Plötzlich erwachte weit hinter mir, zum letzten Male, die monotone Musik der Riesenorgel, der „Waldriese" rief mir zum Scheidegruße seinen majestätischen Donnerakkord nach durch das graue Nebelmeer. Und als ich unter diesem Akkorde, der sich weithin durch die Einsamkeit der Wälder ergoß, wanderte,

tauchte vor meinen Augen die von der Sense der Zeit enthauptete Frauengestalt im alten Kapitelhause still empor, eine Krone auf der linken, auf der rechten Hand einen Todtenkopf. Die Aufschrift am Fußgestelle aber hieß: „Was ist mein letztes Haus? — Ein Sarg. — Mein letztes Glück? — Die Ruhe des Todes.“ In meiner Brust verklang es wie ein Echo: „Ruhe des Todes!“ —

Immer tiefer kam ich in die Wälder. Noch immer ging über mir der gleichförmige Sturm des Riesenakkordes. — Meine Vergangenheit, ich denke dein! Melancholisch bist du, selbst wenn du lächelst. Lieb' und Freundschaft hab' ich begraben — glücklicher ziehe nun mein Leben dahin.

Und tiefer, immer tiefer schritt ich in die Wälder. Und sanft und verloren donnerte noch über mir der Akkord der Resignazion. — Wie tönte Job's melancholische Klage? „Warum hast Du mich aus dem Mutterleibe geführt? O wäre ich gleich vernichtet worden, dann hätte mich kein Auge gesehen! Dann wär' es gewesen, als hätte ich nie gelebt, aus dem Schooße der Mutter hätte mich das Grab aufgenommen. Wird die Zahl meiner Tage nicht bald enden? Laß ab von

mir, und vergönne mir zu weinen in meinem Leide: — bevor ich gehe und nicht wiederkehre, hinab in die finstere Erde, hinab in die Nacht des Todes, hinab in die schwermüthige Tiefe, wo die Ordnung des Lebens aufhört, wo der ewige Schauer wohnt!"

Und immer rüstig schritt ich vorwärts. Da begannen die Wälder zu rauschen, den Nebelflor zerriß der Wind, ein Stück blauen Himmels erschien, und vergrößerte sich schnell. Der donnernde „Waldriese" schwieg, das Harz der Tannen duftete köstlich. Wieder lachte der ewige Himmel über mir. So will ich denn mit ernstem Muthe in die Freuden und Leiden der Welt zurückkehren. So will ich denn sehen, ob einst eine schöne, große Frauenseele mich ahnen und die Wunden meiner Brust heilen wird. Das weiß ich, sie lebt, sie ist kein Phantom, eine Stimme in meinem tiefsten Innern schwört es mir zu. Ob wir uns aber auch begegnen, ob wir uns finden und erkennen werden, das ist die Frage.

O wie schön und seelenvoll sagt Klopstock:

„Ach warum, Natur, warum, unzärtliche Mutter,
Gabst du zum Gefühl mir ein zu biegsames Herz?
Und in das biegsame Herz die unbezwingliche Liebe,
Dauernd Verlangen, und keine Geliebte dazu?

Die du künftig mich liebst, o du aus Allen erkoren,
Sag', wo dein fliehender Fuß ohne mich einsam jetzt irrt?
Nur mit Einem verrathenden Laut, mit Einem der Töne,
Die der Frohen entflieh'n, sag' es, einst Glückliche, mir!
Fühlst du, wie ich, der Liebe Gewalt, verlangst du nach mir hin,
Ohne daß du mich kennst, o so verhehl' es mir nicht!
Sag' es mit einem durchdringenden Ach, das meinem Ach gleicht,
Das aus innerster Brust Klage seufzet, und stirbt!"

Kaiser Leopold I. in seiner letzten Stunde.

Entfernt von dem Straßengetöse lag das kaiserliche Schlafgemach. Die Vorhänge des Lagers waren gelüftet, und ließen das Antlitz des ruhenden Monarchen sehen. Die hohe Stirn mahnte an einen Leichenstein im Abendschatten, ihre Furchen mit dem aschgrauen Ruinenschutte der Vergangenheit an die vom Regen ausgelöschte Inschrift, und die dichtbuschigen Brauen an das dunkle Moos darauf. Darunter brannte das düstere, müde Kaiserauge, wie die Lampe in der Tiefe des Kreuzganges eines alten Klosters, wenn es Morgen wird. Wenn man sich in dieses Herrscherantlitz, beschattet von der grünen Dämmerung, die durch die niedergelassenen grünen Fenstervorhänge bewirkt wurde, vertiefte, so war Einem, als hätte man, im Schatten einer alten Eiche sitzend,

die ernste Biographie eines tiefen Forschers gelesen, und wäre eben bis zum letzten Blatte gekommen.

Auf dem Tische, der an's Lager gerückt war, standen eine Himmelskugel und eine Uhr; daneben sah man eine Retorte, die von dem Kaiser zu alchymistischen Versuchen benützt worden war und einen goldfarbigen Staub enthielt, ein uraltes, von den Motten zerfressenes Buch über die Alchymie, einen lateinischen Brief, geschrieben von einem Lehrer des Kaisers, einem greisen Priester des Loyola-Ordens, ein Brevier, einen Aufsatz über die Vergänglichkeit, von der Gemalin des Monarchen aus dem Französischen übersetzt und von ihrer eigenen Hand niedergeschrieben, einige Bittschriften, die Geschichte der Deutschen von Tacitus, und eine Spieldose. Diese war ein Andenken von Leopold's erster Gemalin, Margaretha Theresia, der Tochter Philipp's IV. von Spanien. Als einst der Kaiser im schönen Mai krank danieder lag, trat sie, die mit unermeßlicher Zärtlichkeit Liebende, an dem klaren Frühlingsmorgen leise zum Lager, drückte an der Feder der Spieldose, und als diese rasch und lieblich zu klingen begann, als die stillen, glockenartigen Baß-

klänge wie ein Zauberspiel von melodischen Tropfen in den hohlen Tisch zu versinken schienen, berührten ihre Lippen die des bleichen Schläfers, und so wurde Leopold I. auf die angenehmste Weise geweckt, wie man nur in der Welt geweckt werden kann: mit dem zärtlichen Kusse einer treuen, schönen Frau, und mit Musik.

Auf einem Wandtische lag die Kleidung des Monarchen, ein schwarzer Anzug, scharlachrothe Strümpfe, eine scharlachrothe Hutfeder und das breite Ordensband vom goldenen Vließ.

Vor einer Stunde hatte Leopold I. zu seinem Arzte gesprochen: „Ich ahne, daß der Tod durch meine Gemächer geht. Ich bin ein Mann, und fordere Euch auf, mein Freund, mich nicht zu täuschen, sondern mir zu sagen, wann mein Herz den letzten Schlag machen wird.“ Darauf antwortete der Arzt: „In zwei Stunden.“ Der Monarch verlor nicht die Ruhe und Festigkeit aus seinem Antlitz, aber es durchbebte eine leise, natürlich schöne Wehmuth seine Seele, er faßte die Hand des Arztes, und dankte ihm freundlich. Gleich darauf ließ er seine Generäle und Minister zu sich in das Sterbezimmer rufen, besprach mit ihnen

noch die wichtigsten Staatsangelegenheiten, und nahm von ihnen Abschied.

Leopold I. hielt einen Narren. Dieser erschien jetzt, aber der Köcher seines Witzes hatte keinen Pfeil mehr, um die Lippen spielte ein sonderbares Lächeln, er kniete bei dem Lager des Kaisers nieder, legte die Schellenkappe auf ewig ab, ergriff Leopold's Hand, küßte sie innig, bat um den Segen, und über seine Miene, aus der einst ein unauslöschlicher Frohsinn gelächelt, ging plötzlich ein edles Weinen. „Ich segne Dich!" sprach der gerührte Kaiser. „Lebe wohl, Du lebendiger Spiegel, der mir mein Selbst immer unverfälscht und ohne Verschönerung entgegen hielt!" Alsdann sprach der Narr: „Mein Kaiser, vor Deiner Thüre steht ein junger Mann mit tiefschwermüthiger Miene, welcher in seinen Studienjahren die von Dir gestiftete Universität in Breslau besucht hat und schöne Talente besitzt, und bittet Dich durch mich, daß Du ihm, bevor Dein Geist in den Schooß der Gottheit zurückkehrt, ein gnädiges Gehör schenken möchtest. Er hat an die Thüren der Grafen und Fürsten geklopft, aber theils wurde ihm nicht aufgethan theils erhielt er goldene Worte Beides hat

seinen edlen Stolz verletzt. Beschäme Du, großmüthiger Unterstützer der Talente, die Grafen und Fürsten." Leopold I. erwiederte: „Als ich noch in den Tagen der Gesundheit lebte, war meine Thüre jedem Menschen geöffnet, stand er in der höchsten oder tiefsten Sphäre, war er in Purpur oder Zigeunerlumpen gekleidet; was ich in meinem bisherigen Leben erfüllt habe, aus guten Gründen, das will ich im Sterben nicht lassen." Es erschien ein junger Mann, in dessen düsteren Augen das gebrochene Herz lag. Er erzählte dem Kaiser mit kindlich schönem Vertrauen und in einfacher, seelenvoller Sprache die trostlose Geschichte seiner Jugend. Der Kaiser, mit seinem tiefdringenden Auge, erkannte bald, daß er einen vom Schicksale verfolgten, aber edlen, talentreichen Menschen vor sich habe, und beschloß die verlorne Männerseele zu retten. Er wies hin auf Tinte, Papier und Feder, und der junge Mann mußte seinen Namen und Wohnort niederschreiben.

Nachdem derselbe das Sterbegemach verlassen hatte, erschien des Kaisers Sohn, Joseph I., und mit ihm der Hofmeister Carl Dietrich, Fürst von Salm. „Mein Sohn," sprach Leopold,

ich empfehle Dir sterbend den jungen Mann, dessen Name auf diesem Blatte geschrieben steht. Verschaffe ihm eine Anstellung in Deinem Staate. Und hier," fuhr der Kaiser in der Rede fort, indem er ein auf dem Tische liegendes Papier entfaltete, „habe ich das Gesuch einer armen, unglücklichen Witwe. Ich habe für sie in jene Schatulle hundert Dukaten niedergelegt. Da ich ihr das Geschenk nicht mit eigener Hand geben kann, so überlasse ich Dir dieses kleine Werk der Barmherzigkeit. Gib ihr die Gabe mit eigener Hand, dann bekommt jedes Goldstück einen zehnfachen Werth. Es gibt nichts Traurigeres in der Welt, als — Macht ohne Güte! Der kostbarste Diamant in Deiner Kaiserkrone, mein Sohn, heiße: „Grenzenlose Barmherzigkeit!" Dem Fürsten von Salm schärfte er ein, dem Thronfolger die Fehler des Vaters ja nicht zu verhehlen, sondern sie ihm unverschleiert zu zeigen, damit er sie vermeiden könnte. Darauf segnete der Kaiser seinen Sohn, empfahl ihm das trauernde Vaterland und gab ihm den letzten Vaterkuß.

Jetzt nahm der Kaiser von seinen drei Töchtern Abschied, denn sein letztes und innigstes Lebewohl

wollte er für seine Gattin bewahren, für seine Leonore Magdalena Theresia, die Tochter Wilhelm's I., Kurfürsten von der Pfalz, von der Neuburger Linie.

Als endlich diese an sein Sterbebett trat, faßte er ihre Hand, drückte sie an sein müder schlagendes Herz und an seinen Mund, und sprach: „Meine theure Leonore! Sieh, es kommt der Tod mit schnellen Schritten, und stürzt die Kaiserkrone von meinem Haupte, und nimmt den Kaisermantel von meinen Schultern. Ich muß den sonderbaren Nachen besteigen, den der Monarch mit dem Bettler theilt, und hinaussegeln in's nachtbedeckte Meer der Ewigkeit. Nur noch eine kleine Weile, dann sieht mein Auge nicht mehr Dein liebes Angesicht, dann kennt mein Ohr nicht mehr Deine süße Stimme, meine Hand fühlt nicht mehr den Druck der Deinigen, meine Lippen fühlen nicht mehr Deinen Kuß. So empfange denn, bevor ich segle, meinen Dank für Deine treue Begleitung durch mein Leben! Des Mannes höchster Segen bleibt ein edles Weib! Du weißt, woher Du mit meinen Töchtern den Trost nehmen sollst, denn Deine

Seele war nicht der Welt, sondern dem Himmel geweiht."

„Du bist nicht wie die andern Frauen! Diese färben sich die Brauen und Wangen. Du aber hast, bevor Du mir die Hand für's Leben reichtest, Dein Antlitz dem Regen und Winde ausgesetzt, damit nicht die vergängliche Rose der Leibesschönheit mich verlocken sollte. Du bist nicht wie die andern Frauen! Diese rauschen dahin in schimmernden Pfauenkleidern. Deinen Anzug hat die Demuth gewählt. Du bist nicht wie die andern Frauen! Diese tragen Armbänder aus Gold, mit Perlen und Juwelen. Auch Du trägst Armbänder, aber mit eisernen Spitzen, die Deine lilienzarte Hand verwunden. Du bist nicht wie die andern Frauen! Diese hängen über ihren Schlummerlagern ihre Porträte auf, gemalt von des Künstlers schmeichelndem Pinsel. Auch über Deinem Lager hängt ein Bild: es stellt Deine künftige Gruft vor, und auf Deinem Sarge stehen die von Dir gewählten Worte: „Hier schläft Leonore, eine arme Sünderin!" Du bist nicht wie die andern Frauen! Diese gehen aus den Häusern, um lustzuwandeln auf öffentlichen Plätzen, wo die glänzend elende Welt sich

versammelt. Dein Lustwandeln war ein stiller Gang in Hospitäler und Gefängnißhäuser, um engelartige Erquickung zu bringen. O sei vom Himmel gesegnet! Nimm diesen Kuß, edles Weib! Ich sterbe! O lebe wohl! Leonore, sieh hin, meine jüngste Tochter sinkt in Ohnmacht. Bemühe Dich um die Zarte."

Er vernahm ein Geräusch vor der Thüre, und als er um die Ursache desselben fragte, antwortete man ihm, daß die Künstler seiner Hofkapelle bereits sich versammelt hätten, um den Wunsch des Kaisers zu erfüllen, der unter Musik sterben wollte. Auf die Frage, was für ein Tonstück gespielt werden sollte, erwiederte Leopold: „Als ich mich dem Orden des Loyola widmen wollte und im Kloster mein Noviziat machte, hatte ich einen Jugendfreund, der als Novize starb. Ich sehe ihn noch unter den Bäumen des Klostergartens sitzen, mit schwarzen Haaren, mystischen Augen und begrenzter Wangenröthe. Er besaß die Anlage zu einem der größten Tondichter. Als er sterben mußte, schenkte er mir ein Andenken, eine Komposizion von ihm, betitelt: „Der Abschied von der Sonne." Diese Tonschöpfung möchte ich jetzt hören. Er gab mir das musikalische Andenken und

sagte: Wenn uns Alles treulos geworden, wenn jeder gute Engel von uns Abschied genommen, wenn die Gesundheit sprach: Lebe wohl, auf Nimmerwiedersehen! und die Freundschaft: Die Krone Deines Glücksbaumes ist entblättert und ich verlasse Dich! und die Liebe: Ich bin Deiner satt! und der Frohsinn: Gute Nacht! wenn wir selbst an der Poesie verzweifeln, weil wir Dichter finden, die erbärmliche Menschen sind, was bleibt uns dann noch und erhebt uns in der poesielosen, entgötterten, todten Stunde? Die Tonkunst!"

Tiefes Schweigen herrschte. Als nun der flötende Strom der Musik leise und feierlich zu fließen begann, ergriff der Tod mit der kalten, eisernen Hand das Herz des Kaisers, und dieser bat flüsternd seine Leonore, daß sie ihm das Angesicht mit einem Schleier verhüllen möchte. Lauter wurde die schwellende Sterbemusik; düster, aber himmlisch schön weinte das Violoncell! Der sterbende Kaiser sah sich in dem langen Kreuzgange des Klosters, wo er das Noviziat gemacht; es war Nacht, die Lampen waren erloschen, und tief unten schienen zwei Sterne zu glühen. Er wandelte die Halle hinab; da stand sein Konnovize

vor ihm im Leichengewande, mit bleicher Gruftmiene, und die schwarzen Augen brannten wie Sterne. Eben erhob sich der Ton eines Waldhornes vor der Thüre des kaiserlichen Zimmers, und verband sich wunderbar mit der Sterbephantasie des Monarchen: denn der Konnovize, eine hohe, schlanke Leichengestalt, setzte ein Horn an die Lippen, und ließ es durch den Kreuzgang donnern, um die todten Mönche aus ihren Klostergrüften zu rufen. Schon erschienen sie, die furchtbaren Grabgestalten, jetzt aber sang die Flöte aus dem düstern Moll in ein selig befriedigendes Dur hinüber, und Leopold war in einem grünen Garten, an seiner Brust lag und an seinen Lippen glühte seine erste Braut, die zärtlich geliebte Margaretha Theresia, in den Pappeln schlugen die Nachtigallen, eine rosenumglänzte Silberquelle plauderte, und über den Bergen ging die Morgenröthe auf. Kaiser Leopold rief: „Meine erste Jugendliebe, o Theresia, führe mich zu Gott!"

Die Harmonien verstummten. Die Kaiserin Leonore, die betend bei dem Lager Leopold's kniete erhob sich, lüftete den Schleier, und sank lautwei-

nend auf das vom Tode versteinerte Antlitz des Monarchen. Die Lippen hatte nur leise geöffnet das letzte, gelispelte Wort: „G o t t!“ — Der Zauberschwan der Schlummermusik lag im Zypressenschatten stumm und verblutet — das Kaiserherz war entschlafen.

Stedmann.

Es ist Mitternacht. Matter Lampenschein durchdämmert das Gefängniß. Auf einem Tische bemerkt man einige Bücher, Papier, Tinte, Federn, Siegelwachs und eine Taschenuhr. In einer Ecke, auf einem Lager schläft ein Mann, dessen Antlitz die Vollkraft des Lebens verkündet. Schlicht ist das Haar, die Stirn offen, rein, edel; die ganze Miene ruhevoller Ernst, stille Kraft, erhabene Einfachheit. Entspricht diesem Angesichte das Gemüth, so ist dasselbe mit dem Spiegel des Meeres zu vergleichen, noch nicht angelacht von der Sonne, nicht schwermüthig, im schweigenden Ernste des grauenden Morgens.

Er wird in seinem Schlafe nicht durch das leise Geräusch gestört, das bereits seit mehr als einer halben Stunde an einer Stelle der Mauer sich vernehmen läßt. Wie Sandgeriesel fällt es auf den Boden des Gefängnisses, plötzlich poltert ein größerer Gegenstand nieder, ein Stein scheint gefallen zu sein — durch das tiefe Dunkel schleichen ländlich gekleidete Männer heran, zwei, drei, vier.

„Dort ist sein Lager. Leise! Kommt, wir wollen ihn sanft wecken."

Eine Hand faßt den Schläfer, eine Stimme ruft leise: „Stedmann!"

Er erwacht. Er hat sich halb aufgerichtet. „Wo bin ich? Wer ist bei mir?"

„Gute Freunde, Stedmann! Sprecht leise. Erhebt Euch von Eurem Lager und folgt uns. Es ist uns gelungen, die Mauer Eures Gefängnisses zu durchbrechen, Ihr könnt entschlüpfen und die Luft der Freiheit athmen!"

„Was habt Ihr gethan, um mich zu retten? Ich danke Euch herzlich für das Zeichen Eurer Liebe, meine Freunde. Ihr habt Euch viel Mühe gegeben, habt viel gewagt. Aber — ich fliehe nicht."

„Wie?" flüstern die erstaunenden Freunde. „Stedmann! Bedenkt Ihr auch, wo Ihr Euch befindet? Und warum Ihr Euch hier befindet? Und was man Euch für einen Namen gibt? Und was Euch erwartet, wenn Ihr bleibt?"

„Ich bedenke Alles, meine Freunde," erwiedert Stedmann ruhig. „Ich befinde mich im Gefängnisse. Ich befinde mich darum hier, weil ich ein treuer

Diener des Königs Georg bin und nicht mit den Rebellen handle, weil ich mich der unglücklichen Expedizion des Obristlieutenants Baum angeschlossen habe, und weil mich der General Stark zum Kriegsgefangenen gemacht hat. Man gibt mir den Namen „Landesverräther". Und was mag mich erwarten? Wahrscheinlich der Tod. Seht, ich habe nichts verschlafen."

„Wohlan, Stedmann! wenn Ihr das ernstlich bedenkt, wie könnt Ihr dann noch sprechen: Ich fliehe nicht! Hat denn das Leben keinen Werth für Euch? Geht, seid doch kein so sonderbarer Mann. Baum hat gesagt: Stedmann gilt mir tausend Köpfe, Stedmann hat nicht seines Gleichen auf Erden. Und wir ehren Euch ob der Tüchtigkeit Eures Gemüthes und Geistes, wir sind zusammengetreten, haben unverfälschten, goldenen Wein getrunken auf Euer Leben, und geschworen: Stedmann darf nicht wie ein Missethäter in die Hände des Henkers fallen! Hätten wir nicht so gedacht, so wären wir nicht hier, sondern schliefen in unseren Betten zu Hause."

Stedmann erwiedert: „Ich diene dem König Georg, und will nicht Nachts durch ein Mauerloch

kriechen, um den Rebellen zu entfliehen und meinen Hals vom Galgen zu retten. Ich bleibe. Ich habe es Euch gesagt, und danke Euch für Eure Liebe."

Da ruft ein Freund in Verzweiflung: „Kommt, Nachbarn! Unsere Mühe ist vergebens. Ihr kennt sein eisernes Ja, sein eisernes Nein. Dringt nicht länger in ihn. Er bleibt!"

Die Landleute ziehen sich traurig in das tiefere Dunkel zurück, murren: „Stedmann ist doch ein närrischer Kerl!" und entschlüpfen durch die Maueröffnung.

Der Letzte weilt noch vor der durchbrochenen Wand, und ruft leise beschwörend: „Stedmann, mein Herz weint um Euch! Hört meine Bitte! Wollt Ihr mir wirklich nicht folgen?"

„Lebt wohl, und Heil über Euch! Nun geht, und beleidigt mich nicht in der tiefen, heiligen Nacht!" —

Die Lampe brennt blau. Das blöde Morgenlicht dringt in's Gefängniß. Stedmann hat sein Lager verlassen, ist in vollen Kleidern, wandelt auf und ab; sein Schatten an der Seitenwand und Decke geht mit ihm. Tritte vor der Thüre, ein Schlüssel wird umge-

dreht. „Das ist wohl der Sherif," denkt Stedmann. Es ist so.

„Guten Morgen, Stedmann! Seid Ihr bereit zur Reise?"

„Ich bin's. Geduldet Euch nur so lange, bis ich meinen Mantel umgeworfen habe."

„Ein nebelreicher, rauher Morgen. Aber wir werden einen hübschen Reisetag haben. Wir haben sechzig englische Meilen zurückzulegen. Nun, habt Ihr nachgedacht, in welcher Form Ihr Eure Rechtfertigung dem Gerichtshofe darstellen werdet?"

„In welcher Form? Meine Rechtfertigung? Meint Ihr, ich werde den Richtern ein mühsam ausgearbeitetes Schulpensum bringen? Ich werde sprechen, so gut ich kann, wie es mir eigen geworden vor den prächtigen Bergen, unter Gottes freiem Himmel, in der köstlichen Luft, bei Blumen, Wäldern, Felsen und Wasserfällen. Ich werde meine Geschichte so einfach erzählen, daß mich ein neugebornes Kind verstehen soll."

„Wen werdet Ihr zu Eurem Anwalt nehmen?"

„Den Rechtsgelehrten Bedford."

„Ein schätzbarer Mann. Imponirendes Aeußere, Gewalt der Sprache."

„Ich hoffe, er wird wahr und schmucklos sprechen. Aber über etwas Anderes habe ich nachgedacht, wenn Ihr wollt."

„Und das wäre?"

„Seht, wir haben 60 Meilen vor uns. Da dachte ich denn, Geld und Unannehmlichkeiten könnten erspart werden, wenn Ihr mir gestatten wolltet, allein und zu Fuß zu gehen."

Der Sherif stutzt. Dann lächelt er und spricht: „Ei! ein hübscher Gedanke, aber ich will kein Narr sein, will mir die Mühe ersparen, Euch im britischen Lager aufsuchen zu müssen. Mir blüht ein liebes Weib daheim, und meine zwei Buben lärmen, als wären sie dem Satan aus der Hölle entsprungen!"

Da geht ein Erröthen über Stedmann's edles Angesicht. Unwillig spricht er: „Nichts mehr davon. Ich sprach dummes Zeug. Ich glaubte mit Einem zu reden, der mich kennt. Also laßt uns gehen."

„Beim ewigen Gott," ruft der Sherif, „ich kenne Euch! Einen Stedmann kann die stärkste Eisenkette nicht so fesseln, wie der Begriff von Ehre. Meine

Rede war nur Scherz. Wohlan, so möget Ihr denn reisen, wie es Euch gefällt. Aber eilt, am dritten Tage treffen wir uns in Springfield, im Gasthause zum goldenen Adler. Nun kommt, wir wollen das Frühstück nehmen." —

Wenige Tage darauf erhält ein Maler in Springfield, der ein glänzendes Talent besitzt, einen Besuch von einem Freunde, einem Rechtsgelehrten.

„Ihr seid ja," stellt Jener die Frage, „Stedmann's Anwalt? Erzählt mir doch, wie steht es mit seiner Sache?"

„Schlimm, sehr schlimm," erwiedert der Rechtsgelehrte, „Stedmann ist zum Tode verurtheilt."

„Ich kann es kaum glauben. Also ist es Eurer gepriesenen Beredsamkeit nicht möglich gewesen, ihn zu retten?"

„Es wäre mir allerdings möglich gewesen, aber Stedmann ließ sich nicht retten."

„Ich bitte Euch um die nähere Erklärung," spricht der Maler.

„Ich sage Euch, solch ein Karakter ist mir in

meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen. Dieser schlichte Landmann besitzt ein majestätisches Herz. Ihm möchte ich Welten anvertrauen! Stellt Euch diese Szene vor: Der Gerichtshof hält seine Sitzung, Stedmann ist vorgeladen, ich spreche für ihn. Ich erzähle seine Geschichte, und suche aus einigen Punkten derselben juridischen Vortheil zu ziehen. Was thut der merkwürdige Landmann? Er erhebt sich von seinem Platze, und schilt mich: „Ich habe Euch nicht angenommen, um die Wahrheit zu verdrehen, sondern als Beistand dieselbe an's Licht zu bringen. Ist meine That gesund, rein, gut, so kann sie ganz nackt vor dem Richterauge erscheinen, ist aber ein Purpurlappen, ein Flittermantel um sie geworfen, so erregt sie den Verdacht, sie sei krank, aussätzig, schlecht." Und nun erzählt er selbst den Richtern seine Geschichte, und spricht mit einer so herzbewältigenden Natürlichkeit, einer so genialen Einfachheit, die keine Schule zu geben vermag, mit solch' einer Tüchtigkeit des redlichen Gemüthes, mit einer so seelenvollen Liebe zur heiligen, unverfälschten Wahrheit, daß die Augen der sämmtlichen Richter mit Thränen sich füllen, daß Alle stille bei sich selbst sagen müssen: „Dieser Mann liebt

die Tugend mehr als sein Leben, er glaubt fest, was er für recht hält, er ist der Gerechteste unter uns Allen, und wir, die wir ihn richten wollen, sind nicht werth, ihm die Schuhriemen aufzulösen." Ich vertheidige ihn wie mein eigenes Leben. Das strenge Pflichtgefühl der starren Richter siegt, ihr Urtheil heißt Tod.

Noch weiß ich einen Weg der Rettung für Stedmann, es ist der Weg der Bitte. Ich setze die Bittschrift auf, eile zu meinem Klienten, und beschwöre ihn, sie zu unterzeichnen. „Ich habe gethan," spricht er, „was ich für meine Pflicht hielt. Ich kann meinen Schöpfer und meinen König um Verzeihung bitten, doch ein Heuchler wäre ich, bäte ich Männer um Vergebung für eine Handlung, die ich wiederholen würde, käme ich in ähnliche Verhältnisse. Fordert die Sache meines Vaterlandes das Blut eines braven Mannes für die gewissenhafte Erfüllung dessen, was er für Pflicht achtet, so laßt mich das Opfer sein." — Ich entfernte mich von ihm in Verzweiflung.

„Was Ihr mir erzählt habt," spricht der Maler, „bewegt mich tiefer, als Ihr denken möget. Doch laßt uns nun von diesem traurigen Gegenstande abkommen. Ihr seht, in meinem Zimmer liegt Alles in wilder

Unordnung durcheinander. Ich bin so eben von einer Wanderung zurückgekehrt. Wollt Ihr nicht ein Bild aus meiner Reisemappe sehen?"

Er nimmt ein Gemälde, und stellt es auf die Staffelei. Der Anwalt erblickt ein außerordentlich schönes Weib, das Zwillinge, ein Mädchen und einen Knaben, auf den Armen hält. Das eine Kind drückt seine Lippen an die Wange der Mutter. Ein leichter Schleier ist über die Gruppe geworfen.

Der Anwalt ist entzückt. „Vortrefflich! Meisterhaft! Welch' holdselige Mutter! Wie jung, wie blühend! Eine Madonna! Und diese Kinder! Wahre Engel, nur die Flügel fehlen. Ungemein lieblich! Aber es ist wohl Alles nur reizender Traum der Künstlerphantasie? Ideal?"

„In Howlei ist ein Haus, da findet Ihr die Mutter mit den Zwillingen. Ihr würdet dann sagen: Kein Traum der Künstlerphantasie. Nichts verschönert. Zum Sprechen ähnlich."

„Ist es möglich? Wie heißt die Glückliche?"

„Sie ist nicht glücklich. Seht hier Stedmann's Gattin mit ihren Kindern!"

Der Anwalt ist plötzlich wunderbar gerührt. Er

erwiedert nichts. Seine Miene leuchtet von einem glücklichen Gedanken, der wie ein Blitz durch seine Seele schlug. Nach einer Weile streckt er die Hand nach dem Bilde aus. „Nennt mir den Preis. Ich bin der Käufer dieses Bildes."

„Wenn es Euch gefällt," spricht der Maler, „so nehmt es hin als ein Geschenk meiner Freundschaft."—

In einem Gefängnisse sitzt Stedmann. Sein Haupt ist etwas zur Brust geneigt, das Antlitz ist von beiden Händen bedeckt, die Wehmuth scheint ihn heimgesucht zu haben. Die Thüre öffnet sich, Jemand nähert sich dem Tische, scheint sich dort eine Weile zu beschäftigen, und verläßt dann das Zimmer. Stedmann hörte das Geräusch nur wie im Halbschlummer, er blieb in seiner Stellung, und weiß nicht, wer da gewesen.

Endlich sinken seine Hände, und worauf fallen seine Augen? Auf das Portrait seiner reizenden Gattin, seiner lieblichen Kinder. Auf dem Tische an ein Pult gelehnt, in einen Goldrahmen gefaßt, steht das Gemälde, daneben liegt ein beschriebenes Papier.

Plötzlich zauberisch sanft geröthet von Rührung

und mit einem unbeschreiblich schönen Kampfe geht er zum Tische, während er zu seinen abgebildeten Lieben spricht: „Man hätte Euch nicht in's Gefängniß kommen lassen sollen. Was wollt Ihr bei mir? Das war nicht gut gethan."

Er blickt wechselnd auf das Bild und das daneben liegende Papier: die Bittschrift. „Wer hat mir das gethan? Bedford! Du hast die Stelle gefunden, wo Stedmann sterblich ist."

Er vertieft sich in die Miene seiner Gattin. „Du bist ein schönes, junges, edles Weib! An Sanftmuth, Demuth, Herzensreinheit und Liebe unvergleichlich! Aber wie Du in Deiner heimlichsten Seelentiefe bist, das weiß nur Dein Gatte. Niemand ahnt, wie Deine Liebe berauschen kann, welche Paradiese Du dem geliebten Manne zu schenken vermagst."

Er wendet sich zu seinen Kindern. „Werdet Eurer Mutter würdig! Danket ihr für die vielen hingeopferten Nächte. Der Himmel segne Euch, wenn ich nicht mehr bin."

Er blickt auf die Bittschrift. „Ich kann sie nicht unterzeichnen."

Sein Auge fällt wieder auf das Bild. „Lebe

wohl, Angelika! Lebt wohl, meine Kinder! Ich hoffe, wir werden uns wiedersehen."

In düstere Wehmuth versunken, spricht er: „Was wird sie jetzt machen? Die Rosen ihrer Wangen werden erblaßt sein, sie ist vielleicht krank, sie weint."

Er nimmt die Bittschrift, um sie nochmal zu lesen. „Sie ist abgeändert. Einige Stellen, die mir kriechend, bettelnd, gnadejammernd däuchten, sind gestrichen. Nun klingt ihr Ton männlicher. Aber" —

Sein Auge verweilt auf dem Gemälde. „Soll ich sie zur Witwe machen? Sollen diese zwei kleinen Engel vaterlos werden?"

Er setzt sich, ergreift die Feder, Thränen stehlen sich sein festgezeichnetes Antlitz herab, er schreibt schnell, damit die Thräne nicht auf das Blatt stürze und keinem Richter verrathe, daß er geweint habe.

Nun erhebt er sich, und spricht lächelnd zum Bilde: „Weine nicht, Angelika! Auf Wiedersehen, meine Tiefgeliebten!"

Die Thüre öffnet sich, Bedford tritt ein. Da bricht die Mittagssonne quer durch's Fenster — lächelnd weiset der Himmel mit goldenem Strahlenfinger auf den am Ende der Bittschrift gesetzten Namen „Stedmann."

Ein Kraut gegen den Tod.

„O heil'ge Nacht,
Bald ist's vollbracht,
Bald schlaf' ich ihn, den langen Schlummer,
Der mich erlös't von allem Kummer!"
Mayrhofer.

Er lebt nicht mehr, der einst auf meine Rede: „Gegen den Tod ist kein Kraut gewachsen!" mich mit kaltem Ernste fragte: „Weißt Du das auch vollkommen gewiß, Nachbeter des allgemeinen Sprichwortes?"

Ich sah ihn an, und als der kalte, trockene Ernst aus seiner Miene nicht weichen wollte, fragte ich ihn lächelnd: „Hast Du vielleicht das Wunderkraut gefunden? Wo und wann ist es zu pflücken? Um Mitternacht, wenn die Glocke Zwölf schlägt, im Vollmondslichte, nahe bei der Mauer — des Narrenhauses?"

Er versetzte: „Es ist erst noch die Frage, was besser sei, ob im Narrenhause leben, oder unter

Menschen, die meinen, sie hätten das unendliche Buch der Natur, über das der Schleier der Ewigkeit weht, bis in die Mitte oder gar bis an's Ende gelesen, während die Menschheit noch immer, seit grauen Jahrtausenden, an dem Hieroglyphentitel lallend buchstabirt und noch nicht über das erste Blatt hinaus ist! In dieser Hinsicht hat Hamlet Recht, wenn er sagt: „Es gibt viele Dinge zwischen Erd' und Himmel, von denen unsere Schulweisheit sich nichts träumen läßt."

„Hamlet's Worte," sprach ich, „sind ein Schild, den endlich jeder Tollhäusler für seine Projekte in Anspruch nehmen könnte."

„Das ist allerdings wahr," erwiederte er, „aber wie so Mancher, dessen Geist in der Wissenschaft einen Riesensprung machte, wurde als ein Tollhäusler, als ein aus dem Monde Gefallener belächelt, bis endlich dennoch, oft erst nach seinem Tode, öfter erst nach Jahrhunderten, seine Ideen als keine Hirngespinnste betrachtet und mit Entzücken aufgenommen wurden. Hättest Du einem alten Römer ein Projekt von unserer Eisenbahn- und Dampfschifffahrt, oder von mancher anderen Erfindung der Neuzeit vorlegen können,

er hätte Dich wahrscheinlich für einen Phantasten, für einen Chimärenjäger gehalten. Niemand kann das Ei auf die Spitze stellen, hat es aber ein Kolumbus gezeigt, dann ruft gleich Jeder: „Das kann ich auch!"

Wir stritten noch länger, halb im Scherz, halb im Ernst, über solche Dinge. Endlich sprach ich: „Du glaubst also im Ernste, daß ein Kraut gegen den Tod wachsen könne?"

Er antwortete: „Ob ich dieses glaube oder nicht, habe ich damit nicht ausgesprochen. Ich wollte nur protestiren gegen das kecke, bornirte, maulwurfäugige „Nein!" jener Menschen, die mit ihrer kleinen Philisterlampe jeden Abgrund der Natur zu durchleuchten meinen, die das Weltmeer der Natur mit der Schale ihrer Schulweisheit ausschöpfen wollen, die den Koloß von Rhodus in ein Grillenhäuschen zu sperren gedenken. Ehrfurcht vor der Natur! Ehrfurcht in der ungeheuern Werkstätte der Gottheit, wo wir doch nur Ameisen sind und zwischen Millionen Sonnenwelten umherkriechen, wo Alles nur Wunder und räthselhaftes Märchen, vom unbelebten Steine angefangen bis hinauf zum seelenvollen Frauenauge,

vom Strohhalme bis hinauf zum Kopfe eines Newton!"

Ich sah in dieses Mannes Hand öfter ein in Pergament gebundenes Büchlein. Es war halb verbrannt und mit Hieroglyphen geschrieben. Das Titelblatt war fast ganz herausgebrannt. Ich bemühte mich vergebens einige Zeilen zu dechiffriren. Auf der inwendigen Seite des Pergamenteinbandes stand: „Aus der verbrannten Alexandrinischen Bibliothek gerettet." Das konnte ich nicht glauben. Auch war es nicht die Schrift des Freundes.

Da dieser Mann eine ungewöhnliche Geschicklichkeit in der Dechiffrirkunst und manches andere schätzenswerthe Talent besaß, erhielt er in einem ausländischen Chiffernkabinet eine sehr vortheilhafte Anstellung, in deren Genusse er aber nur einige Monate blieb, weil ihn der Tod abrief. Es wäre mir lieb gewesen, hätte ich zum Andenken jenes Büchlein bekommen können. Es fand sich nicht vor. Dafür kam ein Manuskript in meine Hände, das die Aufschrift trug: „Ein Kraut gegen den Tod." Hier gebe ich Euch, meine Freunde, den märchenhaften Inhalt desselben.—

Däne war einer jener Menschen, die es sich

zur Aufgabe ihres Lebens stellen, täglich tiefer in die Geheimnisse der Natur einzudringen, endlich ihr mit kühner Bräutigamshand den Schleier zu lüften und den Gürtel zu lösen. Er beschäftigte sich mit der Alchymie, einer Kunst, welche damals von Fürsten und Königen in der Stille ausgeübt wurde. Es fehlte schon damals nicht an Menschen, die auf solche Versuche mit einem verächtlichen Lächeln herabblickten, Däne aber kümmerte sich wenig darum, weil sie ihm nicht den Beweis darlegen konnten, daß ein solches Bestreben gegen die Gesetze der Vernunft verstoße, und daß es schlechterdings unmöglich sei, der Natur dieses Geheimniß abzulauschen.

Seine Freunde bestanden aus berühmten Mineralogen, Botanikern, Zoologen, Chemikern und Physikern. Unter ihnen befand sich auch ein Astrolog, der im unermeßlich aufgeblätterten Sternenbuche das Schicksal der Menschen lesen wollte. Dieser hatte unserem Däne das Horoskop gestellt und ihm prophezeit, daß sich in seinem Leben etwas ausgezeichnet Merkwürdiges ereignen würde, etwas so ergreifend Eigenthümliches und Originelles, wie sich noch nie in einem Menschenleben gefunden hätte, und sich auch nie

wieder finden würde. Ob Däne diesen Worten Glauben schenkte oder nicht, ist unbekannt; sollte jenes der Fall gewesen sein, so dürfte er den Ausspruch wohl auf nichts Anderes bezogen haben, als auf sein Lieblingsthema, nämlich darauf, daß seine Versuche in der Alchymie ihn endlich zu einem befriedigenden Resultate führen würden.

Däne hatte von seiner Großmutter ein unbedeutendes Vermögen geerbt, das durch die alchymistischen Beschäftigungen bereits zu einem Reste geschmolzen war, der gerade noch hinreichte, das letzte Experiment zu machen.

Wir finden ihn jetzt in seiner dunklen, chemischen Küche, umgeben von Retorten und Pergamentbüchern, das düstere, karakter- und geistvolle Angesicht beleuchtet von dem Schimmer der glühenden Kohlen auf dem Herde. Plötzlich flammte eine fieberhafte Röthe auf seinen Wangen empor, als sich in einer Retorte purpurne Dämpfe erhoben, und sein Herz hörte vor Erwartung beinahe zu klopfen auf, als sich am Boden des Gefässes ein graues Pulver bildete, das allmälig gelb ward, bis es endlich eine schöne Goldfarbe angenommen hatte.

Nun ruhte der chemische Prozeß.

Däne nahm das goldfarbige Pulver, um es der Prüfung zu unterwerfen: — es bestand die Probe nicht.

Da streute er den goldenen Staub in die Lüfte, ergriff die Retorten, und schmetterte sie an die rußgeschwärzte Küchenmauer, daß sie in tausend Stücke zerbrachen. Darauf verließ er seine chemische Küche, und ging in's Freie.

Er vermied das Menschengewühl, und gerieth in Waldeinsamkeit. Es war ein schwüler Sommernachmittag. Als er im Herzen des Waldes stand, lagerte er sich ermattet im Schatten der Bäume, und beschäftigte sich mit Gedanken an die Zukunft. Das, wenn auch nicht namhafte, doch immer schätzbare Vermögen seiner Großmutter war nun verloren, an eine Fortsetzung seiner Experimente war nicht mehr zu denken, und er konnte des Mißmuthes nicht ganz Meister werden, als er bei einer das Weltall umfassenden, leidenschaftlich glühenden und genußfähigen Seele eine Zukunft vor sich sah, eben so arm, genußleer und von der harten Welt abhängig, wie vor dem Erbe seine Jugend gewesen. Unter den verschiedenen Ent-

würfen, sich eine Existenz zu erkämpfen, schloß ihm, da er von der Hitze des Tages und dem langen Wandeln ermattet war, der Schlaf die Augen.

Er war noch nicht tief in's bunte, chaotische Reich des Schlafes eingegangen, als ein Geräusch ihn weckte. Als er die Augen aufschlug, bemerkte er in der Nähe eine Szene, die seine Aufmerksamkeit im höchsten Grade in Anspruch nahm. Er sah nämlich im Grase eine Schlange, die zu sterben schien. Die letzten Bewegungen wurden langsamer, der Todeskampf nahte dem Ende, der Lebensgeist schien eben entfliehen zu wollen. — Da bewegte sich aus der Tiefe des nahen Abgrundes eine größere und ältere Schlange herauf, vielleicht die Mutter des sterbenden Thieres, im Munde eine Pflanze mit großen, glänzend schwarzen Beeren. Mit Mühe gelang es der größern Schlange, eine solche halb zerquetschte, saftreiche Beere in den Mund des sterbenden Geschöpfes zu bringen; kaum aber war dieses geschehen, so ging an dem Thiere, das schon dem Reiche des Todes verfallen schien, eine staunenswerthe Veränderung vor: in die leeren, todesöden Schlangenaugen fuhr ein Blitz, den starren Körper durchflutete der Strom des Lebens, es zeigten sich allmä-

lig lebhafter werdende Bewegungen, und der matte, todesschwer daniederliegende Kopf hob sich empor. Es dauerte nur kurze Zeit, dann fuhr die dem Leben gewonnene Schlange rasch auf, umringelte ihre Wohlthäterin, und es schien, als wollte sie ihr durch manches kosende Spiel Freude und Dankbarkeit zu erkennen geben. Beide wanden sich sodann blitzschnell einen Baum hinan, bis hinauf zum Wipfel, schwangen sich von hier in einem Riesensprunge auf die Erde, und verloren sich in den oben genannten Abgrund.

Ohne das leiseste Geräusch zu verursachen, ja kaum Athem schöpfend, um sich den Schlangen nicht zu verrathen, hatte Däne hinter einem Gebüsche mit der gespanntesten Aufmerksamkeit jenem Schauspiele zugesehen. Ein Anderer wäre jetzt vielleicht entflohen, froh, das Leben gerettet zu haben. Nicht so Däne. Ihn beschäftigte die sonderbare Pflanze mit den großen, glänzend schwarzen Beeren. Er, der stets die interessantesten Erscheinungen der Natur mit durchbohrenden Forscheraugen verfolgt hatte, er hätte es sich bis zu seiner Todesstunde nicht verzeihen können, wäre er jetzt ohne Befriedigung seiner Wißbegier fortgegangen. —

Er begab sich an den Rand des Abgrundes, um eine zweite solche Pflanze zu erspähen, sollte das Unternehmen auch mit Lebensgefahr verbunden sein. In der finstersten Tiefe sah er zwei glühende Punkte: es war, als spielten zwei Edelsteine in blaugrünem Lichte — eine Mahnung an die Schlangenaugen. Mit Freuden bemerkte er jetzt, nicht tief unter dem Eingange in die Schlucht, einige Pflanzen, welche Schwestern derjenigen waren, die er im Munde der Schlange gesehen hatte. Als er aber in die Tiefe stieg, um die Pflanzen zu brechen, wich ein Stein unter seinen Füßen und Däne wäre auf den Boden des Abgrundes gestürzt und wahrscheinlich verloren gewesen, hätte ihn nicht ein vorragender Fels im Falle aufgehalten. Mit verwundetem Körper klomm er aufwärts, bis er die Pflanze seiner Sehnsucht erreicht hatte. Da streifte an seiner Hand ein kühler, glatter Körper vorbei und Däne erblickte den Pflanzen gegenüber eine große Schlange, die vor den Beeren Wache zu halten schien, und ihn mit ihren Glutaugen unverrückt ansah. Mit der linken Hand an dem Gesteine sich haltend, die rechte nach der Pflanze ausgestreckt, blieb Däne lang in dieser Stellung, regungslos wie ein Steinbild, und

heftete muthvolle, durchbohrende Flammenaugen auf das Thier. Wie zurückgehalten durch die Majestät und Unerschrockenheit seines Blickes, that ihm dieses nichts zu Leide. Dann wagte er einige Pflanzen zu pflücken, und stieg, die Augen unverwandt auf die Schlange gerichtet, an's Licht des Tages hinauf. Sein Angesicht aber war leichenbleich.

Das erste Thier, an welchem Däne die Kraft der Pflanze erproben wollte, war eine Nachtigall. Sonst, wenn er in sein Zimmer trat, flog sie ihm entgegen, und setzte sich flötend auf seine Schulter. Jetzt aber, da sie krank war, saß sie mit aufgeblähtem Gefieder in einer Ecke ihres Käfigs, verschmähte ihr Futter, und schien dem Ende ihres Lebens nahe zu sein. Er nahm sie auf die Hand, und suchte ihr einige Tropfen von den Beeren jener Pflanze einzuflößen. Darauf schüttelte sie ihr Gefieder, der todesmatte Blick bekam frisches Leben, sie sah um sich, und plötzlich, da das Fenster offen stand, flog sie hinaus in die Sommernacht, und schlug, als sie hoch oben unter einem reichen Sternenhimmel einsam schwebte, den reizenden Flötentriller der Freiheit.

Um sich von der Wirkung jener Pflanzenkraft

genügende Ueberzeugung zu verschaffen, ging er am andern Tage an das Ufer eines Baches, und fing eine Eintagsfliege. Dieses Thier bringt sein Leben, nach Aussage der Naturforscher, auf einen oder höchstens zwei Tage. Er gab das kleine Geschöpf in ein gläsernes Gefäß, und setzte dieses an's Fenster. Kurze Zeit darauf bemerkte er bei dem Thiere untrügliche Kennzeichen des herannahenden Todes. Er bemühte sich nun, der sterbenden Eintagsfliege einen Tropfen jener Flüssigkeit beizubringen, was ihm auch gelang. Däne bemerkte, daß das Thier auflebe. Es verging ein Tag, eine Woche, ein Monat, ja es endete ein Jahr, und die Eintagsfliege lebte. Sie hatte wohl nicht mehr die frische, lebhafte Natur wie einst, jeder Tag schien sie matter zu machen, sie schien sich in einem unbehaglichen Zustande zu befinden, aber sie konnte nicht sterben.

Nachdem Däne durch die genannten Versuche zu einem befriedigenden Resultate gelangt war, suchte er neuerdings solche Pflanzen, fand sie, preßte den Saft ihrer Beeren, der in einem tiefen Dunkelroth glühte, in ein Fläschchen, und schrieb auf dieses die stolzen Worte: „**Tinctura immortalitatis.**“

Dann bedachte er, ob er sein Geheimniß der Welt offenbaren, oder es bei sich bewahren sollte. Er entschied sich für das Letztgenannte.

Zu dieser Zeit hörte er, daß der König des angrenzenden Reiches todeskrank darniederliege und an der Kunst der Aerzte verzweifle. Da dieser König von seinen Millionen Unterthanen wie ein Vater verehrt wurde, und da er diesen schönen Namen in der That verdiente, durch Gerechtigkeit und Güte, durch seinen hochgebildeten Geist und sein großes Gemüth, nahm Däne die Tinktur und machte sich auf die Reise, um dem Herrscher seine Hilfe anzubieten. Es hielt für Däne nicht schwer, bei dem Könige vorzukommen, denn dieser gestattete Jedem, selbst dem Geringsten, den Zutritt.

Däne fand auf dem Kissen des Krankenlagers ein Angesicht mit einfachen und erhabenen Zügen, doch eingesunken und todtenbleich von den wüthenden Schmerzen der Krankheit. So eben hatten den König die Aerzte verlassen, mit der Erklärung, daß die Krisis glücklich überstanden und die Genesung zu hoffen wäre. Als nun Däne von einem Kraute gegen den Tod sprach, glaubte der König einen Char-

latan oder Quacksalber vor sich zu haben. Da bat Däne den König, irgend ein krankes Thier bringen zu lassen, und zwar ein solches, von dem der geschickteste Thierarzt des Reiches erklären würde, daß es durch keine Hilfe mehr dem Tode könnte entrissen werden. Kaum hatte der Herrscher den Befehl ertheilt, so trat ein Mann, der für den Geschicktesten im Fache der Thierarzeneikunde gehalten wurde und sich im königlichen Dienste befand, in's Krankenzimmer. Ihm folgte ein Diener, der in einem Käfige einen indischen Vogel trug, groß und sehr selten, mit einem Gefieder von der prachtvollsten Farbenglut, den die Königin zum Geschenke erhalten hatte. Der Thierarzt sprach: „Schade um dieses schöne Thier! Es hätte nur in Indiens Klima gedeihen können; jetzt aber ist es krank, und wird in fünf Minuten todt sein."

Als der Thierarzt auf des Königs Geheiß sich entfernt hatte, sprach dieser zu Däne: „Beweise also die Wahrheit Deiner Rede. Ich fürchte aber, Deine Kunst dürfte bei dieser Aufgabe zu Schanden werden."

Däne nahm seine Tinktur, und flößte dem kranken Vogel zwei Tropfen ein. Der Pflanzentrank

bewährte seine Kraft. Den Vogel elektrisirte frisches Leben, seine Augen, früher so todesmatt, empfingen Feuer, er hob den Kopf empor, und bewegte rasch die in den glühendsten Farben prangenden Fittige, als wollte er sich in die Lüfte des Himmels schwingen.

Als der König dieses sah, sprach er: „Däne, ich staune über die Kraft Deiner Tinktur. Doch vielleicht ist dieses Mittel dem Thiere nur das, was einige Tropfen Oels der verlöschenden Flamme sind, und vielleicht schon morgen ist der Vogel nicht mehr am Leben."

„König," erwiederte Däne, „die Zeit wird Dich von der Macht meines Mittels überzeugen."

Als aber der König noch nicht geneigt war zu glauben, daß die Natur ein Kraut gegen den Tod hervorbringen könne, und da er eine zweite Probe verlangte, die, wo möglich, noch mehr Ueberzeugungskraft enthielte als die frühere, sprach Däne: „So gib den Befehl, o König, daß eine Eintagsfliege gebracht werde, und frage, bevor ich eine Probe ablege, die Naturforscher Deines Staates, wie lange ein solches Geschöpf leben könne."

Darauf ließ der König die drei ältesten und be-

rühmtesten Naturforscher, die an seinem Hofe lebten, rufen, und befahl zugleich, daß sie ihm eine lebendige Eintagsfliege zeigen sollten. Als die Naturforscher erschienen, fragte sie der König: „Sagt mir, meine Freunde, wie lange kann eine Eintagsfliege leben?"

Sie erwiederten: „Ein solches Geschöpf lebt, wie schon der Name sagt, nur einen oder höchstens zwei Tage."

„Gibt es aber nicht bisweilen eine Ausnahme," fuhr der König fort zu fragen, „und ist Euch noch nie der Fall vorgekommen, daß ein solches Thier eine Woche, oder noch länger gelebt?"

Die Naturforscher entgegneten: „König, wir haben das Leben dieser Geschöpfe beobachtet, wir haben ihren Organismus erforscht, und erklären nach dem Ergebnisse unserer zahllosen Erfahrungen mit Bestimmtheit, daß es unmöglich sei, daß ein solches Thier sieben Tage lebe. Die Eintagsfliege aber, die wir Dir gebracht haben, ist ein Weibchen, das so eben Eier gelegt hat, und daher in sehr kurzer Zeit vor Deinen Augen sterben wird. Doch sieh her, König, es beginnt bereits zu sterben."

Nach diesen Worten ließ der Herrscher die Na-

turforscher abtreten, und als er mit Däne wieder allein war, sprach er zu ihm: „Ich glaube den Erfahrungen dieser Männer. Beweise also an dieser Eintagsfliege die Wahrheit Deiner höchst sonderbaren und tieforiginellen Rede. Versuche diesem sterbenden Thiere einen Tropfen von Deiner Tinktur einzuflößen."

Als dieses geschehen war, sagte der König: „Nun verlaß mich, Däne, und komm in vierzig Tagen wieder. Sorgfältig will ich diese Eintagsfliege in einem passenden Gehäuse aufbewahren. Kommst Du in vierzig Tagen wieder zu mir und lebt sie noch, dann hast Du meine Zweifel besiegt, und ich will Dir ein Fläschchen Tinktur abkaufen. Sei dieses Fläschchen auch so klein, daß es nur zehn oder zwölf Tropfen fassen kann, so will ich doch als ein König an Dir handeln, und Dir eine Million Goldstücke geben. Somit lebe wohl!"

Als die vierzig Tage verflossen waren, erschien Däne wieder vor dem Könige, der bereits das Krankenlager verlassen hatte. Dieser nahm ihn an der Hand, sah ihn schweigend und tiefernst an, und sagte dann freundlich und doch mit einer Art Ehrfurcht: „Deine Eintagsfliege lebt! Was wollen wir

Menschen da grübeln und zweifeln, wo die Thatsache spricht? Däne, Du bist einer jener seltenen Menschen, denen die Natur ein geheimnißvolles Siegel auf die melancholische Stirn gedrückt hat, ein Siegel, das man nicht beim ersten oberflächlichen Anblick wahrnimmt! Gib mir also ein Fläschchen von Deiner Tinktur. Ich verlange nur wenige Tropfen, und werde mein königliches Wort halten."

Däne übergab dem Herrscher ein Fläschchen, gefüllt mit dem Pflanzensafte, und sprach: „Willst Du, König, je die Kraft meiner Tinktur an Dir erproben, so muß ich Dich darauf aufmerksam machen, daß sie bei gesundem Körper keine Wirkung macht, sondern erst dann, wenn Du Dich krank fühlst."

Der König erwiederte: „Ob ich dieses Mittel je an meinem oder an einem andern menschlichen Körper erproben werde, weiß ich nicht. Denn es ist, mein Däne, erst noch die große Frage, ob in Deiner Entdeckung Heil oder Unheil liege, eine Frage, die ich, so viel ich erkenne, mit dem Worte „Unheil" beantworten möchte. Denn ich halte den Tod in der Natur für eine unschätzbare Wohlthat, für einen unermeßlichen, göttlichen Segen! Auch habe

ich bisher so gelebt, daß ich den Tod nicht fürchte, und bin männlich entschlossen, auch ferner so zu leben, daß mir die Gruft als ein ersehntes Bett der Ruhe erscheinen soll, wo mich mein Herr, wenn es ihm gefällt, nach langem Schlafe wecken wolle zu einem schöneren Leben!"

Der König hatte diese Worte so eigenthümlich ergreifend und mit einer so großartigen Einfachheit seiner Seele gesprochen, daß Däne nichts antwortete, sondern sich in schwere, stille Gedanken verlor. Dann sprach er: „Weil Du so denkest, König, so bitte ich Dich, daß Du mein Geheimniß der Welt verschweigen möchtest."

Der König versprach es, ließ dann seinen Schatzmeister kommen, und befahl demselben, eine Million Goldstücke an Däne auszuzahlen.

So kehrte Däne, durch seine Entdeckung fürstlich reich, vom königlichen Hofe in sein Heimatland zurück.

Der König aber wollte vor der Königin kein Geheimniß haben, und erzählte ihr das Ereigniß. Diese verstand nicht die Kunst zu schweigen, und vertraute das Gehörte einer Freundin. Auf eine solche Art

mochte es geschehen, daß bald die verschiedenartigsten Gerüchte über Däne in Umlauf kamen, die noch dadurch Nahrung erhielten, daß seine frühere Armuth allgemein bekannt war, und daß man sich seinen ungeheuren Reichthum nicht erklären konnte. Männer von hohem Adel, welche der Meinung waren, Däne hätte das Geheimniß der Goldmacherkunst entdeckt, besuchten ihn, und boten ihm namhafte Summen und hohe Ehrenstellen an, wenn er ihnen seine Kunst mittheilen würde. Andere sagten, Däne besäße die Kunst, falsche Diamanten zu erzeugen, die selbst das geübteste Auge von echten nicht zu unterscheiden im Stande wäre. „Nein, nein," sprachen wieder Andere, „er hat ein Mittel erfunden, wodurch er die für alle andern Aerzte unheilbaren Lungenkrankheiten heilen kann." — Wieder Andere erzählten sich die buntesten, abgeschmacktesten Märchen von romantischer Liebe, geheimnißvoller Mordthat und, weiß Gott was, wodurch Däne im Auslande zu diesem Vermögen gekommen wäre. So konnte es nicht fehlen, daß Däne der Löwe des Tages ward. Unheilbare Lungenkranke belagerten scharenweise seine Thüre, Juweliere, Barone, Grafen, Gold- und Diamantensüchtige, Mütter, die ihre Töch-

ter verheiraten wollten, quälten ihn mit Besuchen vom frühen Morgen bis in die späte Nacht, so daß er sich endlich, um Ruhe zu haben, in die Einsamkeit flüchtete, und selbst hier seine Thüre versperrte. Doch selbst in der tiefsten Abgeschiedenheit von der Welt war er nicht sicher, und selbst auf den Spaziergängen durch die einsamsten Wälder wurde er von den Lästigen überfallen und durch die rastlosen Bestürmungen in Mißmuth gebracht. „Lasset mich doch einmal in Ruhe,“ rief er toll gemacht, „ich habe nicht das Geheimniß, das ihr sucht, und bin ein gewöhnlicher Mensch.“ Doch man glaubte ihm nicht, und bestürmte ihn unausgesetzt. Hier fiel ein Kranker auf der Straße zu seinen Füßen nieder, umklammerte seine Knie, und versicherte, ihn nicht früher frei lassen zu wollen, als bis er die geheime Arzenei erhalten hätte. Selbst in der Waldeinsamkeit trat plötzlich ein Mensch hinter den Bäumen hervor, setzte ihm den Dolch an die Brust, und rief: „Ich weiß recht gut, Du kannst Gold machen. Sage mir das Geheimniß, oder ich tödte Dich!“

Eines Tages wurde Däne zum Landesfürstn gerufen. Nicht ohne traurige Vorgefühle trat er in die

Burg des Herrschers, denn dieser war gerade das Gegenbild zu jenem guten Könige, und wurde als ein Tyrann und Wütherich von seinen Unterthanen gehaßt. Leise zogen sich die Gewitterwolken des Aufruhrs am vaterländischen Himmel zusammen. Jetzt trat Däne vor ihn. Der Fürst war ein kräftig und hochgewachsener Mann, seine Miene hatte grausame Züge, und aus den schwarzen Augen funkelte der Blick des Tigers.

„Ich weiß," sprach er zu Däne, „daß Du im Besitze eines Geheimnisses bist. Ich erwarte von Dir, daß Du als ein gehorsamer Unterthan mir, Deinem Landesfürsten, den Inhalt Deiner Entdeckung mittheilen wirst."

Däne aber dachte: „Ein Tyrann ist unwürdig, den Saft meiner Pflanze zu trinken. Die Edlen des Vaterlandes sollen nicht noch länger schmachten." Er suchte daher dem Despoten auszuweichen, indem er sagte: „Mein König, die Welt täuscht, und will getäuscht werden. Der Eine hält mich für einen Goldkoch, der Andere für einen Demantenerzeuger, ein Dritter für einen Arzt chronischer Krankheiten, ein Vierter für einen romantischen Abenteurer. Du aber wirst über solche Gerüchte lächeln, und die müßigen Leute be-

dauern, die ihre Zeit zu nichts Besserem verwenden wollen, als zur Erfindung solcher Fabeln. Ich bin ein einfacher Mensch."

Der König erwiederte: „Ein einfacher Mensch magst Du sein, das glaube ich Dir. Aber gerade die genialsten Menschen sind auch die einfachsten. Däne, Du willst mir nur ausweichen. Aber Du entgehst mir nicht. Ich weiß Dein Geheimniß. Du hast ein Kraut gegen den Tod entdeckt! Sieh, ich weiß sogar von den Versuchen, die Du an dem indischen Vogel und der Eintagsfliege vor dem Könige des benachbarten Staates gemacht hast. Wie? Du hättest so wenig Liebe zu Deinem Landesfürsten, daß Du ihm verschweigen wolltest, was Du einem fremden Machthaber entdeckt hast?"

Däne hatte im Stillen den unwiderruflichen Entschluß gefaßt, dem Wütherich das Geheimniß nicht anzuvertrauen. „König," sagte er, „wenn mein Geheimniß ein solches wäre, aus dem Segen für die Menschheit hervorgehen könnte, so würde ich ein strafbarer Egoist sein, wenn ich mich weigern würde, dasselbe zu offenbaren, und auf solche Art ihr Wohlthäter zu werden. Da ich aber mit Grund befürchte, durch die

Kundmachung meiner Entdeckung den unerträglich schweren Fluch der Menschheit auf mich zu laden, so wirst Du es für edel erkennen, wenn ich unwiderruflich entschlossen bin, meine Brust zum ewigen Sarge des fürchterlichsten aller Räthsel zu machen. Wenn Du dieses beherzigest, mein König, so wirst Du nicht nur nicht länger in mich dringen, sondern sogar mir ewiges Schweigen befehlen."

Jetzt versuchte der Tyrann, Däne's Brust mit dem Schlüssel der Schmeichelei aufzuschließen. „Ich weiß," sagte er, „daß Du für das Heil der Menschheit glühst. Auch ich glühe dafür. Ich weiß, daß Du nicht schlafen könntest, wenn Du einem Deiner Mitbrüder eine Thräne erpreßt hättest. Du hast einen Geist, der mit Adlersfittigen zur Geistersonne strebt, ein Herz, dessen Gefühl dem des Seraphs nahe steht. Nimm es nicht für Schmeichelei, denn ich pflege nicht zu schmeicheln, wenn ich Dir sage, daß du ein großer Mann bist, und daß ich stolz bin, Dich zu meinen Unterthanen zu zählen. Aber ich hoffe auch, daß Dich solche Worte aus dem Munde Deines Königs zum innigsten Vertrauen begeistern werden, und dieses um so mehr, als ich so väterlich gütig zu Dir spreche, da, wo

ich strenge befehlen könnte. Bedenke auch, daß Alles, was Du mir sagst, blos mir, und noch nicht der Welt gesagt ist."

Als auch diese Worte nicht den gewünschten Erfolg hatten, fuhr der Despot fort: „Reich beschenkt sollst Du aus meiner Burg hinweggehen. An einer Ehrenstelle in meinem Reiche soll es nicht fehlen. Auch zu meiner Tafel wirst Du gezogen werden, und einen Platz unter den Großen meines Staates einnehmen. Sieh, bin ich nicht großmüthig gegen Dich?"

„Mein König," antwortete Däne, „hätt' ich für gut und heilsam befunden, meine Entdeckung zu enthüllen, so hätte ich's gleich anfangs gethan, und nicht erst auf das Versprechen von Gold und Ehrenstellen gewartet. Du zwingst mich, Dein königliches Ohr mit der Wiederholung zu belästigen, daß der Grund, warum ich meine Entdeckung mit einem so dichten Schleier verhülle, einzig und allein in der Erkenntniß liegt, daß ich der Menschheit durch die Enthüllung meines Geheimnisses keine Wohlthat bringen, mir aber sicher den Fluch von Millionen erwerben würde."

Jetzt fingen die Wangen des Wütherichs an sich zu entfärben, in der Brust kochte der Zorn, und die

Stimme ward bebend und stiller. „Däne!" drohte er, „Däne! Ich sprach bisher mit einer Güte zu Dir, die Du nicht verdientest. Dein Schweigen ist knabenhafte Bosheit. Ich weiß, auch Du wartest mit Millionen auf meinen Tod, Ihr vergönnt mir kein langes Leben. Darum willst Du mir Dein Geheimniß nicht entdecken. Einem fremden Machthaber hast Du es enthüllt, vor Deinem Herrn und Meister aber bleibst Du verschlossen. Däne, Deine Rede von meinem Heile und vom Heile und Fluche der Menschheit, sind eitle Seifenblasen. Wenn die Güte nichts fruchtet, nun, ich weiß ein anderes und unfehlbares Mittel. Däne, sogleich entdecke mir Alles, oder — kennst Du das Wort: Tortur?"

„Tortur?" fragte Däne feierlich. „Nein, König, das wirst Du nicht thun. Das wäre eine Ungerechtigkeit, die zum Himmel aufschreien würde. Denn ich stehe als ein Schuldloser vor Dir. Und wäre es möglich, könntest Du diese unverantwortliche That auf Deine Seele laden, Du würdest bei mir nichts bezwecken, sondern nur die Seelenkraft eines Mannes kennen lernen."

Da gingen die brennenden Augen des Wütherichs

wild unter den finstern Brauen hin und her, wie zwei zornige Tiger in ihren Käfigen, die Stirnader schwoll hoch an, während die Miene in den Farben des Chamäleons spielte und das Blut der zerbissenen Lippe das Kinn herabfloß. Mit Wuth lachend rief er seinen Knechten. Blitzschnell sprangen sie herbei. „Bringt herein das Bett des Satans!" donnerte er ihnen zu. „Tod und Hölle! Wir wollen sehen, ob wir einen solchen Wurm nicht zu bändigen vermögen." Sie eilten fort, brachten ein Bettgestelle, ganz aus Eisen verfertigt, setzten es in der Mitte des Marmorsaales nieder, und entfernten sich. In sehr kurzer Zeit erschienen sie wieder, beladen mit vier eisernen Kesseln, die bis zum Rande mit glühenden Kohlen gefüllt waren. Rüstig, mit nervigen, sonnverbrannten Armen, als wären sie aus der Schmiede Vulkans, schwangen die Knechte einen Kessel nach dem andern, und goßen sie auf das eiserne Bett aus, so daß es vom Kopfe bis zu den Füssen mit den glühenden Kohlen bedeckt wurde. Dann ergriffen sie auf ihres Herrn Wink Däne, rissen ihm die Kleider vom Körper, fesselten ihm Hände und Füße mit Ketten, und warfen ihn nackt auf das Eisenbett mit den Glühkohlen. Nach einer Weile trat der Wü-

therich vor Däne hin, und fragte ihn hohnlächelnd: „Nun, sage mir, wie ruht es sich auf dem Bette des Satans?"

„Schlecht genug!" erwiederte Däne mit verbissener Qual. „Aber bedenke, daß diese glühenden Kohlen noch Rosen sein dürften gegen jene, die einst auf deinem Sterbekissen brennen werden."

„Laß diese Redensarten," sprach der Tyrann, „bedenke vielmehr, daß es sich auf Seidenkissen besser schlummern lasse, als auf einem Kissen von glühenden Kohlen, und entdecke mir nun Alles. Bist Du bereit?"

„König, befreie mich von dieser Höllenqual," rief Däne, „wenn Du den schlangenhaarigen Eumeniden des Gewissens entfliehen willst. Ich bin ein Mensch, mein Körper ist empfindsam und nervenreich gebaut, ich empfinde den wüthendsten Schmerz bis in's tiefste Mark, aber meine Seele ist unbeugsam."

„Nicht früher wirst Du von diesem Lager genommen, als bis Du den Mund öffnest, um zu sagen: „„Ich will Alles entdecken."" Willst Du?"

„Ich bleibe bei meinen Worten!" sprach Däne.

„Wohlan, so wünsche ich eine süße Ruhe auf

den Rosen!" versetzte der Tyrann lächelnd, und entfernte sich wieder.

Später trat er wieder zum eisernen Bette hin, und fragte den Gefolterten: „Däne, bereust Du Deinen Starrsinn? Ich hoffe, Du wirst mit der Entdeckung Deines Geheimnisses nicht säumen."

Däne antwortete: „Laß mich auf meinem Kohlenlager wahnsinnig werden, laß mich zu Staub und Asche brennen, ich entdecke nichts. Lerne erkennen, Tyrann, was ein Mann ist, entferne Dich von mir mit Bewunderung, und sieh mich einst in Deiner Sterbestunde auf dem Bette des Satans. Und von nun an rede ich kein Wort mehr."

Diese Stärke hatte der Wütherich nicht erwartet. Mit schnellen und weitausgeholten Schritten ging er im Marmorsaale auf und ab. Die mannigfaltigsten Gefühle durchras'ten seine Tyrannenbrust: die Wuth, bei seiner ganzen ungeheuern Macht nicht einmal eines einzigen Menschen Meister zu werden; die Angst, seine ohnehin schon mit so vielen Schandthaten beladene Seele mit einem neuen Verbrechen belastet zu haben, die Verzweiflung, in der Unendlichkeit der Gedankenwelt nicht gleich ein Mittel zu ent-

decken, das ihn sicher zum Ziele führen müßte; die Scham, selbst seinen rohen Knechten als ein ohnmächtiger Wütherich zu erscheinen; das Bewußtsein, sich selbst verachten zu müssen, und die Furcht des Todes, der Gedanke nämlich, daß dieses Herrscherleben doch einmal ein Ende nehmen und er einen Schleier heben müßte, hinter dem sich vielleicht etwas zermalmend Schreckliches und keiner irdischen Majestät Vergleichbares verbergen könnte. Zwischen den Zähnen murmelte er: „Tod und Hölle! Ich habe es mit einem Menschen zu thun, dem ein Eisenkopf auf dem Nacken sitzt! Wer sagt mir, wie ich ihn bewältigen kann?“ Auch dachte er: „Lasse ich den Mann noch länger auf dem Kohlenbette, so kann er vor Qual wahnsinnig werden. Dann würde er, selbst wenn er wollte, mir nicht entdecken können, was ich wissen will, wissen muß!“ Und darauf herrschte er seinen Knechten zu: „Nehmet ihn hinweg vom Bette des Satans, übergebt ihn dem Arzte zur Heilung, und führt ihn, wenn er sich auf dem Wege der Genesung befindet, wieder vor meinen Thron.“

Als der Arzt den geheilten Däne vor den Thron des Herrschers brachte, stellte sich dieser, als

wäre er tief gekränkt und von düsterer Wehmuth durchdrungen. Er sprach zu Däne: „Glaube mir, Taubenblut fließt durch meine Adern. Wenn ich einen Wurm, über den des Wanderers Fuß gegangen, sich schmerzlich winden sehe, so quält es mein gefühlvolles Herz, daß ich weinen könnte. Die vom Sturme entblätterte Rose macht mich traurig. Aus dem Gesagten kannst Du Dir den Maßstab nehmen, um damit die Größe Deines Ungehorsams zu messen, eines Ungehorsams, so grell und empörend, daß er selbst meine angeborne Natur verkehrte und mich dazu trieb, was von meinem Gemüthe weiter entfernt ist als der Nord- vom Südpole, zur Grausamkeit!"

Hier schwieg der Despot, und wartete auf eine Antwort. Als diese nicht erfolgte, setzte er seine Rede fort: „Es scheint mir, als wärest Du noch immer nicht in Dich gegangen, als wärest Du noch immer fern, sehr fern von der Erkenntniß Deiner großen Schuld. Denn sonst würdest Du an den Stufen meines Thrones niedersinken, Dein Angesicht, glühend von der Schamröthe der Reue, an den Boden drücken, und mich wie einen Vater um Verzeihung bitten, nicht aber so düster stolz vor mir stehen, als käme es mir zu, ja mir, Deinem Herrn, Dir Abbitte zu leisten."

Der Tyrann schwieg abermals. Däne erwiederte kein Wort.

„Warum schweigst Du?“ fragte ihn der Wütherich. „Verdiene ich keine Antwort?“

„Was verlangst Du, König?“ fragte Däne.

„Ich verlange nur das Eine: Du sollst Deine schwere Schuld bereuen, und mich durch eine offene Erzählung Deiner Entdeckung versöhnen.“

„Was meine schwere Schuld betrifft, von der Du sprichst,“ sagte Däne, „so antworte ich, daß ich mich derselben nicht bewußt fühle. Und was die offene Erzählung meiner Entdeckung anbelangt, so zur Antwort dieses: Ich bleibe unerschütterlich bei meiner früheren Erklärung!“

„Du treibst,“ rief der Tyrann, „ein höchst ärgerliches und gewagtes Spiel mit meiner Güte! Reize mich, ich warne Dich, nicht zum zweiten Male zur Wuth! Hast Du Lust, mich rasend zu machen, so will ich ein Tiger, eine Hyäne gegen Dich sein. Glaube mir, ich darf nur wollen, dann kann ich die Phantasie eines Teufels zu Schanden machen! Däne, ich sage Dir, ich würde in meinem Zorne keine Grenzen kennen, ich würde der fürchterlichste Mensch dieser Welt sein!“

Und als Däne schwieg, trat der König ganz nahe zu ihm, und sprach mit der eigenthümlich stillen, bebenden Stimme der höchsten Wuth: „Du mußt wissen, daß ich einen — Hungerthurm habe."

Und als auch diese Worte keiner Antwort gewürdiget wurden, donnerte der Tyrann wüthend seinen Knechten zu: „In den Hungerthurm mit ihm! Der bändigt Alles, was zwischen Erd' und Himmel ist!"

Der Tyrann selbst hatte den Hungerthurm, in welchen Däne nun gesperrt wurde, erbauen lassen. Merkwürdig bleibt das Meisterstück erfinderischer Grausamkeit, das der Barbar erdachte und an dem Gebäude, als der Bau desselben vollendet war, anbringen ließ. Er rief nämlich einen berühmten Maler zu sich, welcher mit seinem unerreichbaren Pinsel rings an die Wände dieses Hungerthurmes eine königlich und verschwenderisch beladene Tafel malen mußte. Zwischen Blumenvasen, auf krystallenen, silbernen und goldenen Tellern sah man die glühendsten, von honigsüßem Safte strotzenden Früchte, gebratenes Geflügel in Fülle, ausgesuchtes Backwerk aller Art, überhaupt die köstlichsten und anlockendsten Speisen, welche die Kochkunst zu liefern vermag. In der Mitte der Tafel sah

man eine goldene Miniatur-Fontaine, aus der krystallhelles, eiskaltes Wasser emporsprang und in den Pokal niederfloß, den ein schönes Mädchen hielt. Nicht weit davon sah man blütenweiße Frauenarme, welche die köstlichsten und feurigsten Weine aus größern Gefäßen in Trinkbecher goßen. Dies Alles war mit den lebensfrischesten, brennendsten Farben dargestellt, mit einer Naturwahrheit, daß es schlechterdings unmöglich war, durch die Augen allein die Wirklichkeit vom eitlen Scheine zu unterscheiden. Jeder von uns, dem man gesagt hätte: „Diese Früchte, dieses Backwerk, dieses Wasser, diese Steine, dies Alles ist nur gemalt!“ hätte ungläubig den Arm ausgestreckt, um sich zu überzeugen. Denn das Wasser war so eisigfrisch, so krystallhell dargestellt, daß man beim ersten Anblick fast eine kühlende Labung durch den Körper strömen fühlte, als hätte man einige Tropfen von der köstlichen Silberwelle getrunken, ohne befriedigt zu sein. Die Früchte waren so durchsättigt von Farbenglut, so reizend reif, so wollüstig schwellend, daß man ihren süßen, überströmenden Saft fast zu kosten glaubte. Das Geflügel, das Backwerk und alle Speisen waren so natürlich, daß Einem war, als

hätte man in einem lebhaften Traume davon genossen. Selbst Einem, der eben von einer Tafel gesättigt aufgestanden wäre, hätte ein solcher Anblick einen neuen Reiz der Speise erwecken können; Einem aber, der tagelang nach Nahrung geschmachtet, hätte dieses Gemälde die peinliche Begierde nach Speise bis zum Grade des Wahnsinnes steigern müssen.

Nachdem vier Tage verflossen waren, begab sich der Tyrann an die Pforte des Hungerthurmes, und zwar an jene Stelle, an welcher eine Oeffnung angebracht und dergestalt eingerichtet war, daß der Außenstehende wohl den Gefangenen, dieser aber nicht jenen beobachten konnte. Er sah, wie Däne in einem Winkel saß, in ein schwermüthiges Brüten versunken und mit einem abgezehrten Antlitz, in das sowohl die Schmerzen des Körpers als die Leiden des Geistes ihr Gepräge gezeichnet hatten. — Der Tyrann hatte seinen Arzt mitgenommen, und sprach zu demselben: „Besitzest Du so viel Kunst, daß Du mir nach einem prüfenden Blick sagen kannst, ob dieser Mensch fähig sei, einen noch höhern Grad der Hungerqual zu ertragen, ohne in seinen geistigen Kräften und in seinem Bewußtsein eine zu tiefe Zerrüttung zu erleiden?“ Der

Arzt beobachtete den Gefangenen. Nach einer Weile erhob sich Däne, trat mit geballter Faust in die Mitte des Hungerthurmes, und rief: „Fluch Dir, Tyrann! Bricht auch mein Körper zusammen, mein Geist bleibt unüberwindlich! Dein grausames Spiel mit mir, das ungeheure, unverantwortliche, Du hast es verloren!"

Da sprach der Arzt: „Hast Du, mein König, die Worte des Gefangenen gehört? In diesem Manne waltet ein unbeugsamer Geist, der alle Muskeln des Körpers stählt. Ich sah die Kraft der starken Seele in seinen blitzenden Augen. Er wird noch einen vollen Tag im Hungerthurme weilen können, ohne daß Du fürchten darfst, daß ihn der Wahnsinn ergreifen werde. Dafür bürge ich Dir."

Als der fünfte Tag entschwunden war, öffnete sich die eiserne Thüre des Hungerthurmes, und zwei Diener traten herein. Sie führten den Gefangenen fort aus dem Gebäude, eine hohe Stiege hinauf, durch eine Reihe von Gemächern, und brachten ihn endlich in einen reichverzierten Saal. Es war der königliche Speisesaal. Hier war von den königlichen Köchen eine reizende, speisenduftende Tafel bereitet, ähnlich jener,

welche Däne im Hungerthurme gesehen, mit dem Unterschiede, daß hier im Saale Alles Wirklichkeit, dort aber nur Schein war. An der Tafel saß der Tyrann ganz allein, als ihm Däne vorgeführt wurde. Der Despot wollte anfangs dem Gefangenen die Handketten abnehmen lassen, widerrief aber seinen Befehl, weil er fürchtete, Däne würde im Gefühle der Rache auf ihn zustürzen und ihn tödten.

Als die Diener auf den Wink ihres Herrn sich entfernt hatten, erhob sich dieser, und trat vor Däne. „Es hängt," begann er, „von Dir ab, ob Du mir gegenüber an dieser Tafel Platz nehmen und mein Gast sein willst. Was meine vortrefflichen Köche leisten können, das haben sie geleistet. Du sollst die Ehre haben, mit Deinem Landesfürsten zu speisen, sollst Deinen wüthenden Hunger befriedigen, und dann mit meiner Verzeihung und noch mit einem Geschenke, eines Königs würdig, meine Burg verlassen. Ich fordere dafür nichts als die Entdeckung Deines Geheimnisses."

Däne erwiederte: „Um diesen Preis, König, will ich die Ehre nicht erkaufen, an Deiner Tafel zu sitzen."

Da ward der König todtenblaß, und fing an

heftig zu zittern. Aber dieses Mal nicht vor Zorn, sondern niedergeschmettert von der Majestät dieses unbesiegbaren Männertrotzes. „Mensch!“ rief er, indem er ihn am Arme faßte und schüttelte, daß die Ketten klirrten, „Mensch, sprich, was für eine Mutter hat Dich geboren? Hast Du einen menschlichen Körper wie ich, oder hat Dir die Natur die Empfindung des Schmerzes versagt und Dich wie aus fühllosem Eisen gebaut? Du willst jetzt, nach solchen Prüfungen noch schweigen?“

Der Tyrann schritt mit noch nie erlebten Gefühlen im Saale auf und nieder. „Hundert, ja, nur fünfzig solche Männer in meinem Reiche, und ich bin verloren!“ murmelte er. Dann stellte er sich wieder vor Däne, und fragte ihn: „Unbegreiflicher! Unzugänglicher! Sage mir, ich beschwöre Dich, gibt es denn keine Hölle, um Dich zu schrecken, und keinen Himmel, um Dich zu locken? Sage mir, Däne, gibt es denn auf der unendlichen Welt kein Mittel, keines, keines, das im Stande wäre, Deine Seele aufzuschließen? Sage mir, was würdest Du thun, wenn ich mich entschließen könnte, Dir für die Offenbarung Deines Geheimnisses mein halbes Reich zu schenken?“

„Ich würde," entgegnete Däne, „sei fest überzeugt, selbst Dein halbes Reich verschmähen, und Dir meine Seele nicht offenbaren. Ja, glaube mir auch, König, hättest Du einen Demant, so groß und kostbar, daß alle Monarchen der Erde all ihr Gold und Silber und alle ihre Juwelen zusammenlegen müßten, um ihn mir abzukaufen, und daß ich auf solche Art Herr der ganzen Erde würde, Du würdest, ich möchte es Dir mit dem feierlichsten Eide schwören, von mir nicht mehr erlangen, als Du bisher erlangt hast!"

Mit der höchsten Unruhe, mit dem sonderbarsten Kampfe schritt der Tyrann hin und her, trat dann schnell und fieberhaft geröthet vor den Gefangenen, und sagte: „Däne! Räthselhafter! Ich möchte vor Dir auf die Knie stürzen, als hätte ich es mit einem Uebermenschen zu thun! Ich möchte es Dir bekennen, mit einer Art von Schauer bekennen, daß ich zum ersten Male, in meinem ganzen Leben zum ersten Male sehe, was ein Mann in seiner vollen, majestätischen Größe ist! An solch eine Seelenstärke konnte ich nicht glauben, Du erdrückst mich, und ich möchte Dich fast bitten: Sei mein Freund! Du hast gewonnen, ich habe verloren, sieh, ich gesteh'

es Dir. Ich bin ein Wurm vor Dir, ich verzweifle vor Dir, ich verachte mich! Aber jetzt sei großmüthig und sage mir Dein Geheimniß."

„Wohlan," entgegnete Däne, „höre mich, König! Nicht auf die Knie sollst Du vor mir stürzen, nicht bitten sollst Du mich, daß ich Dein Freund werde, nicht zum Wurme sollst Du Dich machen vor mir. Weil es mir möglich ward, das bessere Ich in Dir zu erwecken, so ergreife ich den Augenblick, um mit meinem tiefsten Männerernste eine heilige Mahnung an Dein Ohr zu bringen. Höre heute auf, ein Tyrann zu sein, und verdiene den Namen, den Dir verächtliche Schmeichler oft gegeben haben, den göttlich schönen Namen: „Vater des Volkes!" Mache Dich fähig, zu fühlen die hohe geistige Wollust, die an die Seligkeit eines Seraphs grenzt und darin besteht, daß Du Dir im innigsten Bewußtsein das Zeugniß geben kannst: „Ich bin wahrhaft ein Vater meines Volkes!" Dann sind meine Leiden nicht vergebens gewesen, und ich will sie gern ertragen haben. Sind dann Deine Jahre hingegangen, hast Du Dein Tyrannenleben wie einen häßlichen Traum hingestellt, und kommt das Ende Deiner Tage, und sa-

gen die Aerzte flüsternd zu einander: „Gegen den Tod ist kein Kraut gewachsen!" dann laß mich an Dein Krankenlager rufen, und der Vater des Volkes soll von mir erlangen, was dem Wütherich zu erlangen einst durchaus unmöglich gewesen!"

Darauf sagte der Tyrann: „Ich will in mein stilles Schlafgemach mich einschließen, einsam will ich sein, die Sonne soll mich nicht bescheinen: so will ich Deine Rede bedenken." Bevor der König sich entfernte, befahl er, daß Däne nicht in den Hungerthurm, sondern in ein wohleingerichtetes Gemach gebracht, ihm dann die Handketten abgenommen, und Speise und Trank vorgesetzt werden sollten.

Am andern Tage wurde Däne vor den königlichen Thron geführt. Der Herrscher war von seinen Höflingen umgeben. In seiner Miene konnte Däne nicht die leiseste Spur von jener demüthigen Gesinnung finden, deren Ausdruck er gestern, als sie sich trennten, in seinen Zügen wahrgenommen hatte, im Gegentheile war ein sonderbarer Stolz, ein unbegreiflicher Triumph auf seine Stirn getreten. „Wohlan!" sprach der Tyrann stolz, mit finsterem Hohne lächelnd, und ohne ihn eines Blickes zu würdigen, „Wir schen-

ken Dir die Freiheit. Aber sei nicht übermüthig und denke nicht, Uns hätte je die Begier gequält, um Dein erbärmliches Geheimniß zu wissen. Wir haben Uns mit wichtigeren Dingen zu beschäftigen, als mit den Tinkturen eines listigen Quacksalbers, wie sie wohl zu Tausenden die Welt durchstreifen, um leichtgläubige Thoren zu betrügen. Wir wollten nur Deinen Gehorsam auf die Probe stellen. Scheide nun aus den Hallen Unserer Burg, verbirg Dich mit Deiner Schmach im einsamsten Winkel Unseres Reiches, vermeide Unser königliches Auge und erfülle die Gesetze, wofern Du nicht den zerschmetternden Arm der königlichen Majestät fühlen willst, der über Berge und Thäler und Meere hinausreicht."

Auf solche Weise also verließ Däne die Burg des Wütherichs.

Er schlug nun den Weg zum Meere ein, an dessen Gestade sich in reizender Einsamkeit ein Haus erhob, das seine Braut bewohnte. Er traf sie nicht im Zustande der Gesundheit; sie hatte vor kurzer Zeit diese unschätzbare Perle verloren. Der geheime Kummer um das unbekannte Schicksal des abwesenden Freundes hatte sehr viel zur Verschlimmerung des

Uebels beigetragen, dieses um so mehr, als sie von der Natur eine sehr fein fühlende Seele und einen sehr zart organisirten Körper empfangen hatte. Er fand sie in ihrem Garten, der auf's Meer hinausging. Sie schlummerte unter einer säuselnden Zitterpappel, zurückgelehnt in ein morgenländisches Ruhebett, das schneebleich war wie ihr Gewand und ihr Antlitz. Ueber den Schnee des Ruhebettes, wie des Kleides, strömte ihr prächtiges Haar herab, ausgezeichnet lang, ungelockt, schwer in seiner Fülle, weich, vom edelsten Blond, wie selten gefunden wird, während auf den Wangen bisweilen ein unheimliches Glühen erwachte, das gleich wieder erstarb, ein flüchtiges Erglühen, das ich die Rose der Gruft nennen möchte. So sanft, so stille, so zauberisch hingegossen ruhte die harmonische Gestalt, daß Däne dachte, wenn es möglich wäre, daß sich eine elegische Schlummermusik in ihrem Auslöschen und schmachtenden Sterben verkörpern könnte, so würde sie vielleicht zu einer Gestalt werden, wie die der schlummernden Geliebten, auf deren zarten Wangen die unheimlich schöne Röthe leise kam und leise verschwand.

Mit Zittern neigte er sich zu ihr nieder, und schloß

stille weinend seinen Mund an die schöngeformten, heißen Lippen. Sie erwachte. In ihrem blassen Antlitz, schwelgerisch umflossen von den Fluten des blonden Haares, brannten zwei große, mit dem tiefsten Schwarz gesättigte, aber erschrockene Augen. Däne wußte wohl selbst nicht, welches Gepräge die vergangenen Leidentage seiner Miene verliehen hatten, so zwar, daß er kaum mehr zu erkennen war. Er wollte der Geliebten verschweigen, was er gelitten hatte, um ihrer zu schonen. Doch als sie nicht abließ in ihn zu dringen, konnte er ihrer liebenswürdigen Angst nicht länger widerstehen, und erzählte ihr das Vorgefallene. Nun litt sie Alles, was der Freund gelitten hatte: auch sie ruhte auf dem eisernen, mit glühenden Kohlen überschütteten Bette des Satans, auch sie war im Hungerthurme und litt vor dem reizenden, auf den Befehl eines Halbteufels an die Wand gezauberten Gemälde alle Höllenqual des Hungers und Durstes. Zugleich war sie stolz auf ihren Freund, an dem selbst des Menschen fürchterlichster Feind, der physische Schmerz, zu Schanden geworden, und vor dem selbst jener fühllose Despot auf die Knie hatte sinken wollen, um die Majestät eines echten Mannes zu bewundern und seine

Freundschaft zu erbetteln. — Da ihr jedoch der Arzt Ruhe sowohl der Seele als des Körpers empfohlen hatte, so konnte die Erschütterung, die Däne's Erzählung in ihrem Gemüthe bewirkte, nur nachtheilige Folgen nach sich ziehen. Däne wollte zuerst ihre Genesung abwarten, dann sich mit der Braut am Altare verbinden, darauf aber noch in der nämlichen Stunde mit dem Weibe seines Herzens aus dem Lande fliehen, auf dem der Despotenzepter unerträglich schwer lastete. Er wollte nicht die langsam wirkende und noch dazu unsichere Kunst des Arztes abwarten, eilte daher in seine Wohnung, steckte das Fläschchen mit der Tinktur der Unsterblichkeit zu sich, und kehrte damit zurück in's Haus der Liebe am freien, schönen Meer.

„Kennst Du dieses Fläschchen, Julie?" rief er ihr jubelnd entgegen, indem er es mit der liebenswürdigsten Freude emporhielt. „Nicht für hundert Millionen Goldstücke, nicht für die ganze Welt würde ich es jetzt hingeben, denn in dieser Jahreszeit ist die göttliche Pflanze nicht zu finden, von der wenige Tropfen den Tod auf immer verscheuchen, selbst wenn er schon an Deinem Lager stände und mit seiner eiskalten Würgengelhand Dein Herz berührte. O Julie, Ju-

wel meines Lebens, wie freu' ich mich und möcht' es Dir mit tausend Wonneküssen sagen, daß Dir, wenn Du aus diesem Fläschchen getrunken hast, in kürzester Zeit die liebliche Gesundheit zurückkehren wird! — Als ich mich einst unwohl fühlte, trank ich daraus, und nun hat der Tod keine Macht über mich, so trinke auch Du, und die Jahrhunderte werden mit ihren Riesenflügeln über unsere Häupter machtlos hinrauschen, während unser Fuß auf dem Staube verblühter Geschlechter wandelt. Nimm dieses Fläschchen, Julie, und trinke daraus."

Julie nahm das Fläschchen, zauderte aber daraus zu trinken. Denn der Gedanke, diese dunkelrothe Flüssigkeit, dieses heilige Blut aus der geheimsten und tiefsten Herzader der Natur zu trinken und dann zu stehen gleich den ewigen Riesenbergen, während Millionen von Menschen im Sturme der Vergänglichkeit wie Blätter verwelken und fallen, hatte etwas schauerlich Originelles an sich, war zu gigantisch und dämonisch, um mit Ruhe gefaßt werden zu können, und schloß einen unbekannten Himmel, oder eine unbekannte Hölle ein.

„Zage nicht, Geliebte, und trinke!" ermuthigte

er sie. „Aus Deinen Augen wird ein eigenthümliches Feuer leuchten, Deine Wangen wird eine holde Röthe färben, und durch alle Glieder wirst Du den elektrischen Strom des Lebens wogen fühlen: das wird das Zeichen sein, woran ich die Kraft meiner Pflanze erkennen werde. Bei Deiner Liebe zu mir beschwöre ich Dich, Julie, folge meinem Beispiele und mache unser Grab zu einem melancholisch süßen Märchen." — Da trank sie, und er schloß sie als eine dem Grabe Entrissene entzückt in seine Arme. Dann sah er ihr lang mit gespannter Erwartung in's Antlitz. Aus ihren Augen brach kein eigenthümliches Leuchten, in ihre Wangen stieg keine helle Röthe, und durch ihre Glieder wogte nicht der elektrische Strom des Lebens.

„Du wirst wirken, du mußt wirken, göttliche Pflanze!" rief Däne, der befremdet wurde, als das sicher erwartete Zeichen nicht erschien. Er forderte die Geliebte auf zum wiederholten Genusse einiger Tropfen. Darauf verfloß eine geraume Zeit, aber die Tinktur der Unsterblichkeit bewies nicht ihre Kraft.

„Was ist das?" fragte Däne bestürzt. „Sollte meine Tinktur vielleicht durch das lange Aufbewahren ihre Kraft verloren haben?" Bei diesen Worten führte

er das Fläschchen zu seinem Munde und kostete von der Flüssigkeit — plötzlich entfiel es seiner Hand, und ein herzerschütterndes Entsetzen und eine gräßliche Angst malten sich auf seiner todtenfarbigen Miene. Er zitterte an allen Gliedern, stierte wie bewußtlos vor sich hin, schwieg und athmete schnell und schwer — plötzlich fuhr er empor und rief: „Schreckliche Entdeckung! Der Tyrann ist an mir zum Diebe geworden, er hat mir meine Tinktur geraubt!"

Er verstummte, trat mit großer Gemüthsbewegung an die Gartenmauer und stierte weit über das unübersehbare Meer hinaus. Die Geliebte rief ihm, aber er hörte sie nicht. „Darum also jener Triumph?" murmelte er zwischen den Zähnen. „Darum also mir den Schimpfnamen Quacksalber? Ein Ungeheuer wird leben durch diesen Quacksalber, aber des Quacksalbers Geliebte muß in's Grab. O Meisterstück der Büberei!"

Er kehrte zu seiner Braut zurück, die seine Gemüthsbewegung zu beschwichtigen suchte und ihn bat, daß er das Fläschchen, in dem sich noch einige Tropfen befanden, zu sich nehmen und sorgfältig prüfen möchte, ob er sich nicht getäuscht hätte. — „Ich

kenne meine Tinktur," sagte er. „Sie ist bitter wie Galle und berauschend feurig wie die Liebe — diese aber da," indem er verächtlich das Fläschchen mit den Füßen fortschleuderte, „ist leer und süß, ist fader Kindertrank und mahnt mich an dunkelroth gefärbtes Zuckerwasser. Und vielleicht — weh' mir! — vielleicht habe ich Dir Gift gegeben, das mir der Bube hingestellt hat. Julie, er wird mir meine Tinktur nicht zurückgeben, und in dieser Jahreszeit wächst nicht die Pflanze, aus der ich sie bereite!"

Mit dem Raube der Tinktur war es folgender Weise zugegangen.

Als der Tyrann, nachdem er Däne verlassen hatte, sich längere Zeit in seinem Schlafgemache befand, ergriffen seinen wandelbaren Geist Scham und Reue, daß er sich vor Däne so tief gedemüthigt. — Zugleich fiel ihm ein Gedanke bei, der ihm Hoffnung machte, auch ohne Däne zur Entdeckung des Geheimnisses gelangen zu können. Er nahm nämlich, als es auf den Straßen dunkel geworden, zwei vertraute Diener zu sich und begab sich mit denselben in Däne's Wohnung. Hier angelangt, schloßen sie sich ein und durchsuchten mit der mühevollsten Sorgfalt

alle Tische, Kästen, Schränke, Papiere und alle Gegenstände, um dem Geheimnisse auf die Spur zu kommen. Einer von den Dienern war ein geschickter Schreiner gewesen, und kannte die verschiedene Art und Weise, wie man in Schränken, Kästen oder in den Zimmerwänden geheime Fächer den Augen und Händen eines Fremden entziehen kann. Alle Bilder wurden von den Tapeten genommen und viele Stellen der Schränke, Kästen, Tische und Zimmerwände versuchsweise berührt, um vielleicht eine Springfeder zu entdecken, die ein geheimes Fach hätte öffnen können. Ihre unermüdliche Bemühung wurde lange durch keinen gewünschten Erfolg gekrönt. Die Zimmerwände waren bereits von allen Bildern frei, nur noch ein Metallspiegel wurde herabgenommen. Auch hier zeigte sich keine Spur eines versteckten Faches, nichts bemerkte man als eine Spinne, die ihr Netz gewoben hatte. Schon wollte man auch diese Stelle verlassen, als zufälliger Weise ein Diener mit einem Stäbchen die Spinne berührte, welche nicht entfloh, ja sich nicht einmal bewegte. Dieses fiel auf. Nach einer genauen Untersuchung fand man, daß es keine lebendige, sondern eine künstlich nachgebildete Spinne sei, deßglei-

chen auch ihr Gewebe. Man drückte nun an der Spinne, suchte sie auf alle mögliche Weise zu verschieben, man berührte auch die Fäden des Netzes, aber ohne einen glücklichen Erfolg. Man berührte auch einen der Füße der Spinne — plötzlich sprang das Thürchen eines versteckten Faches auf, und sieh, im dunklen Winkel stand ein Fläschchen gefüllt mit einer dunkelroth glühenden Flüssigkeit und versehen mit der Aufschrift: „**Tinct. immort.**“ Bald hatte sich der Tyrann diese abgekürzten Worte enträthselt und las: „**Tinctura immortalitatis,**“ Tinktur der Unsterblichkeit. Mit verhülltem Entzücken nahm er das Fläschchen zu sich. Er hatte in seiner Burg eine süße, kühlende Flüssigkeit, die von derselben dunkelrothen Glutfarbe war wie diese Tinktur. Er ließ jene holen, goß sie in ein Fläschchen, das dem geraubten vollkommen glich, stellte dasselbe in das geheime Fach und schlug das Thürchen zu. Die Bilder wurden wieder an den Wänden befestigt, die Tische, Kästen und Schränke geschlossen, und die Papiere in Ordnung gebracht, daß nichts eine Nachforschung verrathen konnte.

Da die Reise zu jenem guten Könige zu viel Zeit erforderte, so war Däne rasch entschlossen,

noch einmal mit furchtloser Stirn vor den Despoten hinzutreten und ihm die Tinktur abzufordern. Auch hätte er ohne den geringsten Verzug seinen Entschluß ausgeführt und wäre in die königliche Burg gegangen, hätte ihn Julie, die neue Grausamkeit befürchtete, nicht mit der Bitte zurückgehalten, nur noch zwei Tage sich gedulden zu wollen, nach welchen er vielleicht erfahren könnte, ob es sich nicht mit ihrer Gesundheit auch ohne seine Tinktur allmälig bessere.

Als aber Däne am nächsten Morgen seine Braut besuchte und zu seiner höchsten Unruhe erkannte, daß sie sich in einem sehr bedenklichen Zustande befinde, konnte ihn keine Macht der Erde mehr zurückhalten. Die gestrige Erschütterung und die nächtlich einsame, unablässige Beschäftigung ihrer Phantasie mit Däne's Leiden hatten sehr nachtheilig auf sie gewirkt. Nun riß er sich aus den Armen seiner zitternden Julie, die ihm laut weinend voraneilte und vor ihm bei der Thüre auf die Knie stürzte, um ihn von dem gefährlichen Gange zurückzuhalten. Er aber rief: „Es muß sein!" und eilte fort, um unerschrocken dem Despoten vor die Tigeraugen zu treten.

Als der Wütherich vernahm, daß Däne ge-

kommen sei, dachte er: „Ich habe ihm verboten, vor meinem Throne zu erscheinen, und dennoch wagt er's? Ich habe es mit einem furchtlosen, mir Trotz bietenden Manne zu thun. Er wird seine Tinktur von mir fordern."

Der Tyrann war anfangs Willens, ihn durch den niedrigsten seiner Knechte abweisen zu lassen, da er aber begierig war zu sehen, wie sich Däne jetzt benehmen würde, so änderte er seinen Entschluß und ließ ihn vorkommen. „Doch halt!" dachte er, „solch ein Mann kommt vielleicht nicht ohne einen versteckten Dolch. Wir wollen darauf gefaßt sein." Er legte daher ein eisernes Panzerhemd an, das er auch zu tragen pflegte, so oft er sich seinem Volke zeigte, und warf sein sammtenes Oberkleid darüber. Zugleich gab er drei Dienern den Befehl, sich bewaffnet hinter der Tapetenthüre zu verbergen und seines Rufes gewärtig zu sein.

Bevor Däne den Despoten sah, sprach er bei sich selbst: „Ist es nicht Wahnsinn zu hoffen, daß er dir deine Tinktur zurückgeben werde? O verläugne dich, mein stolzes Herz, du verläugnest dich ja für die sterbende Braut! Ihr Hände, faltet euch zur Bitte,

ihr faltet euch für die sterbende Braut! Ihr Augen, legt ab den feurigen Strahl des männlichen Bewußtseins und blicket reumüthig! Fort, stolze Haltung meines Körpers! Du, meine Zunge, vermeide jedes beleidigende Wort, sprich sanft, demüthig und honigsüß, ohne zu lügen, du thust es für die sterbende Braut! O mein ganzes Wesen, sei schlangenklug, um das Ziel zu erreichen, laß dich belächeln und verhöhnen, bemeistere das aufwallende Gefühl, sei demüthig, du thust es für die sterbende Braut und bleibst doch in deinem innersten Kerne, was du bist!"

Während Däne sich selbst auf solche Weise zuredete, ging die Flügelthüre auf, und er stand vor dem Despoten. Dieser fragte ihn mit herrisch finsterer Miene, wie er sich unterfangen könne, ungeachtet des königlichen Verbotes noch einmal vor ihn zu treten?

Däne bat vor allem Andern, daß sein Kommen nicht für ein Zeichen des Ungehorsams oder Trotzes möchte angesehen werden. Um vielmehr den Beweis darzulegen, mit welch' unterthäniger und demüthiger Gesinnung er gekommen sei, spreche er die Erklärung aus, daß er zu jeder Stunde bereit

sein wolle, all sein Gut und Habe dem Könige zum Opfer zu bringen, wenn es dieser je fordern sollte. In dieser demuthsvollen Gesinnung erlaube er sich eine kleine Bitte. Er sei nämlich im Besitze eines Fäschchens gewesen, das er, gefüllt mit einer für ihn werthvollen Tinktur, in einem verborgenen Fache bewahrt habe. Das Vorausgegangene erhebe sein Vermuthen fast zur Gewißheit, daß dieses Fläschchen nunmehr in den Händen des Königs sei, den er als den Herrn seines ganzen Eigenthumes, also auch dieses Kleinods, anerkenne. Er stelle aber, da er gegenwärtig keinen Tropfen dieser Flüssigkeit besitze, die Bitte, daß ihm der König nur die Hälfte der Tinktur borgen wolle, wogegen er sich bereit erkläre, ihm dafür im nächsten Frühjahre ein neues volles Fläschchen überliefern oder irgend eine andere Bedingung erfüllen zu wollen.

Darauf erwiederte der Tyrann, er wolle es nicht läugnen, daß er im Besitze des genannten Fläschchens sei, denn als Landesherr habe er ein unumschränktes Recht über das Eigenthum seiner Unterthanen. Wenn die übrigen Landesfürsten in diesem Punkte einer andern Meinung seien als er, so kümmere ihn dieses

nicht; seine Weise sei nun einmal, so und nicht anders zu denken. Doch möge Däne sich nicht etwa schmeicheln, daß er auf die Tinktur mehr Werth lege als auf irgend ein anderes Quacksalberprodukt, indem er sie aus keinem andern Grunde als zur Strafe des Widerstandes gegen die königliche Majestät genommen habe. Auch wolle es ihm lächerlich erscheinen, daß der Erzeuger dieses Quacksalbergiftes, der doch das Geheimniß besitze, so viele Fläschchen, als er nur wolle, bereiten zu können, mit der Bitte gekommen sei, der König möge ihm die Hälfte der Tinktur borgen.

Däne, welcher sein Herz bezähmte, sagte, daß er allerdings die Kunst besitze, so viele Fläschchen der Tinktur, als er nur wolle, zu bereiten, daß er aber in Betreff der Bereitung von der Jahreszeit abhängig sei.

Auf des Despoten Frage, warum er, statt zu jenem Könige zu gehen, vor dem er Proben seiner Kunst abgelegt habe, zu ihm dem Beleidigten, der ihn wie einen elenden Wurm verachte, gekommen sei, antwortete Däne, er zweifle wohl nicht, daß jener König sein Begehren erfüllen würde, doch hege er

die Hoffnung, sein Herr und Landesfürst werde ihm unter irgend einer Bedingung die kleine Bitte gewähren.

Da schwieg der Tyrann eine Weile, als ob er auf eine Bedingung nachsänne. Es hatte den Anschein, als ob Däne's Demüthigung doch das gewünschte Ziel erreichen würde. Dann sprach der Herrscher, daß er allerdings Bedingungen wüßte, unter welchen er nicht abgeneigt wäre, Däne's Begehren zu erfüllen, nur zweifle er, daß solche dem Bittsteller gefallen würden. Und zwar unter drei Bedingungen. Die erste wäre diese: Wenn die Sonne ihren Lauf ändern würde und am Abendhimmel auf- und am Morgenhimmel unterginge. Die zweite wäre: Wenn der vom Bogen geschnellte Pfeil mitten in seinem Fluge an's Ziel sich umwenden und in's Herz des Schützen zurückkehren würde. Die dritte endlich: Wenn die Hyäne in ihrer größten Hungersnoth ein ihr in den Weg kommendes Lamm verschonen und mit demselben Freundschaft schließen würde.

Auf diese Tyrannensprache verlor Däne noch nicht den Muth. Vielmehr versuchte er Alles, was man in verzweiflungsvoller Wehmuth versuchen kann, um die tiefversteckte Thüre zu einem entmenschten Her-

zen zu finden. Er vergaß kein Mittel, wodurch es vielleicht möglich werden konnte, in der grauenvoll tiefen Asche erstorbener Gefühle doch noch einen, und zwar den letzten göttlichen Funken zu erwecken. Er warf sich auf die Knie, er lag vor dem Despoten im Staube, er demüthigte sich vor ihm bis zu einem Grade, den er nicht mehr überschreiten zu dürfen glaubte, ohne sein männliches Selbstbewußtsein zu verletzen. Er bat blos um drei Tropfen der Tinktur und versprach dafür im nächsten Frühjahre zwanzig Fläschchen liefern zu wollen.

Der Despot fragte, was wohl einen Mann, über den der physische Schmerz keine Macht hätte, zwingen könnte, sein Versprechen zu erfüllen. Däne antwortete: „Das gegebene Manneswort!"

Als nun der Barbar sah, wie Däne vor ihm flehend im Staube lag, trat ein teuflischer Triumph auf seine Miene, und er setzte seinen Fuß auf den Nacken eines Mannes, der seinen Foltern Widerstand geleistet hatte. Das Resultat aller Bemühungen, welchen Däne sich unterzogen hatte, waren folgende Schlußworte aus dem Munde des Despoten: „Jetzt habe ich Dich, Nichtswürdiger! Jetzt feiert meine Rache

ihr Fest! Also gibt es doch auch für Dich eine Hölle? Also gibt es doch einen Punkt, wo auch ein Mann wie Däne sterblich ist? Höre mich, Eisenkopf, entsetze Dich und verzweifle! Ich weiß, wozu Du die drei Tropfen Deiner Tinktur brauchen würdest. Meine Späher haben mir die Kunde gebracht, daß Dir eine Geliebte lebe, welche die schönste Jungfrau meines Landes sei, die aber kein Arzt mehr retten könne und die sterben müsse. Nun schreibe Dir, was ich sage, mit Flammenzügen in die Seele: — Wäre sie Dein Weib, hätte sie Dir zwanzig Kinder geboren und trüge sie das ein und zwanzigste unter ihrem Herzen, und wäre sie noch so schön und lieblich wie am Brauttage, und liebtet Ihr Euch mit einer Liebe, wie sie seit Jahrtausenden unter den ewigen Sternen nicht gefunden worden, selbst dann würde ich Dir nicht einen einzigen Tropfen Deiner Tinktur reichen. Erkennst Du nun, daß ich König bin, und Du ein Wurm, den ich zertreten kann? Und jetzt eile fort! Und komm nie wieder, höre mich wohl, nie wieder in meine Burg, wofern Du nicht im schrecklichsten meiner Thürme, in welchem die ewige Nacht brütet und an dessen feuchte Mauer die Wogen des umfließenden Meeres schlagen,

schmachten willst, wo Du Zeit in Fülle haben sollst, Dein Kraut gegen den Tod zu verfluchen, und Dich und den Schooß, der Dich getragen!"

Däne raffte sich mit wildem Schmerz auf. Er stand allein im Saale. Der Tyrann war seinen Blicken entzogen, die Flügelthüre hatte sich geschlossen. Er eilte fort in den fernen Wald und suchte den Abgrund auf, wo er jene Pflanze entdeckt hatte. Er hatte sich eine Handlampe und einen Strick verschafft. An dem letzteren ließ er sich tief in den Abgrund hinunter und leuchtete mit jener in der Finsterniß umher, während er mit Falkenaugen rings an den Wänden auch nur das kleinste Pflänzchen zu erspähen sich bemühte. Er suchte nicht nur hier, sondern auch in andern Abgründen, und verließ endlich, ohne seine Bemühung von einem glücklichen Erfolge gekrönt zu sehen, den Wald.

Die Nacht war hereingebrochen, als er in's Haus am Meere trat. Hier lauerte sein Schicksal auf ihn mit dem schärfsten Dolche, an dem er sich auf ewig verbluten sollte: er traf nämlich seine Braut in der stillen Vorbereitung zum Sterben. Es war ihr bekannt, daß in dieser Nacht ihre Seele sich vom Körper trennen müsse, daher wollte sie nicht auf ihrem

Lager und entkleidet, sondern in ihrem Schlummersessel ruhend und in vollem Anzuge den Tod erwarten. Der matte Dämmerschein einer Lampe drang durch das dem Stadtlärme entrückte Gemach, wo sie ruhte. Sie war eine jener hohen Frauengestalten, die, im weißen Kleide und in einer ruhevollen Sommernacht gesehen, eine ganz eigenthümliche, melancholische Verklärung erhalten. Der phantasiereiche Mann, der solch eine süße Nachtgestalt je gesehen, kann sie selbst in späten Jahren nicht vergessen, sie bleibt ihm ein reines, idealisch schönes Frauenbild, das er nicht so glücklich war zu erreichen, und wenn er unzufrieden unter den gewöhnlichen Wesen des andern Geschlechtes wandelt, erwacht heimlich in seiner Seele das leise, tiefe Begehren nach ihr, die vielleicht allein im Stande gewesen wäre, den Feuerabgrund seiner Brust auszufüllen. Wenn Däne die Geliebte betrachtete, wenn er den Schnee der schöngeformten Hand sah, der durch das Dunkel des Gemaches schimmerte, das von der Natur mit verschwenderischer Güte verliehene Prachthaar, die adelvolle, lilienweiße Stirn, die poesiereichen, schwärmerischen Augen, den blendenden Hals, wenn er die vollendete Harmonie, die wonnige Fülle und liebrei-

zende Zartheit aller Glieder sah, so stürzte mit Zentnerschwere der Gedanke auf sein Herz, daß all dieser unermeßliche Reichthum noch in dieser Nacht das Eigenthum der Gruft werden sollte. — Da sie sich beklommen fühlte, so bat sie ihn, das Fenster zu öffnen. — Eine angenehme Nachtluft wehte herein. Draußen lag das Meer in ruhevoller Majestät und in die Unendlichkeit ausgegossen, und unerreichbar hoch über demselben hing der Mond, der mit seinem Silberlichte die ungeheure Wasserwüste übergoß. — Am Gestade brütete eine geschichtlich merkwürdige, achthundertjährige Ruine. In tiefer Ferne zeigte sich ein Schiff. Wie dasselbe allmälig näher rückte, wurde eine Musik vernehmlich, die weither über das schlafende Meer zog. Man hatte auf dem Schiffe einen vornehmen Todten in den Ozean gesenkt, und da einige musikalische Künstler, die ihn liebten, anwesend waren, nahmen sie ihre Instrumente und brachten ihm ein melodisches: „Gute Nacht!"

Julie fühlte eine unwiderstehliche Neigung zum Schlummer, und die müden Augen fielen ihr zu. Däne aber, fürchtend, es könnte der ewige Schlaf werden, küßte sie wach. Sie blickte auf und sah den Freund

an mit der durchbohrenden Angst all ihrer unerschöpflichen Liebe. Heftig schlang sie ihren Arm um seinen Nacken und flehte: „Gib mir Deine Tinktur, unaussprechlich Geliebter! Laß mich nicht der Verwesung zum Raube werden! Ach, ich bin jung und liebe! Erst seitdem ich Dich verstehe, erst seitdem ich Dich mit aller Macht meiner Seele liebe, hat sich die ganze ungeahnte Schönheit, der ganze schwere Reichthum des Lebens vor mir unermeßlich entfaltet. Nie fürchtete ich den Tod, jetzt aber schaudere ich, in der dunklen Erdennacht ruhen und langsam verwesen zu sollen, tief unter der holden Sonne und der schmetternden Lerche, getrennt von Dir, ohne Liebe, ein fühlloses Marmorbild! Glühend liebe ich das Leben, so laß mich denn leben und lieben, so laß mich denn an Deiner Seite viele Jahre wandeln als Dein glückliches, zärtliches Weib! Rette mich, o rette mich, Du großes, ernstes, geliebtes Männerherz!“ Mit all seinem überreichen Gefühle wand er sich aus ihren Armen los, ging einige Schritte von ihr hinweg und warf sich mit einem bis zum Wahnsinne zerrissenen Gemüthe auf den Boden hin. „O bitter!“ rief er. „Zu bitter! Ich habe das Kraut gegen den Tod entdeckt und kann meine

Geliebte nicht retten! Aber jenes Ungeheuer lebt durch mich. Fluch über Dich, Tyrann, drei Mal Fluch! Was das Leben Giftiges, Entsetzliches, Markdurchschneidendes hat, komme über Dein Haupt! Ihr Nattern, die ihr scheintodt ruht in den geheimsten Abgründen des Gewissens, wacht auf, kriechet hervor aus euren dunklen Schlünden und quält ihn in der Tiefe der todtenstillen Nacht! Urgeist des Universums, den mein gefoltertes Herz in dieser entsetzlichen Stunde sucht, werde mein Rächer! Sammle meinen Fluch zum Fluche der Millionen und gestalte ihn gleichsam zum zehntausend Zentner schweren Riesenfelsen, der über seinem Haupte hängt, der mit ihm wandelt, wohin er geht, der stille steht, wo er weilt oder schläft, der jeden Augenblick auf ihn niederzustürzen und ihn zu zermalmen droht, der ihm das Leben, das er sich aus meiner Tinktur ertrinkt, zu einer Hölle von Bangigkeit und Angst und Verworrenheit und Verzweiflung schafft, zehn Mal schwerer als das schwerste Sterben, und der ihn fürchterlich und rastlos verfolgt, bis endlich sein fieberkranker Geist unter der Hyäne „Wahnsinn" sich windet!"

Däne raffte sich vom Boden auf, denn es war

ihm, als hätte ihn die Geliebte beim Namen gerufen. Er drückte sie an seine Brust und überschüttete sie mit seinen heißen Küssen. „Meine Julie," sprach er, „Du weißt nicht, was der Fluchwürdige gesprochen. Wärest Du mein Weib, sagte er, und Mutter von zwanzig Kindern, und schliefe das ein und zwanzigste unter Deinem Herzen, selbst dann würde er mir auch nicht einen einzigen Tropfen meiner Tinktur geben! Wäre mir die Gabe des Tondichters verliehen worden, dann würde ich diese Worte in die grauenvollste Musik setzen, die je aus einem Herzen gekommen, und sie sollte ihm einst, wenn ihn auf dem schwülen Kissen des Krankenlagers die Todesangst erfaßt, als sein gräßliches Sterbelied vorgesungen werden!"

Die sterbende Geliebte suchte durch das Oel ihrer Engelssanftheit die aufgestürmten Wogen seines Gemüthes zu besänftigen. Sie setzte hinzu, daß sie leichter sterben könnte, wenn sie hoffen dürfte, daß ihr Sarg einst auch den theuern Leichnam des Freundes einschließen, und auf solche Art ihre Asche mit der seinigen sich leise vereinen würde. Daher bereute Däne, einsam aus der Quelle des Lebens getrunken zu haben. Plötzlich erhob er sich und rief: „Ich kann Dich

nicht sterben sehen; ich will den Barbaren aufsuchen. Ich komme entweder mit meiner Tinktur oder" — hier zog er einen blinkenden Dolch aus seinem Gürtel und schwang ihn — „mit seinem Herzblut!"

Flehend hob sie die gefalteten Hände empor und fragte ihn weinend: „Willst Du mich verlassen in meiner letzten Stunde?"

Er blieb, von dem bittenden Flötentone stärker zurückgehalten als von dem ehernen Arme eines Samson, und trank am Fenster die kühle Nachtluft in seine glühende, überwogende Brust. Das Schiff war unterdessen nahe gekommen, und als es unter dem Fenster des Sterbezimmers vorüberzog, wurden die feierlichen Harmonien deutlich gehört. Das ungeheure, vom Silberlichte weithin überflossene Meer, die hoheitsvolle Mondnacht, die ernste Ruine, das vorüberziehende Schiff, die überirdisch schöne Musik über dem feierlich schweigenden Flutenspiegel, die blasse Geliebte in ihrem blumensanften Sterben, das Alles zusammen gab eine Szene, wie im Buche des Lebens nur selten zu finden, eine Szene, die auf ewig ein großartig schwermüthiges Gepräge auf Däne's Antlitz zurückließ. Selbst das roheste Herz, selbst eine mit der ätzend-

sten Satyre und Ironie getränkte Seele wäre hier von einer Art heiliger Melancholie ergriffen worden.

Schneller stürzte nun der Tod sein Füllhorn voll der bleichsten Lilien um, über dem Haupte der Geliebten. Draußen aber über dem Wasser weinte die zarte Musik in seelenvoller Wehmuth und zitterte, sich mehr und mehr entfernend, in langgehaltenen Akkorden, im innigsten Schmelz, in geisterhafter Schönheit! So öffnete der Engel der Tonkunst leise Juliens Grab und streute Rosen in die dunkle Tiefe, damit der nagende Gruftwurm nicht gesehen würde. Die entschlafende Julie ruhte in den Armen des Freundes, ihr Antlitz mit einem Schleier bedeckt. „Noch vermag ihr Arm dich zärtlich zu umschlingen,“ dachte er, „noch ihr Auge dich liebevoll anzublicken, noch ihr Mund in lieblichen Tönen zu dir zu sprechen, noch durchflutet warmes Leben die feine Organisazion ihrer Glieder; aber nur zehn Athemzüge, dann — räthselhaft! — dann gleicht sie dem unbeweglichen, seelenlosen Steingebilde, dann ist es, als hätte sie nie gelebt. Und der Frühling kommt und scheidet wie zuvor, die Sterne gehen gleichgiltig ihren ewigen Gang auf und nieder wie zuvor, die ganze Natur lächelt kalt und theilnahmlos,

und — in der dunklen Tiefe der Erde ruht die Geliebte und muß Asche werden! Jetzt fühlte er plötzlich drei mächtige Schläge von Juliens Herzen an seiner Brust, und als er den Schleier in die Höhe zog, sah er noch ein wehmüthiges Lächeln um ihren Mund und hörte noch ein geflüstertes Lebewohl. Nun war sie gesunken wie die Blume im Hauche des Westwindes, nun war sie verweht wie Glockenruf im Gebirge jenseits des abendrothen Sees, nun hatte sie sich vom Leben getrennt wie der verblutende Abend im leisen Zauberkusse von der Nacht, nun war sie gestorben wie ein schwärmerisches Heimweh-Lied über dem Wasser! Nun ruhte das gefühlvolle Herz und liebte nicht mehr! Auf der bleichen Miene ruhte ein weicher, tiefer Ernst, eine räthselhafte Stille, eine überirdische Schönheit, die Magie der Vollendung! Ein so sanftes und schönes Sterben hatte Däne noch nie gesehen. Er stand, in ein starres Brüten verloren — plötzlich riß eine gewaltsame Erschütterung durch alle Tiefen seiner innersten Natur, und unaufhaltsam stürzte sein Thränenstrom. Im einsamen Gemach erlosch die Lampe, und die weiße Gestalt der Todten schimmerte durch das Dunkel. In sehr weiter Entfernung verwehte die schöne

Musik über dem Wasser — der Morgen graute — weit herauf über das ungeheure, sanft rauschende Meer ging, als hätten die Pforten der Ewigkeit sich geöffnet, ein unheimlicher Schauer. —

Nachdem der Leichnam der Geliebten dem Grabe übergeben war, verließ Däne sein Vaterland.

Er brachte sein ferneres Leben mit bedeutenden Reisen zu. Als auf solche Weise einige Jahre entschwunden waren, beschloß er Juliens Grab zu besuchen und machte zu diesem Ende die Reise in seine Heimat. Sein Weg führte ihn nahe an dem Walde vorüber, der in seinem Schooße den verhängnißvollen Abgrund verbarg. Er wollte diesen wiedersehen und entdeckte unter dem Eingange in die finstere Tiefe jene Pflanze, die ihm die wunderbare Tinktur lieferte. Er preßte den Saft der Beeren in ein Fläschchen, welches er aufbewahren wollte, aber mit dem Entschlusse, nie mehr Gebrauch davon zu machen.

Unter düstern Eibenbäumen und in einer poetischen Verwilderung traf er das Grab der Geliebten. — „Du weißt es nicht," dachte er in sanfter Schwermuth, „die Du in der Tiefe schlummerst, daß Däne an Deinem Hügel steht. Du schläfst in der ewigen

Nacht! Nie wird die Morgen- oder Abendsonne Deine schneeweißen Wangen röthen, nie mehr der Schimmer des Mondes Dein unaussprechlich sanftes Antlitz überfluten! Hier habe ich das Fläschchen mit der Tinktur, von der einst ein einziger Tropfen mir werthvoller gewesen wäre als die ganze Welt. Wie reizend, mit welchem Tiefgefühle wärest Du an meiner Seite gestanden als mein edles, seraphschönes Weib, an Deinem Busen ein liebliches Kind, in rührender Mutterschönheit! Die himmelhohen Berge, welche die Melodie der Sphären hören, die unermeßlichen Meere, welche im Riesensturme ihr wildschönes Donnerlied beginnen, die gigantischen Wasserfälle, diese todeskühnen Springer in entsetzliche Tiefen, all die Pracht der Natur, ich hätte sie mit Doppelentzücken an Deiner Seite genossen! Nun aber habe ich mich in die durchstürmten Fluten der Welt geworfen, heimatlos mich einem rastlosen Reiseleben überliefert, und noch immer seh' ich vom Aufgange bis zum Niedergange den dunklen Trauerflor ausgespannt zwischen Himmel und Erde durch Deinen frühen Tod. Schlummere wohl, Julie! Du Seelenvolle, unaussprechlich Gute und Sanfte, o Du Unvergleichliche an Schönheit der Seele und Adel

der Formen, schlummere wohl! Lebt wohl, ihr melancholischen Eibenbäume! Du Hügel der ewigen Ruhe, lebe wohl!"

Als Däne, von den Gräbern heimkehrend, durch die Straßen der Hauptstadt ging, war das Dunkel der anbrechenden Nacht noch nicht dicht genug, um ihn den Augen eines königlichen Kammerherrn zu entziehen, der ihm begegnete und ihn erkannte. Daraus läßt sich erklären, daß in Däne's Wohnung, bevor er sich zur Ruhe begab, zwei Abgeordnete des Königs erschienen, welche ihm einen Gruß des Herrschers und zugleich die Nachricht brachten, daß derselbe bis auf den Tod krank daniederliege und den sehnlichen Wunsch geäußert habe, mit Däne zu sprechen. Er möge, ließ ihm der König sagen, nichts befürchten, vollkommene Unverletzbarkeit seiner Person werde ihm auf königliches Ehrenwort zugesichert, er möge aber ohne die geringste Zeitversäumniß erscheinen. Obwohl sich in Däne's Brust der Argwohn regte, daß hinter diesen Worten des Despoten eine neue Tücke sich verstecken könnte, und obgleich er bei sich selbst dachte: „Wenn er todkrank ist, warum hilft er sich nicht mit meiner Tinktur und sendet nach mir?" so hielt er es doch

für das Beste, freiwillig den Abgeordneten zu folgen, um nicht mit Gewalt vor den König gebracht zu werden.

Däne wurde in das königliche Schlafgemach geführt. Als der König den Eintretenden sah, gab er den Anwesenden einen Wink, sich zu entfernen. Er ruhte, beleuchtet von einer Lampe, auf dem scharlachrothen, mit Hermelin eingefaßten Kissen seines Lagers, mit verworrenen Haaren, in den entzündeten, hervorgequollenen Augen eine wilde Angst, die Lippen im physischen Schmerz wund gebissen, die Gesichtsfarbe in's Grünliche spielend.

„Däne," begann er mit heiserer Stimme, indem er seinen Arm ausstreckte, um die Hand des Angekommenen zu ergreifen, „ich habe Dich schwer beleidigt. Vergib mir! Ich ließ Dich rufen, um Dir zu sagen, daß die Tinktur des Lebens mir zum Tranke des Todes ward, und um Dich zu bitten, daß Du mir helfen mögest. Als ich mich dieser Tage unwohl fühlte und an meine Gattin die Bitte stellte, daß sie mir einen Theil Deiner Tinktur reichen möchte, nahm sie Dein Fläschchen und bot mir die Schale dar, in welche sie einige Tropfen einer dunkelrothen Flüssigkeit

gegossen. Ich trank. Auf den Rand dieser Schale setzte sich bald darauf mein frei im Zimmer herumflatternder Vogel und naschte von dem letzten übrig gebliebenen Tropfen. In einigen Stunden fand ihn mein Diener todt in einem Winkel. Däne, mich quält der gräßliche Verdacht, ich sei vergiftet von meiner Gattin! Fühle, was in den Worten liegt: Vergiftet von meiner Gattin! Die Meere ließ ich plündern, um mit den größten und kostbarsten Perlen ihren Hals zu schmücken, die Berge ließ ich bis in ihren tiefsten Schooß durchwühlen, um ihnen ihr Gold und ihre Juwelen zu rauben, den größten Demant, den die Welt gegenwärtig kennt, ließ ich an ihrem Busen blitzen, ich überschüttete sie mit allen Schätzen der Erde, und nun — nun zum Danke werde ich von ihr vergiftet! Darum sei großmüthig, Däne, und hilf mir. Bei keinem meiner Aerzte, bei Dir allein ist noch Rettung."

Die Königin hatte ihren Gemal vergiftet, weil sie einen Hochgestellten des Reiches liebte und demselben den Thron verschaffen wollte. Mit tiefer Ruhe, eisiger Kälte und einem unveränderlichen Ernste, als wäre sein Antlitz aus Marmor gebildet, stand Däne.

„Du verlangst,“ sprach er zum Despoten, „von mir Großmuth? Von mir, der auf dem Bette des Satans gelegen?“

„Ich weiß es,“ erwiederte der Tyrann. „Wirf den Schleier der Vergessenheit darüber, ich bitte Dich.“

„Dann ist noch,“ sagte Däne, „der Hungerthurm mit seinem teuflischen Meistergemälde im Hintergrunde. Soll ich auch diesen vergessen?“

„Du kannst ihn aus Deiner Erinnerung bannen wie einen bösen Traum, wenn Du nur kräftig willst,“ erwiederte der Wütherich. „O, wolle es! Eile mit Deiner Hilfe, sonst wird es zu spät!“

„Wohlan!“ sprach Däne. „Bett des Satans, Hungerthurm, weicht aus meiner Erinnerung wie leere Traumgebilde, ich will euch vergessen! Doch Eines ist, o König, dies kann und will ich nicht vergessen, und würde ich ein Jahrtausend alt! Als ich vor Dir im Staube lag, als ich Dich um drei Tropfen meiner Tinktur für die sterbende Braut bat, mit der ganzen verzweiflungsvollen Kraft der Menschenseele, mit markdurchbohrender Angst, mit übermenschlicher, mich krank machender Wehmuth, als Du mit meiner Demuth das schreckliche Spiel des

giftigen Hohnes spieltest, als Du mir den Fuß auf den Nacken setztest und die fluchgesättigten Worte sprachst: „Wäre sie Dein Weib, und hätte sie Dir zwanzig Kinder geboren, und trüge sie das ein und zwanzigste unter ihrem Herzen, und wäre sie noch so schön und lieblich wie am Brauttage, und liebtet Ihr Euch mit einer Liebe, wie sie seit Jahrtausenden unter den ewigen Sternen nicht gefunden worden, selbst dann würde ich Dir nicht einen einzigen Tropfen Deiner Tinktur geben!" — als ich dann zur Geliebten ging und sie in einer himmlisch schönen Sommernacht sterben sah, als sie sterbensbleich, halb schon überirdisch verklärt und herzdurchschneidend mich um meine Tinktur bat, weil sie mich glühend liebte und darum leben wollte, als ich sie weinen sah und vergehen in meinen Armen, an meinem bebenden Herzen, unter meinen todesängstlichen Küssen, so jung, so sanft, so gefühlvoll, so herrlich, ohne ihr helfen zu können, aber mit dem Gedanken: du könntest sie retten, hätte man dir nicht deine Tinktur geraubt! als ich das Alles sehen und hören mußte, bis sie todt vor mir ruhte wie ein in sanfter Schwermuth entschlafener Seraph, und der düstere Morgen über dem Meere graute — das ist es,

was mich um zwanzig Jahre älter gemacht, was mein Herz zum Steine verhärtet hat, das ist das für mich in Ewigkeit Unvergeßliche!"

In Verzweiflung jammernd warf sich der Despot auf seinem Kissen hin und her, und stöhnte: „Entsetzlich! Er will und kann nicht vergessen. Er wird mir seine Tinktur nicht geben. Und ich muß sterben. Sterben! Grauenvoll! Aufhören zu leben! Im bangen Sarge liegen, in der entsetzlichen Nacht der Gruft, einbalsamirt, blaß, kalt, unbeweglich, schwer und trunken vom Todesschlafe, nicht anders als ein dumpfer, todter Klumpen Blei! Auf ewig! Vom Leben so fürchterlich abgeschnitten, wie vernichtet! Und noch in dieser Nacht vor den majestätischen Unbekannten zu treten und zu hören den Donnerruf über den Sternen: „Verantworte deine Thaten!"

Mit der Kraft der Todesangst bäumte er sich hier empor und rief: „Däne, Du hast es nie gefühlt, nie geahnt, das schwere, ungeheure Gefühl des Todes! Es naht der Tod wie ein unbekanntes, seine Schauer weit voraus sendendes Ungeheuer. Es ist, als käme eine vom Herzen des Universums losgerissene Welt heran, aus unermeßlicher Ferne sich näher und

näher wälzend, um sich endlich zermalmend über Dich zu stürzen und Dich zu schleudern in bodenlose Tiefe und ewige Nacht! Hab' Erbarmen! Sieh, meine Mutter hat mich gehaßt seit meiner Kindheit, jedes Weib hat mir geschmeichelt, und keines, keines mich geliebt — darum und noch aus andern Gründen ward ich ein Tyrann!"

Däne stand mit dem unveränderlichen Ernste, mit der unaufthaubaren Kälte, und sprach: „Mache Dich gefaßt, der Ewige ruft Dich vor seinen Richterthron!"

„Horch!" sagte der Sterbende, indem er lauschte. „Was rauscht heran? Was klopft an's Fenster?" Leise und bebend fragte er: „Ist es der Finger des Todes?"

Es war der Regen, der in rauschenden Strömen und große Hagelkörner mit sich führend, durch die undurchdringlich finstere Nacht niederstürzte und an's Fenster des Sterbegemaches schlug.

Immer höher stieg die Angst des Sterbenden. Er zeigte auf einen Schlüssel, der in einem verborgenen Wandfache über seinem Bette lag, und rief: „Nimm ihn, er sperrt meine Schatzkammer auf. Eile,

und belade Dich mit meinen kostbarsten Schätzen bis zum Niedersinken, und nimm zum Schlusse noch den größten Demant, der am Busen meiner Giftmischerin Blitze warf, einen Demant, wie kein Monarch der Erde besitzt, und laß mir für Alles nur einen einzigen Tropfen Deiner Tinktur zurück!"

Däne versetzte: „Behalte Deinen Demant, o König! Einen werthvolleren besaß ich einst, nun birgt ihn die Gruft. Gib mir diesen zurück, dann sollst Du leben."

„Namenloser! Unerbittlicher!" jammerte der Despot. „Besinne Dich und sprich, o sprich doch, gibt es denn nichts, nichts zwischen Himmel und Erde, was Dein durch mich zum Steine gewordenes Herz bewegen könnte, mich dem Tode zu entreißen? Nenne mir, ich beschwöre Dich, nenne mir den Preis, um welchen ich Dir Deine Tinktur abkaufen soll."

„Allerdings gibt es einen Preis," erwiederte Däne, „um welchen ich geneigt wäre, Dir meine Tinktur zu überlassen. Dieser Preis besteht in drei Bedingungen."

„So zähle sie nur auf," rief der Sterbende mit Ungeduld, „ich will sie erfüllen, und sollte es mein Königreich gelten. Eile aber mit Deiner Rede."

Darauf nahm Däne's Antlitz einen noch fürchterlicheren, durchschneidend kalten Ausdruck an, und er sprach: „Ich richte Dich aus Deinem eigenen Munde. Die erste Bedingung lautet: Mache, daß die Sonne ihren Lauf ändere und am Abendhimmel auf- und am Morgenhimmel untergehe! Die zweite: Mache, daß der vom Bogen geschnellte Pfeil mitten in seinem Fluge an's Ziel sich umwende und in's Herz des Schützen zurückkehre! Die dritte endlich heißt: Mache, daß die Hyäne in ihrer höchsten Hungersnoth ein ihr in den Weg kommendes Lamm verschone und mit demselben Freundschaft schließe!"

„Verloren!" stöhnte der Tyrann: „Verloren! Verloren!" Er schwang sich krampfhaft empor, raufte sich in der Fieberqual das schwarze Haar und streute es auf dem scharlachrothen Kissen umher, während seine Miene die Todtenfarbe annahm, seine Augen verglas'ten, und auf seiner Stirn reichliche Angsttropfen sich sammelten.

Da zog Däne aus seinem Kleide ein Fläschchen hervor, schwang es in die Höhe, daß die dunkelrothe Tinktur in der Beleuchtung der Nachtlampe

glühte, und rief: „Werde mit Deinem Schöpfer einig! Du mußt von hinnen!"

Mit verglasenden und dennoch begierdevollen Augen stierte der Tyrann die dunkelrothe Tinktur an, hob die heftig zitternden Arme auf und rief: „Göttliche Tinktur des Lebens! Mein Königreich für einen einzigen Tropfen. O Gott, wie selig ist doch der kleinste Wurm, blos weil er lebt!"

Däne, das Fläschchen noch immer in die Höhe haltend, wiederholte: „Werde mit Deinem Schöpfer einig! Du mußt von hinnen."

„Mußt von hinnen!" murmelte der Tyrann und sank in lachender Verzweiflung zurück.

Plötzlich saß er nochmals im Bette auf und that, als ob er mit ungeheurer Anstrengung mit Jemanden ränge. „Da steht er!" wüthete er dumpf, indem er den Tod meinte. „Wie wühlt er mit seiner hochroth glühenden Eisenfaust in meinen Eingeweiden! Fort, und laß mich leben! Ich bin riesenstark! Ich rang im Walde mit einer Tigermutter, und erwürgte sie, nachdem ich ihr die Jungen geraubt und sie mit meinem Geschosse verfehlt hatte. Weh' mir! Er hat einen eisernen Arm. Er wird meiner Meister. Jetzt

faßt er mich fürchterlich! Jetzt! Entsetzlich! Weh' mir das ist — das ist der — Tod!"

Er stürzte auf das Kissen zurück und blieb regungslos. — Plötzlich ein grelles, fast trillerndes Gelächter — dann tiefe Stille, Todesstille im Gemach. —

Draußen strömte noch immer der rauschende Regen mit wüthender Heftigkeit. — Die Lampe beleuchtete die krampfhaft geballte Faust, das schwarze, einem Neste aufgebäumter Nattern ähnliche Haar, die vom Todesschweiße feuchte Stirn, die verzerrte, in's Grün des todten Sumpfes spielende Leichenmiene. Es war Mitternacht. Die Thüre ging auf, der Narr trat herein, und als er den Leichnam seines Herrn sah, warf er seine Schellenmütze ab und brachte den Dienern die Todeskunde. Jetzt begann auf dem Thurme die Riesenglocke zu tönen, ihr schwerer, jahrhundertmüder Donnerbaß erscholl durch die häßliche Regennacht und verkündete den Bewohnern der Hauptstadt das Ende des Tyrannen. Vor der Thüre des Sterbezimmers rauschte es heran wie ein langes, seidenes Frauenkleid, und hereintrat die Königin. Eine kleine Gestalt, schlank und sylphidenleicht, sehr ge-

fällige Hand, schwarzes Haar, sehr lebhafte Miene mit einem feinen, pikant bösen Zuge, leidenschaftlich stechende, von südlich wilder Glut berauschte Augen — ein reizendes und zugleich befremdendes Weib! In ihrem erheuchelten Schmerz laut aufweinend, warf sie sich über ihren todten Gatten und geberdete sich in unnachahmlicher Koketterie so trostlos, als wäre sie bereit gewesen, tausend Leben für ihren Mann hinzuopfern, wenn sie tausend Leben gehabt hätte. Dann erhob sie sich rasch und sprach zu ihren Dienern, indem sie auf Däne zeigte: „Hier steht er, der mit seinen Quacksalbereien meinen innig geliebten Mann vergiftet hat. Ergreift ihn, ich befehle es, und bringt ihn in den Kerker. Es werde gesorgt, daß er nie wieder das Licht des Tages schaue!" Däne bemühte sich seine Unschuld zu beweisen, aber die Königin wollte ihn nicht hören und winkte ihren Dienern, die nun den Befehl der Herrin vollzogen.

In der darauf folgenden Nacht wurde der Kerkermeister, dem der Gefangene anvertraut war, mit seinem Weibe im Schlafe von vermummten Männern überfallen, die ihnen mit gezückten Dolchen den Schlüssel zu Däne's Kerker abforderten. Obwohl die

beiden armen Leute händeringend flehten, daß man sie nicht in's Elend stürzen möchte, und dabei auf ihre sieben schlafenden Kinder zeigten, zwang man sie doch, den Schlüssel zu überliefern. Aber ein Vermummter ließ eine goldgefüllte Börse in den Schlummerkorb des Säuglings fallen. Die Wachen, von Wein und Schlaf trunken, wurden geknebelt und gebunden, der von den Ketten befreite Däne in einen Wagen gehoben und auf das fern und einsam gelegene Schloß eines hochstehenden Mannes gebracht. Dieser, welcher die Vermuthung hegte, daß Däne das Geheimniß der Goldkocherei besitze, wollte ihn so lange auf dem Schlosse gefangen halten, bis ihn derselbe in dieser Kunst unterrichtet haben würde. Daß Däne ein Goldkoch sei, glaubte er, weil ein solches Gerücht die Welt durchlief, vorzüglich aber darum, weil er sich nicht erklären konnte, daß Däne von dem verstorbenen Despoten aus einem andern Grunde wäre gefoltert worden, als um zum Besitze des Geheimnisses zu gelangen. Hätte man bei Däne die Tinktur gefunden, so würde die Vermuthung, daß er Gold kochen könne, Nahrung gewonnen haben; aber er hatte das Fläschchen, als er sich im Gefängnisse be-

fand, durch das Gitterfenster in's Meer geworfen, das die Kerkermauer umfloß. Der hohe Herr ließ seinem Gefangenen eine sanfte Behandlung zu Theil werden, lernte im täglichen Umgange mit ihm seinen Karakter kennen, und gewann ihn in kurzer Zeit lieb wie einen Freund. — Endlich erhielt Däne seine Freiheit wieder, nachdem er einen feierlichen Eid abgelegt hatte, daß er sich wohl einst mit Versuchen in der Alchymie eifrig beschäftigt habe, aber das Geheimniß des Adepten nicht besitze.

Er widmete sein frommes Leben den Wissenschaften und Künsten. Und während er alle Länder bereis'te, während er am rast- und heimatlosen Pilgerstabe vom Nord- bis zum Südpole wanderte, während er alles Herrliche sah, was die Natur an Alpen, Gletschern, feuerspeienden Bergen, Thälern, Strömen, Wäldern, Schluchten, Felsen und Katarakten besitzt, sank Jahr auf Jahr wie ein Tropfen hinunter in's Meer der Ewigkeit. Da kam das erste Jahrhundert in seinem schweren Riesengange heran und zog feierlich an ihm vorüber.

Er allein hatte von seiner Tinktur getrunken. Sowohl jener König, der ihm ein Fläschchen um eine

Million Goldstücke abgekauft, als jene Königin, welche den Despoten vergiftet hatte, waren um den Besitz der Tinktur gekommen und schon längst gestorben. Als nämlich Jener einst die Hauptstadt verließ und sein Sommerschloß bezog, wurde das Kästchen, welches die Tinktur einschloß, nebst andern Geräthschaften nicht sorgfältig genug auf einen Wagen gepackt; durch die rollende Bewegung zerbrach das Fläschchen, und die Tinktur wurde verschüttet. Der Königin aber, welche vor dem Einschlafen zu lesen pflegte, entsank einst, als sie der Schlaf überwältigte, das Buch, und das Licht blieb unausgelöscht. Die herabbrennende Flamme erfaßte den nächsten Gegenstand, griff weiter um sich und legte das Schlafgemach der Königin, in welchem sich das Fläschchen befand, nebst einem nicht unbeträchtlichen Theile der Burg in Asche. Mit Noth rettete die Königin ihr Leben und dachte in der Verwirrung um so weniger an die Tinktur, als sie an die eigentliche Kraft derselben nicht glauben wollte.

Während ringsum die Gräber sich öffneten, um die gestorbenen Menschen aufzunehmen, blieb nur Däne vom Tode verschont und schien gleiche Natur mit den Bergen zu theilen, welche im allgemeinen Hin-

sinken aufrecht standen. Rastlos trieb der Baum des Lebens neue Blätter, sie grünten eine Weile, welkten und fielen ab; dann kamen wieder neue hervor, und auch sie wurden fortgeführt vom Sturme der Vergänglichkeit. Alle Gestalten, die Däne in seiner Kindheit gesehen, waren längst hingesunken, er blickte nur in ein rastlos auf- und abflutendes, millionenfältiges Gewühl von fremden Mienen. Er sah die Menschen die Wiege verlassen, einige Zeit wandeln und dann gleich Dunstgebilden vergehen.

So rückte das zweite Jahrhundert heran, noch majestätischer als das erste.

Däne wankte am Pilgerstabe tief gebückt, als ginge er durch eine niedrige, bange, nicht enden wollende Höhle. Sein Gehör fing an sich allmälig zu verschließen; er ahnte, daß bald die Reize der Musik, des Glockengeläutes und der menschlichen Stimme für ihn verloren sein würden. Vor seinen müden Augen, in deren Tiefe ein ganz eigenthümliches Glühen war, spann sich ein trüber Schleier nieder; er ahnte die baldige Erblindung. Auf seinem kahlen Scheitel schwebte nur mehr eine einzige dünne Locke, weiß wie Bergschnee und lose, als würde sie das leiseste Lüftchen

entführen. In sein geistreiches, mit der tausendfältigen Runzel- und Furchenschrift der Zeit beschriebenes Antlitz zu schauen, machte feierlich und groß, als läse man im jahrtausendgrauen Buche der Weltgeschichte. Nicht mehr verschönerte die Freundschaft sein Leben. Denn mit wem hätte er Freundschaft schließen können bei der Riesenkluft der Jahre, die sich zwischen ihm und den anderen Menschen ausdehnte? Selbst die ältesten Greise, sie waren nur leicht beschneite Hügel gegen ihn, der einem himmelhohen, von ewigem Eise umstarrten Gletscher glich! Nicht mehr verschönerte die Liebe sein Leben — denn zur Liebe gehört ja die Jugend; seine Tinktur aber konnte ihn nicht verjüngen. Schwer wie ein Berg lastete das Leben auf ihm, und wenn eine Leiche an ihm vorüberzog, so beneidete er den, der im Sarge lag. So wie nur der die Gesundheit vollkommen zu schätzen weiß, der sie verloren hat, so wußte auch er das Grab zu schätzen, nachdem er es verloren hatte! So war er ein majestätisch einsamer, aus zwei Jahrhunderten herüberragender Einsiedler, und wo er sich zeigte, war der ewige Jude keine Sage.

Er besaß keine Tinktur mehr und war auch ent-

schlossen, nie mehr jene Pflanze zu pflücken. Eines Tages aber warf sich ein armes, schönes Weib zu seinen Füßen nieder und benetzte dieselben mit Thränen. Diese rührende Leidensgestalt war Mutter von zehn Kindern, deren Vater, welcher bisher mit der mühevollsten Arbeit die Familie nothdürftig erhalten hatte, zu Hause auf dem Todtenbette lag. Die weinende Mutter, welche ahnte, daß Däne ein das Leben ungewöhnlich verlängerndes Mittel besitzen müsse, bat ihn um Hilfe für ihren Mann. Lange widerstand der Greis ihrem seelenvollen Flehen und ihren strömenden Thränen, als er aber sah, mit welch ungewöhnlichem, goldreinem Tiefgefühle sie ihren Mann liebe und in welch schaudervolles Elend sowohl sie als ihre zehn Kinder durch des Gatten Tod unausweichlich stürzen würden, schmolz sein Herz in's tiefste Erbarmen, er wies sie auf den Schöpfer hin und beschloß bei sich, noch einmal die Pflanze zu brechen und ihrem Gatten die Tinktur zu senden.

Zufälliger Weise befand er sich damals an der Grenze seines Vaterlandes. Seit mehr als einem Jahrhunderte hatte er es nicht gesehen, und länger vermochte er der Sehnsucht nach den prächtigen Hei-

matsbergen nicht zu widerstehen. Er suchte den Wald auf, wo die merkwürdige Pflanze wuchs. Aber er fand ihn nicht mehr! An der Stelle desselben war im Laufe der allverändernden Zeit ein See aus der Erde hervorgetreten, der, tief und weithin ausgegossen, Dämpfe aushauchte, die wahrscheinlich durch einen unterirdischen Vulkan bewirkt wurden. Nur ein Fels war übrig, den er schon als Knabe gesehen hatte und den das Landvolk seiner seltenen Höhe wegen den „Riesen" nannte. Diesen Felsen wollte der Greis noch einmal erklimmen, sollte es ihm auch nur mit großer Mühe gelingen; er wollte auf dem Gipfel desselben stehen, um weit in sein Vaterland hineinblicken zu können.

Endlich hatte der Greis die gewünschte Höhe erreicht, und stützte sich, erschöpft und blaß, auf den Stamm der Tanne, welche auf dem Haupte des „Riesen" wie ein Federbusch sich erhob. Eine niederdrückende Schwüle brütete auf der sterbensmatten Schöpfung. Nicht der leiseste Athemzug ging durch die ganze Natur. In der Ferne erhob sich der Thurm der Hauptstadt. Noch ferner standen die schönen Berge seiner Heimat. Jetzt zuckte ein blendender Blitz, und

gleich darauf — war es Nacht vor Däne's Augen; die volle Erblindung war eingetreten. Fern rollte der dumpfe Donner: „Wer wird mich vom Felsen hinunterleiten!“ klagte still der lebensmüde Greis.

Er faßte die Tanne, um sich an ihr festzuhalten.

Dann, nach einem langen Schweigen, versank er in seine alten Wonnegedanken: „Wie sieht ein Gestorbener aus?“ fragte er sich selbst, indem eine zauberisch sanfte, kindlich rührende Wehmuth über sein Antlitz ging. „Seine Miene ist blaß, kalt, friedlich — athemlos, wie ein gefrorner Bach unter windstillen Zypressen — seine Augen sind geschlossen — die bleichen, starren Hände ruhen gekreuzt auf der eingesunkenen Brust. Er ruht im weißen Leichenhemde. Dann wird der Nagel in den Sargdeckel geschlagen — dann beginnt die Musik in langgehaltenen Akkorden — dann wird er hinuntergelassen in's kühle, dunkle Bett des Friedens! O Schlaf voll Wonne, könnt' auch ich dich schlafen! O Ruhe voll Seligkeit, senktest du dich auf mich endlich nieder! O Todesnacht, du festlich schöne Nacht, o holdes, stilles, tiefes Glück, o Segen der Gottheit, könnt' ich dein genießen!“ Rascher zuckten die Blitze, näher rollte der Donner. „Dort in weiter

Ferne," flüsterte der Greis, „erhebt sich unter Eibenbäumen Julien's Grab. Längst ist ihre schöne Hülle in Asche gesunken! O sanfte Leichenmiene meiner Geliebten!" Er hob die zitternden Arme auf, und seine Brust wurde erschüttert wie die eines Weinenden, aber die Quelle der Thränen war für immer versiegt!

Jetzt lös'te ein sehr leises Lüftchen die letzte Locke von seinem Haupte und entführte sie. Er feierte heute seinen zweihundertsten Geburtstag.

„Wer wird mich hinunterleiten!" jammerte der verlassene Greis, umrollt vom gewaltigen Donner und umflammt von unaufhörlichen Blitzen. Leise regte sich in ihm die Versuchung, an den Rand des Felsens zu treten und sich hinunter zu stürzen. Er bückte sich, hob kleine Steine auf und ließ sie hinunterfallen, um die Tiefe des Abgrundes zu messen, der sich zu den Füßen des „Riesen" aufthat. Lange horchte er, hörte aber kein Geräusch. Darauf wälzte er mit dem Fuße einen größern Stein, den er mit der Hand nicht zu heben vermochte, über den Rand des Felsens hinaus — lange horchte er — sehr lange — endlich hörte er ihn stürzen, und es schien, als wäre er in plätscherndes Wasser gefallen.

Im Geiste sah er seine tugendhafte Mutter mit blasser, stiller Miene und mit zur Bitte gefalteten Händen. Es war ihm, als flöße diese Musik aus ihrem Munde: „Viel litt ich, als ich Dich unter meinem Herzen trug. Mit Lebensgefahr habe ich Dich geboren. Meine Nächte habe ich Dir geopfert, mit unschätzbarer Mühe Dich erzogen. Ich habe oft um Dich geweint. Meine Mutterliebe war reinstes Gold. Lebe wohl! Vergiß mein nicht!" —

Plötzlich lag die ganze Erde von einem Doppelblitze überleuchtet! — Der gespaltene Tannenbaum brannte in blaugrüner Flamme, und Däne — stand nicht mehr auf dem Felsen: vom Blitze war er hinuntergeschmettert vom himmelhohen Felsen in unergründliche Tiefe und ewige Nacht! Aber von Berg zu Berg rollte der wüthendste Donner und verlor sich in die Unermeßlichkeit; es war, als wollte in der ungeheuern Runde eine Riesenalpe der andern zurufen das Donnerwort: „Todt!" Es war, als wollte ein Berg dem andern triumphirend die Kunde bringen, daß jetzt der Besitzer des originellsten und unseligsten Geheimnisses, daß jetzt der düstere Räuber des Herzblutes der Natur, der Menschheit für immer sei entrückt worden! — Eine lange

Weile ruhte über der ganzen Schöpfung eine schwere, unheimliche Grabesstille, eine unaussprechlich bange Freudenlosigkeit und Schwermuth. Es war, als läge der Tod wie ein ungeheurer, unsichtbarer Vampyr bleischwer am Herzen der athemlos schlummernden, melancholisch lächelnden Natur. Jetzt horch! jetzt rauschte es weither — plötzlich strömte ein unschätzbarer Regen wie ein heftiges Weinen des unermeßlichen Himmels zur Erde, und erquickte die bis zum Sterben traurige, verschmachtende Schöpfung.

Aus dem Leben eines Helden.

Die Reihe von Gemächern, durch welche ich Dich, mein Leser, führe, dürfte Dich begierig machen, den Bewohner derselben kennen zu lernen. Wir befinden uns im sogenannten „Städtezimmer.“ An jeder Wand breitet sich das von einer Meisterhand ausgeführte Gemälde einer Stadt aus; wir sehen Paris, Rom, London und Moskau. Die vielen Thürme sind mit wirklichen Uhren versehen, und es ist interessant zu hören, wie eine nach der andern, diese tief, jene hoch, die eine schnell, die andere träge die Stunden schlägt. Horch, jetzt schlägt die Uhr der Peterskirche in Rom! Ein tiefer, majestätischer Glockenbaß! Es ist uns, als ständen wir bei den alten Gräbern der Römer. Wir kommen in ein zweites Zimmer, in's „ländliche.“ Ein Duft, als ob wir uns im Grünen befänden, strömt uns entgegen; wir sehen ringsum Wälder, Auen, Berge, Thäler; dort fließt ein Bach, hier

eilt eine Wiesenquelle über Kieselsteine, ein verborgener Mechanismus ahmt ihr Geplätscher und Silbergeriesel täuschend nach. Die Uhr einer im Grün versteckten Dorfkirche schlägt; ländlicher Klang, Klang einer Dorfglocke. Hier ist kein Sessel, kein Sofa zu bemerken, sondern hier und dort ein natürlicher Ruhesitz, oder eine steinerne, moosbewachsene Bank. Ueber unsern Häuptern lacht durch eine große Glaskuppel der blaue Himmel herab. Oeffnen wir die nächste Thüre. Ein Zimmer voll Porträte: Richelieu, Mazarin, Condé, Türenne, Vauban, Luxemburg, Catinat, Villars, Colbert, Bossuet, Fenelon, Molière, Boileau, Bayle, Corneille, Racine, Bourdaloue, Massilon, Saurin, u. A. Treten wir in's nächste Zimmer. Hier finden wir an allen Wänden die schönsten Frauen, welche die Welt besitzt, ein Bild an das andere gerückt, eines herrlicher als das andere, jedes Weib sich auszeichnend entweder durch das Angesicht oder durch die Gestalt, und kein einziges nach der Phantasie, sondern nach der Wirklichkeit gemalt. Diesem benachbart liegt das „türkische Paradieszimmer.“ Von den Wänden grüßen

die schwarzäugigen Houris mit grünen Tüchern, andere greifen in die Harfen — in der Wand schnurrt eine metallene Feder, plötzlich beginnt der melodische Sturm der reizendsten Hourimusik, als ob zehn Harfen gespielt würden. Ein höchst kunstvoller Mechanismus.

Oeffnen wir das nächste Zimmer. An einem Arbeitstische sitzt der Mann, der drei Zähne mit auf die Welt brachte, und der das weltberühmte oder weltberüchtigte: „L'état, c'est moi!" sprach. An seiner Hand spielt der werthvollste Solitär aus Mazarins unermeßlichem Nachlasse. Er hat ein Verzeichniß der ersten Dichter und Gelehrten des Auslandes vor sich, und unterstreicht mit einer goldenen Bleifeder die Namen derjenigen, welchen er Geschenke zu übermachen gesonnen ist, damit er von denselben in Vers und Poesie als der erste Monarch der Erde gefeiert werde. Auf seinen Arbeitstisch sieht das Porträt der Marquise Maintenon herab, die zwei Jahre später seine Gemalin werden wird. Auf der Rückseite des Bildes sind von Ludwigs eigener Hand folgende Worte geschrieben: „Die zwölfjährige Franziska von Aubigné wollte, weil sie refor-

mirte Grundsätze angenommen hatte, einst mit ihrer Mutter nicht in die Messe gehen, und als sie dazu gezwungen wurde, kehrte sie dem Altare den Rücken zu, wofür sie eine Ohrfeige erhielt. Die künftige Maintenon aber reichte auch die andere Wange dar und sagte: „Schlagen Sie nur zu, liebe Mutter; es ist schön, der Religion wegen zu leiden." — **Ex ungue leonem."**

Jetzt war Ludwig mit seinem Geschäfte fertig und erhob sich von seinem Arbeitstische. In einem Armstuhle saß ein kräftig gebauter, finsterer Mann, mit Adlernase und Herrscherbrauen, der Kriegsminister Louvois. Er hatte eben eine an den König gerichtete Zuschrift gelesen, legte dieselbe mit Gleichgiltigkeit zur Seite und stand auf.

„Nun, haben Sie," fragte ihn Ludwig „das Blatt gelesen? Was ist Ihre Meinung?"

„Sire," erwiederte Louvois, „es will mir überaus komisch erscheinen, wenn ein Männchen, ein Figürchen, so klein, schwach und zart, daß es der nächste Zuckerbäcker ergreifen und auf eine Torte setzen möchte, um ein Dragonerregiment bittet."

„Gibt es nicht eben so kleine und schwächlich ge-

baute Offiziere in meiner Armee," fragte Ludwig, „wie dieser Prinz Eugen? Ist mir doch, als hätte ich vor kurzer Zeit einen solchen gesehen?"

„Es dürfte der Hauptmann Graf von Valois gewesen sein," antwortete der Kriegsminister. „Er ist nicht größer als Eugen, doch besitzt er stärkere Glieder. Er behauptet, gegen die übrigen Offiziere betrachtet, das geringste Ansehen, ist die Zielscheibe ihres Witzes, und hat nicht die Gabe zu imponiren, die einem militärischen Vorgesetzten nie fehlen soll. Ich fürchte, Prinz Eugen könnte von Nervenzuständen befallen werden, wenn er Schlachtenpulver zu riechen bekäme, und Ihre alten, bärtigen Dragoner, Sire, die er befehligen will, wären gezwungen ein Riechfläschchen bei sich zu führen."

Ludwig sagte: „Eugen hat, wie ich mich erinnere, der Zuschrift an mich ein ziemlich voluminöses Manuskript beigeschlossen, welches über Strategie handelt. Ich habe es Ihnen zur Prüfung übergeben. Was halten Sie davon, Louvois?"

Der Kriegsminister zuckte mit den Achseln. „Prinz Eugen," antwortete er, entwickelt darin Theorien, die aus der Luft gegriffen sind und eine auffallende

Unkenntniß der praktischen Kriegsschule verrathen. Ja, die jungen Köpfe! An ihrem Schreibtische sitzend, erhitzen sie ihre Phantasie, führen mit ihrer Feder die größten Schlachten aus und überreden sich am Ende, Verbesserungen der Taktik gemacht zu haben. Es ist Schade um die Zeit, die man mit dem Lesen solcher frommen Wünsche verliert."

„Wenn dem so ist," sprach Ludwig „kann ich dem kleinen Manne keinen günstigen Bescheid geben."

„Ich dächte," sagte Louvois, „Sire sollten ihm den Rath ertheilen, ein Abbéchen zu werden. Weihrauch statt Pulverdampf."

Kaum waren diese Worte gesprochen, so wurde jenes Figürchen, das, wie Louvois sagte, der nächste Zuckerbäcker nehmen und auf eine Torte setzen möchte, dem König gemeldet. „Vortrefflich," sprach Ludwig, „er kommt wie gerufen," und trat in den benachbarten Audienzsaal hinaus.

Interessant war's, diese beiden Körper einander gegenüber zu sehen. Der Kontrast war grell genug. Ludwig, eine hochgewachsene Gestalt; imponirende Haltung; jede Bewegung Anstand und Adel; schöne,

königliche Züge; kühn geschwungene Brauen; klares Auge; melodisches Organ; in der Kunst der Repräsentazion der erste Meister in Frankreich. Eine glänzende Erscheinung! Eugen: von Körper klein, unansehnlich, schlicht; scharf fassendes Auge; blasses, wenig ansprechendes Jünglingsangesicht; schwarzes Haar; Sprache langsam und bedächtig, gegen die Weise des Franzosen. Sein Wesen verrieth nichts weniger als einen Helden und schien von einer gewissen Demuth oder Unsicherheit durchdrungen zu sein, als wüßte er recht gut, daß ihn die Natur in Betreff des Körpers nicht als ihren Liebling behandelt habe.

„Was ist Ihr Begehren, mein lieber Prinz Eugen?“ fragte ihn der Monarch.

„Sire,“ sprach Eugen, „ich bitte, daß Sie sich meines Gesuches erinnern wollen, das ich in Ihre Hände legte.“

„Ich weiß,“ antwortete Ludwig, als dächte er nach, „daß Sie mir ein Gesuch überreichten. Glauben Sie mir, ich habe es auch gewiß gelesen. Doch Sie entschuldigen mich, daß ich, von tausend und tausend Bittstellern meines Reiches in Anspruch genommen, mich nicht gleich zu entsinnen vermag,

was der Inhalt Ihrer Zuschrift. Wenn ich mich nicht täusche, so baten Sie mich um die Stelle eines Abbé? Ist dem nicht so?"

„Ich war bemüht," sagte Eugen, durch des Königs Rede nicht sehr erbaut, „mit wenigen Worten meine Neigung zum Militärdienste darzulegen, schloß dem Gesuche ein Manuskript bei, die Frucht jahrelanger strategischer Studien, und bat am Ende um Verleihung eines Dragonerregiments."

„Ganz richtig!" versetzte Ludwig. „Sie baten um ein Dragonerregiment. Jetzt erinnere ich mich. Sagen Sie mir, Prinz Eugen, was fordern Sie von einem Soldaten überhaupt?"

Eugen antwortete: „Muth, Tapferkeit, Lebensverachtung, Subordinazion, Treue dem Monarchen und dem Vaterlande."

„Wohl gesprochen," sagte Ludwig. „Und was fordern Sie insbesondere von einem Offizier, der befehlen soll?"

„Daß er gehorchen gelernt hat. Geistesgegenwart, schnelles Zurechtfinden in Lagen, wo mit dem Verluste jeder Minute die Gefahr wächst, Energie, Heiligachtung des Menschenblutes, Halten an strenge

Pünktlichkeit im Dienste, die höchste Strenge aber gegen sich selbst, Treue dem Herrscherhause."

„Gut!" sprach der König, Sie haben damit so ziemlich Alles gesagt. Aber einen Hauptpunkt haben Sie doch vergessen. — Ich meine: Körper! Gestalt! Aeußere Würde! Das, was man imponiren nennt!"

„Das ist," versetzte Eugen, „Sache des Geistes, wenn er sich selbst fühlt —"

„Ich bitte um Verzeihung, daß ich widerspreche," unterbrach ihn Ludwig. „Was ich meine, ist theils Geschenk der Natur, theils Frucht der Erziehung, und für einen militärischen Vorgesetzten, wenn er sein Ansehen behaupten will, unerläßlich. Es ist etwas ganz Anderes, als Selbstbewußtsein. Es ist die Kunst, aus sich etwas zu machen, selbst wenn man nichts ist, versteht sich, nicht ganz ohne Hilfe der Natur. Sind Sie mit mir Eins?"

„Nicht ganz," erwiederte Eugen. „Was gab einem Hannibal die Kraft zum weltgeschichtlichen Riesengange über die winterlichen Alpen? Nimmermehr sein Körper! Was strömte auf der hohen Schnee- und Eiswüste der Alpen beseelenden Muth in die erstarrten Glieder seiner müden, bis zum Ster-

den verzweifelnden Krieger? Nimmermehr der Ton seiner Stimme! Als Hannibal und Scipio sich zum ersten Male begegneten und sich auf dem leeren Felde in der Ruhe des Abends einsam gegenüber standen, warum betrachteten die beiden Feldherren einander lange mit einem großartigen Schweigen? Nicht blos, weil Scipios Miene der Thron der blühenden Schönheit und der Grazien, Hannibals Antlitz dagegen eine eherne Tafel war, mit der tief eingegrabenen Schrift eines unendlich mühevollen Lebens und einer düstern Feldherrn-Schwermuth. Was verlieh dem Auge eines Cäsar den vernichtenden Imperatorsblitz? Was legte ihm die Worte auf die Zunge, die er dem verzagenden Steuermanne auf den stürmischen Wogen zurief: „Segle muthig! Du führst Cäsar und sein Glück!“ Ich denke, die Majestät des Geistes! Dagegen kenne ich Menschen, ganz Körper, ich möchte sagen, himmellange Magenfutterale, die sich in die Brust werfen und doch nur dem stupiden Kopfe imponiren.“

Ludwig lächelte etwas pikirt und sprach dann: „Was Sie sagten, läßt sich recht angenehm hören. Und doch kann ich nicht anders. Und doch

bin ich überzeugt, daß Sie anders denken würden, wenn sie erst auf dem Schlachtfelde gekämpft und sich mitten im Kugelregen die Ueberzeugung verschafft hätten, was für ein Unterschied zwischen Rosenduft und Pulverdampf herrscht, zwischen Kanonen- und Tanzmusik, zwischen dem Blute, das einem lieblichen, dorngeritzten Mädchenfinger entquillt, und dem, das den brennenden Wunden von zehntausend sich im Todeskrampfe wälzenden Kriegern entströmt. Ja, mein Prinz Eugen, das ist jener fürchterliche Ernst, der uns anders denken lehrt, als am Schreibtische, wo die Phantasie sich anmaßt, eine Verbesserung der Strategie zu liefern."

„Wenn ich Sie recht verstehe, Sire," erwiederte Eugen, „so wollen Sie mir begreiflich machen, daß Sie mich nicht für tauglich zum Kriegsdienste halten, weil mir die Natur einen unansehnlichen Körper gegeben hat."

„Ich gestehe Ihnen, mein lieber Prinz Eugen — aber Sie dürfen nicht böse auf mich sein — daß mir Ihr Einfall, um ein Dragonerregiment zu bitten, ein leises Lächeln entlockte. Ich wäre geneigt, Ihnen einen freundschaftlichen Rath zu ertheilen. Die Hand,

für die nicht der Degen taugt, kann das **Thuribulum** schwingen. Die Geruchsnerven, welche vom Pulverdampfe zu empfindlich angegriffen werden, finden den Weihrauch recht erträglich. Den Ohren, welchen die mörderische Kanonenmusik zu grell ist, behagt frommer Orgelklang. Halten Sie Ihre Idee für eine Verirrung, schlagen Sie die Sphäre ein, die für Sie taugt — werden Sie ein Abbéchen. Dann verwandelt sich das Schlachtroß in einen Chorstuhl, der Todesdegen in ein Brevier, und der Kommandoruf in den David'schen Psalm: **Miserere mei!**"

Eugens blasse Miene wurde von einer Röthe überflogen, um seinen Mund schlug ein Leidenszug eine sanfte Welle, er sah dem etwas spöttisch lächelnden Ludwig fest und schweigend in's Auge.

Der Monarch fragte ihn dann: „Haben Sie mir noch etwas zu sagen?"

„Nichts mehr, Sire," erwiederte Eugen mit Kälte. „Erlauben Sie mir nur noch die einzige Bitte um meine Entlassung."

„Ich will Sie keine Minute aufhalten," sprach Ludwig. „Gehen Sie hin, wo Sie Ihr Glück zu

finden glauben, und nehmen Sie meine herzlichsten Wünsche entgegen. Sie sind entlassen."

Eugen verneigte sich; die Mittagsonne brach durch die Fenster des prächtigen Audienzsaales herein; Mazarins Solitär warf blendende Blitze.

Eugen floh an diesem Tage, um die Kunst des Vergessens zu lernen, in die Gesellschaft und aus dieser in die Einsamkeit. Seine Seele war aus ihrem Frieden aufgejagt. Mißmuthige Gedanken verfolgten ihn wie ein Nest von aufgestörten Hornissen. Er hatte sich mit einigen rasch hinuntergestürzten Gläsern Champagner erhitzt, trat vor seinen zimmerhohen Wandspiegel, betrachtete seine Person mit einer finstern Unzufriedenheit, mit düsterer Selbstverspottung, und rief: „Warum nicht um zwei Köpfe höher? Natur, Du hast an mir mit stiefmütterlicher Willkür gehandelt! Hättest Du mich lieber zu einer Made gemacht, die der Fuß des Wanderers zertreten hätte, als zu einer so unansehnlichen Zwerggestalt!"

Einige Tage darauf erhielt sein Bruder in Oesterreich folgenden Brief von ihm:

„Ich war bei Ludwig XIV. Die Welt nennt

ihn den Großen; ich fand ihn dieses Prädikates nicht werth."

„Ich bat ihn um ein Dragonerregiment. Er wählte meinen Körper zur Zielscheibe seines unköniglichen Spottes und ertheilte mir den Rath, ein Abbéchen zu werden. Ich bat um meine Entlassung und erhielt sie auf eine verächtliche Weise."

„Ludwigs Hohn riß in mir eine kaum vernarbte Wunde auf. In meinem **20.** Jahre bemühte ich mich um ein Dragonerregiment, in meinem **19.** aber um die Hand der Gräfin von Crebillon. Bei beiden Bemühungen stand mir mein — Körper im Wege."

„Die Gestalt der Gräfin war vollendet zu nennen, ihre Miene besaß das, was ich an den Frauen mehr als die Schönheit liebe, seelenvollen Adel, ihr Geist hatte eine feine, zarte Bildung. Aber — der Graf von Allemagne war ein verführerisch schöner, hochgewachsener Kavalier!"

„Am Tage, als ich den königlichen Audienzsaal verließ, hielt ich hohen Wuchs und Schönheit des männlichen Körpers für eines der besten Geschenke der Natur. „Ein schöner, hochgewachsener Mann!"—

das ist ein Empfehlungsbrief, den die ganze Welt gern lies't. Wir sind begierig, den Herrn N. N. kennen zu lernen. Die Thüre geht auf — er tritt ein — „ah, ein herrlicher Mann!" Was nun über seine Lippen kommt, sei es geistvoll oder nicht, wird beachtet. Zu ihm beugt sich die tausendästige Krone des Lebensbaumes nieder, und er pflückt die goldenen Früchte: Frauenliebe, Reichthum und Ruhm, fast spielend von den Zweigen."

„Wir sind begierig, den Herrn N. N. kennen zu lernen. Die Thüre geht auf — hereintritt ein kleiner, unansehnlicher, unschöner Mann. „Ich habe mir eine ganz andere Vorstellung von diesem Menschen gemacht!" Er sprach nicht an, er vermochte nicht zu imponiren. Man hat von seinem Geiste gar keine, oder keine entsprechende Ahnung. Man kann nicht ahnen, daß in einem so kleinen Gefäße ein kolossaler Geist waltet. Ihn hat die Natur zum schweren Kampfe verdammt, und besitzt er eine hochstrebende, glühend begehrende Phantasie, und will er an dem Busen derselben finden, was ihm die Welt versagt, so wird es ihm vielleicht ergehen wie dem Schiffer, der seinen

Durst mit der salzigen Welle des Meeres zu löschen versucht."

„Ich debattirte mit der Natur. Ich hatte einen Groll gegen sie. Aber dann fragte ich mich: Was ist denn das, „Groll gegen die Natur," mit dem manche Menschen einen poetischen Nimbus um sich werfen wollen? Ich fand: Unsinn. Denn Groll gegen die Natur heißt: Groll gegen eine Summe von Kräften, denen das Selbstbewußtsein fehlt, und die nach einem ewigen Gesetze wirken. Oder es heißt Groll gegen den Vorzeichner dieser Gesetze. Also wieder Unsinn. Denn Gott muß so viel sein wie höchste Vernunft. Was ist aber das: Groll gegen die höchste Vernunft? Unsinn. Das ist der unbarmherzig nüchterne Sinn der schönen, poetischen Phrase: Groll gegen die Natur."

„Ich suchte Versöhnung und fand sie vorzüglich in der Idee: der Geist müsse den Körper meistern und besiegen. Wenn in einer vortrefflichen Hülle der Geist sich offenbart, so ist das eben nicht so staunenswerth. Wenn aber selbst aus der unansehnlichsten Hülle der Geist gewaltig hervorbricht, mit sonnenartiger Majestät, so ist das ein Schauspiel für Göt-

ter! Das ist eine Aufgabe, eines Mannes würdig, und sie soll von nun an die meinige sein."

„Ich weihe all meine Zeit dem Studium der Taktik, der Mathematik und Geschichte. Mein Schlaf dauert drei Stunden."

„Ich werde im nächsten Monate Paris verlassen und in österreichische Dienste treten. Ich will von unten auf dienen. Ich habe keine Ruhe, ich muß jeden mißgünstigen Nebel niederscheinen und dereinst stehen wie die freie Sonne am Himmel!"

Aus Oesterreich schickte der Bruder folgende Antwort:

„Dein Brief ist vor die Augen meines Kaisers gekommen. Leopold I. ladet Dich ein, in österreichische Dienste zu treten. Dein Gedanke, von unten auf dienen zu wollen, gefällt mir, und es wird, da sich der Kaiser für Dich interessirt, größtentheils von Dir abhängen, Dein Ziel zu erreichen."

Als Eugen beim Entsatze Wien's unter Sobiesky's Befehle stand, sprach ein in den Waffen ergrauter, riesiger Dragoner, indem er mit einem gutmüthigen Spotte auf den kleinen Volontär herabsah, zu seinem Kameraden: „Was glaubst Du,

Bruder? Der kleine Kapuziner da wird wohl nicht vielen Türken den Bart ausraufen." Eugen hörte es. Neuerdings blutete in ihm die alte Wunde. Da trat die Idee: der Geist müsse den Körper meistern und besiegen, der Geist müsse selbst aus einer unansehnlichen Hülle mit unwiderstehlicher Majestät hervorbrechen, wie eine Riesenflamme aus einer niedrigen Hütte, so begeisternd vor ihn und durchseelte ihn bis in's innerste Mark so gewaltig, daß er zum Löwen des Schlachtfeldes ward, und daß Leopold I. — den edlen Rheinwein im unansehnlichen Becher erkennend — den heldenmüthigen Volontär zum Obersten ernannte und ihm ein Dragonerregiment verlieh.

Bald sprach Ludwig XIV. zu seinem Kriegsminister: „In dem kleinen Menschen steckt der Teufel! Louvois, Sie haben mich schlecht berathen. Koste es, was es wolle, wir müssen ihn zu uns locken."

Ein königlich-französischer Bote erschien vor Eugen, den Mund voll verführerischer Anträge. Die Statthalterschaft von Champagne, die Würde eines Marschalls von Frankreich, und alle Jahre 2000 Louisd'or Gehalt. Eugen antwortete: „Ei,

nen Gruß an den König Ludwig von dem Abbéchen! Dasselbe ist kaiserlicher General-Feldmarschall geworden, was leicht so viel sagen will, als königlich-französischer Marschall. Geld gibt mir mein Kaiser mehr, als ich verlange. Und sagen Sie Ihrem Herrn auch: Ich hätte von einem Ludwig **XIV.** den die Welt den Großen nennt, nimmermehr erwartet, daß er den groben Fehler begehen würde, einen Mann — mit der Elle zu messen!"

Die jungen Schnelltrinker aus dem Becher des Lebens.

Sage mir, mein Leser, sind Dir niemals in Wien, wenn die Violine eines Paganini, das Pianoforte eines Liszt, das Violoncell eines Servais, Dich in den gedrängt vollen Konzertsaal lockte, oder König Lear, Don Juan in's Theater, oder wenn Du im Frühling auf der Bastei wandeltest, im Frühling, wo die Musik der Natur durch alle Herzen zittert und alle Häuser ihre bunten Menschenfluten entströmen lassen, sind Dir da niemals junge Männer begegnet mit finstern, müden Augen, als hätten sie schon in alle Grüfte des Lebens hinuntergesehen, mit bleichen oder unnatürlich gerötheten Wangen, als wären sie schon von allen Freuden und Schmerzen bleich und roth geküßt worden, mit feinen Linien um den Mund oder die Augen, leise eingeschnitten, nicht vom Alter, sondern von Weltverachtung, Mißmuth und Le-

bensüberdruß, mit dem Gepräge innerer Verwilderung, innerer Ermüdung, mit dem Gepräge einer wüsten, matten Melancholie? Sage mir, hast Du nie Gelegenheit gehabt, das Innere solcher Menschen zu belauschen, die sonderbare Werkstätte solcher Seelen zu erforschen, und nachzufolgen solch unglücklichen Geistern auf ihren Wanderungen, die sie machen durch ihre unterirdische, dämmernde, abgrundsvolle Abbadona-Welt? Ich meine hier jene Menschen, welchen der Titel zukommt, den ich meinem Aufsatze vorangeschickt habe: junge Schnelltrinker aus dem Becher des Lebens! Sie sind eine wehmüthige Erscheinung!

Es ist die Zeit der Eisenbahnen. Auch durch manches junge Männerleben zieht sich eine Eisenbahn; geflügelt und sprühend braus't der Wagen der Leidenschaft vorüber an allen Blüten und Blumen, die rechts und links winken, und braus't hin über das versunkene Pompeji einer hoffnungsvollen Jugend, bis er früh einläuft in den Bahnhof des Lebensüberdrusses, des Ekels, der Weltverachtung und der müden Melancholie. Nicht immer ist es der Reichthum, welcher diese Eisenbahn durch's Leben baut, o nein! nicht selten ist es auch der Dämon der Armuth, der Dämon

verzweiflungsvoller Verhältnisse, verbunden mit einer glühenden, verzehrenden, ungeheuern Phantasie, einem sehnsüchtigen, begehrenden Herzen, und einem Geiste geschaffen, das Weltall zu fassen! Gerade bei den geistreichsten jungen Männern, gerade bei jungen Männern, welche die reichste innere Welt haben, findet sich diese Erscheinung. Das Leben hat so viele Zauberbecher, zu früh streckt sich die junge Hand darnach aus, zu früh und zu hastig werden sie alle hinuntergestürzt, vorzüglich *Einer*! In der grünen, schweren Krone des Lebensbaumes hängen tausend Früchte; aber es wird nicht gewartet, bis sie das süße Gold der Reife erlangt haben, die lüsterne Hand bricht sie alle unreif von den Zweigen, vorzüglich *eine* Zauberfrucht, welche die Natur zuhöchst in der Krone befestigt hat, und die, wird sie zu früh und zu hastig genossen, keine segensvollen Wirkungen schaffen kann. Da wird die reiche Zukunft arm und das junge Herz alt, hundert Jahre alt! Erwacht solch ein junger Schnelltrinker aus dem Becher des Lebens am Morgen, so erscheint ihm die Sonne alt, und alt Alles, was ihr goldener Strahl beleuchtet und erwärmt. Der Tag bringt ihm, was der gestrige gebracht, ein ewiges Einerlei. Halb im

unfreundlichen Traume befaßt er sich mit seinen Geschäften, er kann sich denselben nicht mit frischer, lebendiger, inniger Seele hingeben. Wandelt er in der freien Schöpfung, so sieht er an der Natur nur ein sich ewig selbst vernichtendes und sich ewig selbst gebärendes Ungeheuer, eine durch Jahrtausende hinablaufende, grauenvolle, unheimliche Metamorphose. Geht er in's Reich der Poesie, so sucht er das Aufregende, Pikante, Bizarre, Gräßliche; er buhlt am liebsten mit der französischen Muse. Die deutsche Tonkunst ist ihm zu strenge, zu keusch, zu rein, zu naturgetreu, zu tief; er geht in's schwüle Land der Goldorangen und holt sich seine weichlich flötende Sirene. Das Leben entflieht ihm wie ein verworrenes, tausendstimmiges Geschwätz. Für ihn gibt es nichts Neues mehr unter der Sonne, denn Alles hat er, wenn auch nicht in der Wirklichkeit, doch in der Welt seiner Phantasie bereits erlebt, genossen und zergliedert. Zahllose Perioden hat er in seinem Glauben, in seiner Hoffnung, in seiner Liebe und seinem Hasse, in seiner Weltanschauung durchgemacht. Er ist müde, seine Energie ist gebrochen. Findet ihn endlich, diesen vergifteten, inwendig modernden Menschen, die segens-

volle Hand der echten Liebe, so wird sie viel, o viel zu schaffen haben! Die Rosen auf den Wangen der zärtlich liebenden Jungfrau werden sich in Lilien verwandeln, ihr holdes Auge wird zur Thränenquelle werden, und ein rührender Harm wird sich prägen in die engelsanfte Miene, aus der einst ein zauberischer Frohsinn gelächelt, bei der schweren Aufgabe, die verlorne Männerseele zu retten und sie zurückzuführen auf den Weg der Natur.

Und wie ich diese Schilderung auf's Papier werfe, geh' ich zurück in die Vergangenheit. Vor meinem inneren Auge taucht ein Berg empor, auf dessen Gipfel eine Kirche und einige Häuser sich erheben. Es war eine prachtvolle Herbstnacht, als ich dort oben weilte. Ich athmete eine köstliche Bergluft. Weithin herrschte ein erhabener Friede. Gleich in meiner Nähe und so weit das Auge mich trug, standen Berge, viele, große, herrliche Berge, einer sah dem andern über die Schultern, und in der weitesten Ferne erhoben sich einige, die Häupter mit Schnee, wie mit langen, weißen Leichenschleiern bedeckt, und sahen durch die Nacht majestätisch zu mir herüber. Sie standen feierlich, wie der Geist des königlichen Vaters in der Tragödie

„Hamlet!“ Die Nacht hatte ihr aus Silberfäden gesponnenes Gezelt über die Erde gespannt, und hoch oben brannte eine große Schlummerlampe mit ruhevoller, goldklarer Flamme. Ich blickte in die Tiefe des schweigenden Thales — dort unten, tief unten, gleich neben einem kleinen Kirchhofe, der aussah, als wären seine Kreuze, Steingebilde und Hügel aus Papier geschnitzt und hätten Platz auf einer Kinderhand, stand, beleuchtet vom Monde, in einer melancholisch schönen Einsamkeit eine gothische Todtenkapelle! Gleich hinter ihr erhob sich ein Riesenberg und sah, wie ihr stolzer, himmelhoher Wächter, auf sie herab. Als ich diese Todtenkapelle erblickte, säuselte und rauschte es in den Thränenweiden meines Lebens, und die Sphinx, die darunter ruhte, tönte ein kurzes, räthselhaftes Trauerlied. Die Kapelle stand so friedlich, so ernst, so ehrwürdig, so erhaben, so fromm-melancholisch! Friedlich, wie eine betende, bleiche Waisenjungfrau; ernst, wie ein Gräbergedanke in der Dichterseele eines Klopstock; ehrwürdig, wie ein versteinerter, edler Schmerz in der Tiefe der Vergangenheit; erhaben, wie die Einkehr in sich selbst; fromm-melancholisch, wie ein trauernder Marmorengel auf dem Gottesacker!

Sie stand im Thale, vor dem majestätischen Berge Gottes, wie ein Haus, wohin die getäuschte Freundschaft, die verweinte Liebe, die verfolgte Tugend geflohen; wie ein Haus, wo reisemüden Pilgern der staubbedeckte Muschelhut vom schlummergeneigten Haupte gefallen; wie ein Haus, wo die letzte Thräne gesunken, wo der Schwanensang der Liebe ausgeflötet! — Da unten ruhte auch er, aus dessen Lebensbuche meine Hand ein Blatt nimmt und es dem Leser, dem psychologische Forschungen werth und lieb sind, vorlegt. Acht und zwanzig Jahre alt, ging er heim. Auch er war einer der jungen Schnelltrinker aus dem Becher des Lebens, aber der edelste, geistvollste, beweinenswürdigste aus Allen! Und nicht blos er ruhte da unten bei der gothischen Kapelle, ach, gleich neben ihm auch sie, die er geliebt, in ihren Armen ein Kind, das ihr Todesengel wurde, als sie es gebar. O diese Drei haben sich eine schöne, holde Schlummerstätte erwählt! Die Berge lassen das Getöse der Residenzstadt und all ihre lärmenden Freuden und Schmerzen nicht hereindringen, da unten herrscht tiefe, schöne Ruhe!

Seine Wiege stand in jener Stadt, wo Canova's Theseus die Keule über den Minotaurus

schwingt. Als er im Edenthale des beginnenden Jünglingsalters wandelte, kastanienbraune, natürlich-wilde Locken um's blühende Gesicht, trat er eines Tages zu einem Baume, an dem eine reizende Schlange sich hinaufgeringelt hatte. Diese sprach zum unerfahrenen Menschen: „Sieh diese schönen Früchte, koste davon, sie sind süß!“ Und der Jüngling brach die Frucht, kostete davon, und fand sie süß, die unreife Giftfrucht!

Als er das Gymnasium besuchte, als er des Mäoniden liebliche, seelenvolle Andromache und den edlen, helmbuschumflatterten Hektor kennen lernte, verlor er den Diamant des Lebens: die Gesundheit, und der körperliche Schmerz trieb die Knospen der geistigen Blüten früh auseinander. Da ward ihm die Welt zu einer düsteren Bergwerksgrube, und darüber brannten Sonne, Mond und Sterne wie Grubenlichter. Kein Arzt konnte ihm das verlorne Kleinod wiedergeben, erst nach vielen Jahren fand er es durch die Kraft zweier Freunde, und die zwei Freunde hießen: Bergluft und Bergwasser!

In der Dämmerung seiner Jünglingsbrust zeigte sich eine chaotische Welt. Sein Herz ward allmälig zu einer Sturmharfe, auf der die Leidenschaften und

alle wilden und sanften Gefühle spielten und manche Saite zerrissen, in der die süßesten Melodien des Lebes schliefen. Er besaß eine ungeheure Phantasie, vergleichbar dem Ozean, der den blauen Himmel spiegelt, vom Sturme zu Donnerwogen aufgepeitscht wird, Schaumperlen wirft, und in der Tiefe seines geheimnißvollen Schooßes Muschelperlen, phantastische Korallengebilde, fabelhafte Sirenen, Meerspinnen und Ungeheuer trägt. Sein forschender Geist wollte den Schlüssel zum Gebäude des Universums finden — aber er fand ihn nicht, so lang er auch suchte, und es war ihm, als hätte die Gottheit diesen Schlüssel in ein bodenloses Meer geworfen. Er weinte, er verzweifelte, er riß sich vom Vaterherzen des ewigen Geistes los und ging in stolzer Einsamkeit, in finsterer Nacht, ach, ohne Gebet! Er hatte eine unendlich schmachtende Seele, er begehrte glühend und mit Thränen sein höchstes, unabweisliches Bedürfniß: eine Freundin — keine gewöhnliche Jungfrau, nein! eine Jungfrau, die ihm Geliebte, Freundin und zugleich Mutter und Arzt des Gemüthes hätte sein können! Aber eine solche fand er nicht. Er blieb für sich allein und formte nun aus sich ein Wesen, das etwas von

einem Dämon, einem Menschen und einem Engel in sich hatte.

Noch lebt in meiner Erinnerung der Tag, an dem ich mit ihm in einem Garten wandelte und er zu mir sprach: „Lassen Sie uns in den „Tempel der Nacht“ gehen.“ Wir kamen in einen durch Felsmassen gehauenen Gang, dämmernd und lange; wir vernahmen auf unserer Wanderung das Rauschen eines Wasserfalles, den wir nicht sahen, und das Getön eines unterirdischen Brünnleins, als ob man kleine Silberketten und Silbermünzen auf den Boden schüttete. Endlich gelangten wir in ein großartiges, geheimnißvoll dunkles Rondo, in den „Tempel der Nacht:“ rings umher liefen Säulen, von Skeletten getragen, über unseren Häuptern baute sich ein künstlicher Sternhimmel, und in des Tempels Mitte stand ein herrliches Steingebilde: die Göttin der Nacht mit ihren stolzen Rossen! Feierliche Ruhe herrschte. — Jetzt erwachte ein Strom von Tönen, und zu unseren Ohren kam die Ouvertüre zu „Leonore“ von Beethoven. Wer sie im Wiener Operntheater gehört, wo gewöhnlich auf stürmisches Verlangen das vortreffliche Orchester die Wiederholung derselben zu geben genöthigt ist,

kennt die kolossale Schönheit dieses höchst geistreichen Meisterwerkes. In den langgezogenen Akkorden weint tiefsinnig der seelenvolle, himmlisch schöne Schmerz, den Beethoven in seiner Brust trug, und in der darauf folgenden Mazeppa-Flucht aller Töne, wo vorzüglich die Primviolinen mit einem sehr schwierigen Geschäfte betheilt sind, offenbart sich ein genial-phantastischer Geist. Als die Ouvertüre geendet, fand ich meinen Freund tief bewegt, und er sprach: „Beethoven hat die Mandragora gehört, deren Stimme das Herz entweder wahnsinnig macht oder zum Sterben bringt! Zugleich erkenne ich die Wahrheit seiner Worte: „Auch die Tonkunst spricht das Sittengesetz aus!" Ich erkläre mir den Geist dieser Worte so: Die Tonkunst holt den göttlichen Funken, den die Gottheit in unsere Brust gelegt, aus der Asche hervor. Die Tonkunst erweckt den guten Engel in unserer Brust, der kampfmüde und trauernd entschlief, als er sah, daß wir uns dem Geiste der Sünde ergaben; aufgeweckt, zeigt er uns das Gesetz, das Gott mit seinem Finger in jedes Menschenherz geschrieben!"

Mir gefiel diese Auslegung. Er schwieg eine

Weile, und sprach dann, noch immer ergriffen von der Macht der Musik: „O, würde der Allmächtige mich nur um sieben oder acht Jahre verjüngen! Dieses klingt freilich sonderbar von einem Manne, der erst fünf und zwanzig Jahre zählt. Aber sieben oder acht Jahre weg von meinem Leben, und ich wäre um vierzig Jahre verjüngt. Denn der jahrelange Flügelschlag gegen die eisernen Kerkerfesseln meiner Verhältnisse, die verlorne Gesundheit, das Leben in der Phantasiewelt, und das zu frühe, zu schnelle Brechen der Zauberrosen, welche erst die Hand des Mannes brechen soll, haben mein Herz hundert Jahre alt gemacht. Mein Jugendleben hatte eine verzweiflungsvolle Eile! Ich bin ein junger Schnelltrinker aus dem Becher des Lebens! Darum, o nur um sieben Jahre jünger, wie wollt' ich ein neues, schöneres, reineres Leben beginnen, ein Leben in Wissenschaft und Kunst und segensvoller Naturordnung! Denn das Fundament des Lebens muß fest und tüchtig sein, wenn das Gebäude der Zukunft sich schön und sicher darauf erheben soll!"

Ueberhaupt hatte die Tonkunst eine große Gewalt über seine Seele, und machte sie besser und grö-

ßer. Er liebte vorzüglich das Violoncell, die Pedalharfe, das Horn, den menschlichen Gesang und die Harmonika. Das Cello, das sangreiche Cello durchschnitt mit seinen glänzenden, wehmuthgesättigten Tönen ihm die Seele. Das Horn liebte er, wenn es im Freien klang, auf einem Berge und unter einem Mondnachthimmel, oder Abends auf der See. Die Pedalharfe tönte einen melodischen Sturm in seine Brust. Und als ich einst mit ihm in Wien, in den warmen Goldfluten der Maisonne ging, und aus einem geöffneten Fenster im dritten Stockwerke eine Harmonika herabklang, da sah ich, wie er stehen blieb, von einem Zauber festgebannt, Thränen in den Augen und sogar bleich, als kämen die langen, geisterhaften Akkordwellen aus einer überirdischen Welt! Und er sprach: „Ich fühle, nur Eines kann und wird mich retten! Nur Eines kann und wird mich zu einem echten Menschen bilden! Und das ist die Liebe! Ja, ich habe endlich ein weibliches Herz gefunden für das meinige. Ich habe mir keines jener Mädchen gewählt, die da stolz hinrauschen in prächtigen Kleidern, in Sammt, Atlas und Gold! Keines jener Mädchen, die mit ihrem Schmerz, ja sogar mit

ihrem Gebete kokettenhaft spielen, und goldene Netze auswerfen, um eine Männerseele zu fangen; keine Sängerin, die in Journalen eine Nachtigall, keine Tänzerin, die eine Sylphide, keine Klavierspielerin, die ein weiblicher Liszt, kein Sprachgenie, das ein weiblicher Mezzofante genannt wird, keine Uebergebildete, die eine Bibliothek verschlungen, keine Dichterin, die, während sie unter dem Upasbaume der Zerrissenheit schlief, eine pikante Blässe bekam! Sondern ein Mädchen, einfach und reich, wie das heilige Buch der Natur, rein, wie sie Gott schuf, bildsam für alles Schöne unter der Hand des Geliebten, redlich, keusch, weich, rosenroth, fröhlich, ganz unschätzbare, edle Kindlichkeit!"

Wahrlich, er sprach keineswegs wie einer der tausend Verblendeten, die anfangs den Engel und später das Alltagsmädchen erkennen. Ich hatte Gelegenheit, seine Freundin zu sehen, und fand, daß sie wirklich eine Perle der weiblichen Welt war. Stelle Dich nochmal vor das Auge meines Geistes, o Du liebliches Wesen, damit ich Deine Reize nur mit wenigen Worten schildern kann! Wirf Deinen Schleier zurück, und laß mich Dein holdes Antlitz sehen! Ich

sehe Deine von braunen Haaren beschattete Stirn, die der Gott des Frohsinns geküßt. Aber nicht blos die Stirn hat er Dir geküßt, auch die Augen, die Wangen, die Lippen und das Kinngrübchen. Wie lieb und zauberisch sind Deine Augen, wenn Du, die Arme um den Hals des Freundes geschlungen, Stirn und Brauen in Falten ziehst, und ihn mit dem lieblichsten Gemisch von Trotz und Güte, Wildheit und Zärtlichkeit anblickst, um seine finstere Miene nachzuahmen und ihrer voll Scherz und Liebe zu spotten, bis er freundlich wird, als ginge in seiner Seele eine Sonne auf, und Dich, Du kindlich holdseliges Geschöpf, mit Küssen überschüttet! Die Natur tauchte, als sie Deine Wangen malte, ihren Finger in jenes feine Inkarnat, womit sie die schönste Rose des morgenländischen Frühlings, die schönste Braut der Nachtigall färbt. O bleibe immer so frohsinnig, bleibe immer so rein, so weich, so edel, so fromm! Aber der Sand im Stundenglase Saturns verrinnt unaufhaltsam. — Der Geliebte hat Dir alle Grüfte seiner Seele gezeigt, und auf Deinen Wangen weilen nur noch die bleichen Geister der gestorbenen Rosen. Du öffnest die Thüre seines Gemaches

und siehst auf dem Divan den Freund, in düsteres Sinnen versunken; zauberstille kommst Du heran, kniest zu seinen Füßen und legst Dein Haupt auf sein Knie. Und als der Freund Dein Köpfchen erhebt, sieht er erschrocken ein tiefes, schönes Weinen in Deiner abgehärmten Miene! Deine ganze Seele ist wund und weh! Du weißt es noch nicht, daß Du den schlummernden Todesengel unter Deinem Herzen trägst! Wenn Deine Zeit kommt, dann wirst Du dem Freunde vorangehen, er aber wird Dir einst folgen. Und Du wirst mit ihm ruhen im magischen Gräberthale, bei der gothischen Todtenkapelle, vor dem stolzen Riesengebirge Gottes! Reichen Segen hast Du über sein Leben gebracht, und hättest Du länger bei ihm weilen dürfen, Du hättest ihn vielleicht ganz geheilt. Dort unten, tief unten ist schöner, tiefer Friede! Und wenn ich dort wandle, in den schwermüthigen Nebeln des Herbstmorgens, unter dem Gelispel gelbgebrannter Blätter, dann ist mir, als ginge leise ein Lebwohl auf ewig durch das ganze Gräberthal!

Herz und Geld.

So war seine Erzählung:

Wir saßen beim Abendessen. Die Gesellschaft bestand aus vier oder fünf Männern, unter denen der Ritter Herbst einen glänzenden Reichthum hatte. Vor ihm stand Pauline, die Tochter des Gastwirthes, in dessen Hotel wir uns jetzt befanden; das Hotel war das vornehmste in der ganzen Hauptstadt, Pauline eines der anmuthvollsten Frauenzimmer, die ich gesehen. Paulinens unentweihte, schöne Seele sprach aus ihren Augen, und von rosenrothen Lippen kam ein glockenreiner Ton. Sie war eine seelenvolle Elegie der Natur, geschaffen, um einen zerfallenen Männergeist mit sich und der Welt zu versöhnen; sie war ein Gedanke Gottes, und als Gott ihn dachte, schimmerte eine Maimorgenröthe über der Schöpfung, und eine Lerche schlug einen Wonnetriller in den Lüften, und über ein verfinstertes Männerherz ging ein lichtvoller Traum! Doch was seht Ihr mich so ironisch an? Ich errathe, was Ihr sagen wollt. Von einem

Gasthausmädchen solche Gedanken! Nicht wahr, ich bin ein Thor? Aber ich sage Euch, Ihr möget eine Fülle von traurigen Erfahrungen besitzen, Ihr möget mit Ironie auf die Poesie des Lebens blicken, aber Eure Rede ist nicht gut. Denn ich sage Euch, Pauline war eine lebendige Wunderblume, mitten in einer verführerischen Welt voll Schmetterlinge, die aus der Nähe und Ferne kamen, von Engeln gehütet! Soll ich Euch diese Engel nennen? Mütterliche Liebe und edle weibliche Freundschaft. Glaubt nicht dieser länglich schönen Hand, die jetzt auf dem Tische fingert und Euch die Lüge sagen will: sie könne nichts Anderes, als die Tasten eines Klaviers hinauf- und hinunterfliegen, und ein Ring sei ihre beste Zierde. Den Kuß könnet Ihr ja nicht sehen, den der Mund der Anmuth auf sie gedrückt. Glaubt nicht dem Lächeln, das jetzt ihre Lippen umspielt und Euch zu sagen scheint, das Mädchen habe im Leichtsinne der Jugend blos Rosen gepflückt. Seht einmal ihre Augen an, wenn sie sinnen, ob sie Euch nicht künden, das Mädchen habe schon in eine Gruft geblickt. Wo Schönheit ist, da hab' ich auch gern den Schmerz: er gibt Seele, Gemüth, Phantasie.

Ich suchte bisweilen durch eine Frage ihre Augen auf mich zu lenken, ich wollte mich zu ihr wenden wie das Heliotrop zu seiner Sonne, doch es gelang mir nicht; Pauline gab mir auf jede Frage eine kurze, zu kurze Antwort, und unterhielt sich immer mit dem Ritter Herbst. Da erwachte der Dämon in meiner Brust und flüsterte mir einen Trauergedanken zu. Ich sah sinnend auf meinen goldengeränderten Porzellanteller nieder, und wie ich wieder aufblickte, fielen meine Augen auf den Spiegel, der mir gegenüber angebracht war. Dieser Spiegel zeigte mir auch nichts Erfreuliches, er zeigte mir, was ich schon längst gewußt, nämlich: daß ich kein schönes Gesicht habe. Gerade in dieser Stunde mußte jene verwünschte brennende Röthe meine Wangen überziehen, die mir nichts Seltenes war, die ich — ich weiß es nicht — meinem Blute oder meinem heißen Seelenleben zu danken hatte, die aber zu meiner Liebenswürdigkeit nichts beitrug. Diese flammende, entstellende Röthe machte mich traurig, sie gab mir den Anschein, als wäre gutes Essen und Trinken die Aufschrift meines Lebens, und bei Gott! so war's nicht. Gerade in der Stunde, in der mein Äußeres glü-

h e n d r o t h aussah, war mein innerer Mensch t o d t e n-
b l e i c h! Wie viel hätt' ich da nicht für ein geistiges
Blaß gegeben, denn ich wußte, daß die Frauenzimmer
blasse Männer lieben. Hätte mich die Natur nur mit
himmelblauen oder tiefschwarzen Augen beschenkt, viel-
leicht wäre jene Röthe nicht so sehr zu meinem Schaden
gewesen, aber so hatt' ich graue, arme graue Augen,
und ich sprach leise zu mir: „Du bist doch ein unschö-
ner Mann!“ Das wußt' ich, und dieses Bewußtsein
machte mich verlegen, einsilbig, düster. Vergebens rief
ich mir in die Seele: des Mannes echte Schönheit sei ein
H e r z und G e i s t, vergebens dachte ich an S o k r a-
t e s, fort war jenes angenehm kecke Hineinsehen in die
Welt, das so oft dem Manne Liebenswürdigkeit verleiht.
Vielleicht wird Mancher ausrufen: „Eitler Mensch!“
Gut, tadelt mich. Aber ich ziehe den Vorhang von
meinem Herzensfenster hinweg, seht hinein, und seht
mein Liebenswürdiges und mein Unliebenswürdiges.

Wie nun das Mädchen die Gesellschaft verlassen
hatte, unterbrach ein Freund, der neben mir saß, mich
im Sinnen mit folgenden Worten: „Nun, wo bist Du
wieder? In L o n d o n, in V e n e d i g, in R o m?
Sage mir, was macht Dich melancholisch?“

„Was mich melancholisch macht? Die Antwort taugt nicht zu einer fröhlichen Tafel. Ein anderes Mal.“

„Ich weiß es doch,“ sagte der Nachbar meines Freundes.

„Was ist es?“ fragte ich. „Ich bitte, sagen Sie es mir, mein Herr.“

Er lächelte schweigend, während er mich ansah.

Ich stahl das Wort von seiner Zunge, auf der es hinter geschlossenen Lippen saß wie ein fluglustiger Vogel im Käfig, und sprach: „Nein, das ist es nicht, was Sie meinen.“

„Nun freilich ist es das, wenn Sie es auch nicht bekennen wollen.“

„Sie meinen die Liebe?“

„Getroffen! Pauline ist ein Meisterstück der Natur!“

„Ich kann Ihnen sagen,“ antwortete ich, „die Liebe ist es nicht, etwas ganz Anderes.“

„Was mich melancholisch macht,“ begann nun der Ritter Herbst, „das ist, daß die Erfüllung kommt, wenn der Wunsch ganz oder halb todt ist.“

„Börne hat Ähnliches gedacht. Ich habe diesen

Gedanken erst gestern gelesen.“ Mein Freund zog bei diesen Worten ein Buch aus der Brusttasche des Rockes, blätterte, und las: „Nicht die unerfüllten Wünsche meiner Brüder schmerzen mich, mich betrübt, daß die Erfüllungen kommen, wenn der Wunsch, der sie gerufen, schon längst begraben ist. Als Knabe hatte ich einen Wunsch, so heiß, wie keinen seitdem. Es war ein Säbelchen, zum Tabaksräumer dienend, das ich bei einem andern Knaben gewahrte. Ich hatte eine schlaflose Nacht darüber. Jetzt könnte ich solcher Säbelchen in Dutzenden kaufen, aber ich mag sie nicht. Sie könnten zu meinen Füßen liegen, ich würde sie nicht aufheben. Dafür habe ich andere Gelüste, und ich möchte rasend werden, denke ich daran, daß mir vielleicht später alle diese Dinge kommen, wenn sie mir gleichgiltig geworden.“

„Richtig, richtig! Ganz aus meiner Seele geschrieben,“ sprach der Ritter Herbst. „Geben Sie mir gefälligst das Buch.“

„Mich macht auch etwas melancholisch,“ sagte ein Anderer aus der Gesellschaft, „und das ist ein verdammtes Ding. Nämlich, daß das Geld Flügel hat und überall lieber bleiben will, als in meiner Tasche.

Geh' ich durch die Straßen der Stadt, so seh' ich hundert Auslagen, tausend funkelnde und blitzende Dinge, die mir gefallen und mich bitten, ich möchte sie kaufen. Da geh' ich an einem Kaufmannshause vorbei, ein langer Shawl flattert mir schmeichelnd über's Gesicht und flüstert zärtlich: „Kaufe mich für deine schmollende Frau!" Mein lieber Shawl, denke ich, vom Herzen gern, aber meine Frau weiß, daß du ein eitles Ding bist. Dann kommt ein wunderhübsches Zigarrenrohr aus London und beginnt sein Sirenenlied, ich aber greife in die Tasche und hülle mich in meinen Stoizismus."

Und so wurde das Gespräch fortgeführt. Nach dem Abendessen ging ich auf mein Zimmer im Hotel, und warf mich auf das Sofa. Mein Freund trat herein, nahm neben mir Platz und schlang seinen Arm um mich. Obwohl wir uns schon lange Zeit kannten, tranken wir erst heute auf ein brüderliches Du. Das „Du-Trinken" ist nur unter Menschen von Bildung und Zartgefühl zu empfehlen, denn das „Sie" ist eine Mauer, die uns gegen die Ausbrüche der Gemeinheit und Frechheit schützt; das „Du" reißt diese Mauer nieder, die Thiere laufen herein, naschen an den Früch-

ten und legen sich mitten unter den zartesten Blüten nieder. Mein Freund sagte: „Sieh mir offen in's Auge, Hubert! Darf ich noch nicht wissen, was Dich melancholisch gemacht? Könnt' ich nur den Dämon aus Deiner Brust treiben, der Dich oft in rosenrothen Stunden in einen Trübsinn versenkt. Dann sitzest Du mit dem Körper in der Gesellschaft, der Geist ist aber, weiß Gott, wo. „Unfördersam," sagt Ernst Feuchtersleben, „unfördersam, zumal dem Manne, ist es, sich ununterbrochen in den Labyrinthen der innern Welt zu ergehen." Du mußt aus Dir heraustreten, frisch und kühn in's blühende Leben hineinsehen. Also, was war es wieder heute? Aufrichtig heraus mit der Sprache! War es Pauline? War's die Liebe?"

„Nein, es war ein Gedanke, in meiner Brust gar nicht fremd, der wieder erweckt wurde. Ich dachte betrübt, daß das Geld auf Erden Alles vermöge, das arme, edle Herz so wenig!"

„Und wie kamst Du zu diesem Gedanken?"

„Du hast die reizende Pauline gesehen; sie unterhielt sich beständig mit dem Ritter Herbst, sie beantwortete so kurz meine Fragen, sie schenkte blos

ihm ihre Aufmerksamkeit und Theilnahme. Und was hätt' ich nicht für einen einzigen gütig verweilenden Blick gegeben! Aber der Ritter Herbst ist ein halber Millionär, seine Anstellung ist vortrefflich; meine Anstellung ist unbedeutend, und was das Uebrige anbelangt, kann ich sagen: Omnia mecum porto. Freund, sieh Dich nur um in unserem Jahrhundert, und Du mußt zittern und weinen vor der grenzenlosen Majestät des Geldes! Betrachte den Genius unserer Zeit, er öffnet seinen Mund, und das erste Wort, das er spricht, heißt: „Geld!" Freund, das Wort „Geld" ist ein prosaisches Wort, es liegt aber ein poetischer Schmerz darin. Sieh, hier zieh' ich einen Groschen aus dem Geldbeutel; ein so elendes Kupferstück, kaum werth, daß man es aufhebt, kann eine Mutter mit ihrem verhungernden Kinde aus den Tigerklauen der Verzweiflung retten. Hier nehme ich aus meiner Brieftasche eine Banknote; sollte man es glauben, für einige so elende Papierstücke verkauft sich mir die leidende Tugend! Zehn oder zwanzig solch' elender Papiere, und ein Mensch ist plötzlich aus den Eisenbanden jener Verhältnisse frei, die ihm in Ewigkeit kein Lebensglück zuführen können, die ihn in ein Zer-

würfniß mit seiner Natur bringen! Der Schauspieler erschüttert Dich bis zu Thränen, was will er dafür? Geld! Du gehst über eine Brücke, stürzest in's Wasser, ein Schwimmer springt Dir nach, zieht Dich heraus; was will er dafür? Geld! Dort hinter den Vorhängen im Familienzimmer, wo die Abendkerze so düster herabbrennt, fallen heiße Thränen, und die schuldlosen Kinder zittern vor dem Zorne des tobenden Vaters; wie heißen diese glühenden Thränen, wie heißt dieser tobende Vaterzorn? Geld! Du suchest eine Frau. Die Mütter putzen und schmücken ihre Töchter, und führen sie recht oft an den Fenstern vorüber, durch welches Du auf die Straße siehst. Was wollen sie? Wollen sie Liebe? Nein, Geld! Das Kind, der Jüngling, der Mann, der Greis, die Jungfrau, das Weib, die Matrone, der Gelehrte, der Künstler, der Wirth, der Arzt, Alle wollen Geld. Nur das Begehren ist verschieden. Der Bettler streckt die Hand her und sagt es gleich heraus; ein Anderer wickelt die Bitte in tausend reizende Artigkeiten. Zieh der verführerischen Freude die Maske hinweg, und Du erblickst ein geldbettelndes Gesicht. Alles Schöne und Reizende ist nur da, um Dir das Geld abzulocken,

ohne Geld bekommst Du nichts, magst Du auch das herrlichste Gefühl und ein himmelreiches Herz haben. „Geld, Geld!" so heißt die allgemeine Klage, die allgemeine Sehnsucht; wohin man kommt, hört man sie. Die erste Hand, die Dich aus dem Mutterleibe zum Lichte der Sonne führt, will Geld, und Geld will die letzte Hand, die auf Deinen Sarg die letzte Scholle wirft!"

Darauf antwortete der Freund: „Traurig sind die Worte, die Du sprichst, mein Hubert! Und es ist wahr, auf dem Gelde ruht ein schwerer Fluch. Aber sind Dir nicht aus der Zeitgeschichte Männer bekannt, die, in einer armen Wiege geboren und von der Glücksgöttin ungeliebt, dennoch bedeutende Reichthümer erworben haben? Es gibt also etwas, denke ich, das mächtiger ist, als das Geld. Und das ist der Geist, der das Geld in unsere Macht bringt."

„Ja, was ist das gewöhnlich für ein Geist! Ein Spekulazionsgeist, ein Handels- und Schachergeist; wie ich mich ausdrücke: ein Zündhölzchengeist, ein Lumpensammlergeist, ein Sklavengeist! Aber nicht Jeder mag sich nach Papierschnitzchen bücken, oder eine verlorne

Stecknadel, einen abgerissenen Bindfaden aufheben. Nicht Jeder mag stets an's tägliche Brot denken, an der Scholle kleben, und von keinen schöneren Dingen träumen, als von einer Sparbüchse. Eine Brust voll großer Sehnsucht und blitzender Gedanken, eine Brust, die eine Welt in sich trägt, versteht sich oft schlecht auf die Kunst des Erwerbens. Was ich hier sage, greife ich nicht aus der Luft, die Biographien unserer größten Künstler und ersten Männer tragen das „Ja" zu meinen Gedanken in sich. Und ist es auch ein höherer Geist, der sich den Geldteufel unterworfen hat, mit welchen Opfern, mit welchen Entbehrungen und Kämpfen ist das geschehen! Wie oft mußte sich dieser Mann von Schurken auf die Hühneraugen treten lassen und dazu süß lächeln; wie oft mußte er die Hand an's stolze Männerherz legen, das wogte, als wollt' es die Brust zersprengen, und rufen: „Füge Dich in die düstere Nothwendigkeit!" Seine Geduld mußte ein zähes Katzenleben, eine echte Kautschuk-Natur besitzen. Die Geduld aber wählt sich zu ihrem Wohnhause lieber eine Frauen- als Männerbrust, und eben die Männer, von denen ich spreche, tragen mehr leidenschaftliches Feuer und Selbstbe-

wußtsein in ihren Gemüthern, als sich mit einer solchen Geduld verträgt. Oder es mußte des Lebens unwiederbringliche Blütenzeit hingehen, der Mund mußte zahnlos werden, eh' er die Nüsse bekam, die er einst aufknacken wollte, im Herzen mußte Alles bitter und sauer werden, bis die Sehnsucht der Erfüllung entgegengereift war."

„Und wenn ich Dir solches zugebe, wenn ich flüchtig über die Bemerkung hinwegspringe, daß es für die zerrütteten Verhältnisse manches höhern Geistes, manches Schriftstellers, manches Tonkünstlers gut wäre, wenn in seiner Bibliothek, in welcher Lessing, Göthe, Schiller, Herder anzutreffen sind, auch ein gemeines Haushaltungsbuch sich fände, oder unter den Musikalien eines Tonkünstlers ein Einmaleins, ich will sagen: wenn sie ein Bischen rechnen, haushalten könnten, so werde ich doch immer Eines in Abrede stellen. Sollte denn wirklich das Geld Alles vermögen? Sollte man denn wirklich für Geld Alles bekommen? Ich antworte: Nein! Was ist es, das eine Männerbrust so sehr erhebt? Edel-stolzes Bewußtsein! Das Bewußtsein: Stets Mann gewesen zu sein!

Kann ich das um Geld bekommen? Gerade des Lebens erquickendste Güter bekommst Du nicht um Geld. Ich denke an Deine Pauline, die Dich beschäftigt, und, um schnell am Ziele zu sein, stelle ich Dir die Frage: Kannst Du die Liebe für Geld bekommen?"

„Die Liebe? Für Geld? — Ja."

„Nun gut. Auf diese Antwort war ich nicht gefaßt. Höre, mein theurer Freund, wenn Du so sprichst, dann muß ich freilich vom Kampfplatze abtreten, aber ich danke Dir für diese Liebe, ich mag sie nicht geschenkt. Schiller denkt ein Bischen höher von der Liebe als Du, wenn er sagt: „Die Liebe ist der Liebe Preis." Doch Du kannst unmöglich einen so grundfalschen und groben Begriff von der Liebe haben, wie dieses „Ja" könnte glauben machen. Darum denke ich, Du hast dieses „Ja" in einem andern Sinne ausgesprochen."

„So ist's, mein Freund. Auch ich habe Schiller's Worte gelesen und glaube unerschütterlich fest an ihre Wahrheit. Aber das Geld verschafft mir eine Fülle von Mitteln, durch die ich sowohl meine äußern als innern Eigenschaften zur Liebenswürdigkeit bilden kann. Hab' ich einen trägen, hölzernen Körper, gut,

ich bezahle einen vortrefflichen Tanz= und Fechtmeister, und die Bewegung meiner Glieder wird zierlich und angenehm werden. Bin ich krank, taugt dieses Klima nicht für die gefälligste Entwicklung meiner physischen Natur — gut, ich suche einen Himmel. unter dem sich die Menschengestalt gesund, frei und blühend schön entfaltet. Steht mein Geist auf einer niedern Stufe, fehlt mir die Eleganz der Manieren — gut, ich kann mir jene Bücher verschaffen, in denen die höchste Menschenweisheit niedergelegt ist, und auf solche Art mit den Geistesheroen aller Zeiten umgehen; zu den feinsten und edelsten Zirkeln ist mir die Thüre geöffnet, in die Kreise der Künstler und Künstlerinen steht mir der Eingang offen; kurz, ich habe der Gelegenheiten unendlich viele, um mich aus= und inwendig liebenswürdig zu bilden. Tausende wird mein Geld herbeilocken, das ist gewiß; aber unter diesen Tausenden werden sich doch Drei finden, die etwas Besseres als mein elendes Geld wird fesseln können. Aber der Arme steht verwahrlos't, ewig einsam, ewig ungeliebt!"

„Wohlan, lieber Hubert! Wenn es aber nur in der Wirklichkeit so wäre, wie in dieser Gedanken=

welt! Wenn nur stets die Reichen ihr Geld zu den Zwecken der Humanität anwenden möchten. Aber die Blätter der Geschichte sprechen anders. Mancher Geist fühlte und dachte in den Jahren der Beschränkung wie Du, Hubert; da strömte ihm das Geld zu, und vergessen waren die glühend schönen Gefühle und Gedanken."

„Mancher athmete in der Blüte der Gesundheit, plötzlich umflutete ihn ein Meer von Geld; da erwachte die unersättliche Genußsucht, er unternahm Reisen durch die Welt, „um eine allseitige Weltbildung zu bekommen," wie er sich selbst täuschte, und was brachte er in die Heimatfluren zurück? Einen siechen Körper. Zerstört war die Grundlage alles Glückes und Lebens: die Gesundheit! Mancher wußte in den Tagen der Beschränkung, daß der Mangel einen scharfen Zahn habe, und gab dem Bettler herzlich gern ein kleine, große Gabe; zum reichen Herrn geworden, konnte er beim Spieltische hundert und auch tausend Dukaten durchjagen und im Uebermuth eine Banknote als Fidibus gebrauchen, nur Eines nicht: beim Nachhausefahren sich Zeit nehmen, einem blinden Leiermanne eine Gabe zuzuwerfen, um die

holde Maxime zu erfüllen: leben und leben lassen! Hier war eine der ersten Seelenschönheiten verloren: das Mitgefühl! Mancher hätte, wäre er nicht so plötzlich Meister des Geldteufels geworden, einen redlichen und treuen Freund gefunden; so fand er Fliegen, Schmarotzer, und in der gelben Herbststunde verblühter Herrlichkeit wurde „Timon“ von Shakespeare seine Lieblingslektüre. Mancher wäre mit einem tugendhaften Mädchen in eheliche Verbindung getreten, wäre ihm kein anderer Magnet zu Gebote gestanden, als sein Herz, sein Geist, aber Geld hieß der Fluch seines Lebens. Die blendende, seidene Ball-Kokette rauschte heran und sang ihm ihr Sirenenlied; sie klagte, daß er nicht arm sei, um mit ihm in ein verborgenes Thal der Liebe und unter das Strohdach einer ländlichen Hütte fliehen zu können. Und was ist berauschender für ihn, als die Schmeichelei von süßen Frauenlippen? Sollte man denn überall Schmeichelei finden? Das hieße doch recht menschenfeindliche Ansichten haben! Gierig schlürft er das honigartige Gift aus einem dünn übergoldeten Becher. Schnell ist die Leidenschaft, Schranken hat er keine, bald ist der ernste Schritt gethan. Im Orden der Ehe geht die Profeß

vor dem Noviziat. Schon manches ansehnliche Haus ist durch eine graziöse Operntänzerin zu Grunde gegangen, warum kann es seinem nicht auch so ergehen? Dann bekommt er eine düstere Anschauung von Weib und Liebe. Oder male ich zu grell, Hubert?"

„Es könnte sein. Aber ich wollte Rundung und Abgeschlossenheit in meiner innern Welt haben, darum gaben mir schon früher ähnliche Fragen und Antworten Beschäftigung. Und das ist mein Gedanke: man könne um das Geld sehr vieles Böse, aber nicht alles Gute und gerade nicht das Beste bekommen. Wäre Dein Gedanke wahr, dann hätte das Leben etwas unendlich Trauriges und Trostloses."

„Dann würde die Wage der Nemesis zu einer Krämerwage, Jean Paul's „Titan" zu einer übergoldeten, geldhungernden Lüge, das seelenvollste Lied einer Malibran zu einer melodischen, engelschön maskirten Geldbettelei, dann würde der Gott im Busen zu einem gemeinen Schacherjuden! Nein, meine Seele, die überall nach Harmonie schmachtet, em-

pört sich gegen diesen Gedanken! Geben Dir meine Worte keine Befriedigung, so blick' in's Leben, das Dir durch die Liebe einen schlagenden Beweis geben kann gegen Deine schwarze Idee, die sich wie ein Gespenst auf die Blumen des Lebens legt: daß das Geld in der Welt Alles vermöge, und das arme, edle Herz so wenig! Der Zauberhand weiblicher Liebe ist alles Geld nur Asche, gilt es, den Geliebten aus einem Abgrunde zu retten, oder ihn aus den Banden eines Jammers zu befreien! Sieh hier die siegende Majestät des Herzens und die besiegte Majestät des Geldes. Laß uns also, lieber Freund, die Vortrefflichkeit des Geistes und des Herzens bewähren, und früher oder später werden wir ein Glück finden, das außer dem Bereiche des Geldes liegt."

„Glaube mir auch, karakterzeitigend und fruchtbringend ist der Schmerz des Erwerbens; er ist ein Lehrer in der Würdigung des Genußes. Laß uns mit Klugheit die Majestät des Geldes achten, denn das ist eine Anforderung des praktischen Lebens, und mit verehrender Seele laß uns die Glorie des Genius begrüßen, der Schätze hat, die im Meere nicht untersin-

ken, und die keine Diebe rauben können. Kommt das Geld in die eine Wagschale und die Humanität in die andere, so fliege jene federleicht in die Luft, diese aber laste schwer zur Erde! — Und zum Ende noch das: wird Deine Pauline blos durch das Geld gelockt, so hast Du nichts verloren, im Gegentheile, Du hast gewonnen."

Bald nach diesem Gespräche verließ mich der Freund, ich entkleidete mich, und warf mich auf's Bett. Vor zwölf Uhr war in diesem Hause an keine Ruhe zu denken, denn bald rasselte ein Wagen zum Thore herein, bald einer hinaus, jetzt bewegte dieser Gast, dann jener den Glockenzug in seinem Zimmer, und die schlanken Stubenmädchen und flinken Kellner sprangen unaufhörlich die Stiege hinauf und hinab. Nach Mitternacht endlich wurde es stiller; nur im Zimmer des Gastwirthes brannte ein Licht; ich hörte, wie das eingenommene Geld des Tages gezählt wurde, dann erlosch das Licht. Aber das Gebell der Hunde im Hofe und im Garten erhielt mich noch lange Zeit wach. Ich dachte an das bunte Gewimmel der Lakaien, Heiduken, Mohren, Zwerge, Kammermädchen, Husaren und Jäger, die sich den Tag über rastlos

durcheinander trieben; nun aber herrschte Friede und es kam mir vor, als wäre der Vorhang einer Marionettenbühne niedergelassen worden. Alle diese bunten Drahtfiguren beseelte nur ein Geist, der Geist des Geldes. Morgen beginnt wieder das Marionettentheater, dachte ich, und ein fester, traumloser Schlaf kam über mich.

Da schlugen tiefe Baßklänge an mein schlafendes Ohr, ein verworrener Lärm und ein Brausen wurden mir vernehmlich. Nur allmälig ließ mich der Schlaf aus seinen festen Banden, und immer stärker wurden die tiefen Baßklänge, und immer lauter der verworrene Lärm und das Brausen. Wie ich nun in's Leben zurückkehrte, hörte ich deutlich den Ruf: „Auf! Feuer!" Blitzschnell war ich aus dem Bette, mein Zimmer war unheimlich gelb erleuchtet, die Mauern strömten eine beängstigende Hitze aus, die weißen Fenstervorhänge flogen auseinander: ich sah mein Zimmer mitten in einem Feuermeer. Ein Pulsschlag, und der Mantel war um meine Schultern geworfen, und meine Zimmerthüre lag hinter mir. Ich mußte an einem Fenster vorüber, aus dem mir ein weiblicher Hilferuf entgegenscholl, ich riß die halbgeöffnete Thüre auf und

sah eine beseelte Lilie; es war die in Ohnmacht gesunkene Pauline im Nachtkleide. Da dachte ich nicht an mein Leben, ihres mußte gerettet werden. Ich faßte sie mit starken Armen, ich hob sie empor und trug geflügelt sie hinaus und — Himmel, wohin sollte ich mit ihr fliehen? Die Flammen hatten uns jeden Weg versperrt. „Flammentod?“ dachte ich, und es wogte mein besonnenes Männerherz. „Geist des Universums,“ dachte ich, „rette deine Kinder, o rette uns!“ Unaufhörlich spricht die Feuerglocke mit der tollenden Sturmnacht, rastlos lärmen die Feuertrommeln durch die Straßen und zerreißen in jedem stillen Schlafzimmer auch den schönsten Traum, und der Angstruf eines Vaters: „Hilfe für mein Kind!“ dringt durch das wüthende Feuermeer. Da stürzt ein halb verkohlter Balken mit ungeheurem Krachen nieder und reißt im Fallen ein Stück einer Zimmerwand ein: die Aussicht auf den Garten ist geöffnet, und über ihm steht, umgeben von feuergefärbten Wolken, eine düster rothe Mondkugel. Jetzt sind wir gerettet! Ich sehe noch im Geiste, wie Pauline auf dem weißen Divan des Pavillons ruht, ich stehe daneben, ihre Rückkehr in's Bewußtsein und die Morgenröthe erwartend. Ich

sah nicht die Augen, die sich öffneten, um dem Retter zu danken, ich fühlte nicht den Druck der Hand, die nach meiner begehrte. Es war Nacht um mich, und alle weinenden Stunden meines vergangenen Lebens flohen schnell an mir vorüber. Ich stand bei den geöffneten Jalousien und begrüßte die heilige Morgenröthe.

Sturm und Flammen hatten sich vereint, das prächtige Gebäude in Asche zu legen. Der vor wenigen Stunden reiche Herr des Hauses war nun ein Bettler; doch der Vater war noch reich, er hatte eine Tochter. Pauline liebte ihren Vater grenzenlos. Seit drei Monaten hatte sie keine Mutter mehr, und sie war mit ihrer Kindesliebe ganz auf ihn hingewiesen.

Nun war sie mein! Nun erschloß sich mir ihr Gemüth, ich ward ein besserer Mensch, denn ich hatte die Worte gehört: „Du, oder Keiner!"

Eines Tages trat der Ritter Herbst in des Vaters Zimmer und verließ es erst nach zwei Stunden. Darauf begab sich der Vater in das Kabinet seiner Tochter. Er preßte das Mädchen heftig an die Brust, gab einen Kuß auf die Stirn, betrachtete sein Geschöpf lange Zeit schweigend, fing an zu weinen. „Pauline," sprach er, „nicht wahr, es gab einst

schöne Tage? Sie sind nicht mehr. Pauline, ich habe eine Bitte an Dein kindliches Herz. Der Ritter Herbst liebt Dich. Kannst Du seine Liebe erwiedern, kannst Du vor dem Altare „Ja" sagen, so seh' ich mein Hotel wieder aufgebaut, so nimmst Du den Bettelstab aus Deines Vaters Händen, so kommen die schönen Tage wieder. Kannst Du es aber nicht, so laß uns die Pilgerschaft durch die weite Welt antreten, denn hier können wir nicht leben, und der Spott meiner Feinde wäre früh mein Todtengräber. Mein Kind, ich liebe Dich und kann Dich nicht zwingen." Nicht blos die Worte sprachen und flehten, es sprach und flehte der Ton, die Thräne, das Auge, die eingefallene Wange, der Vaterkuß, eine Stirnfurche, eine silberne Locke. „Pauline, ich habe eine Bitte an Dein kindliches Herz!" das hatte eine große Gewalt! Er sprach noch andere Worte, die in einem Vatermunde eine erschütternde Kraft haben, nicht aber hier auf dem todten Blatte. Es war eine Abendstunde. Der Spätherbst war da, der Baum war nackt, die Ahnung des ersten Schnees ging durch die ganze Natur. Durch die Gasse ging ein greises Mütterchen mit Reisig auf dem

gekrümmten Rücken, das die welke, müde Hand im Walde für den kleinen Zimmerofen gesammelt hatte; das ganze Bild sah aus wie die personifizirte Wintersorge. Bei diesem Anblick zog sich die blühende Jugendphantasie frierend in's Herzenskämmerlein zurück. Und als das greise Mütterchen vorüber war, lag die Gasse öde und todt, und es fing an leise zu regnen.

Nach Verlauf von einigen Jahren trug mich mein Wagen in's neue, glänzend aufgebaute Hotel. Glänzender war das neue Gebäude als das abgebrannte. Es wimmelte von Lakaien, Heiduken, Zwergen, Mohren, Kammermädchen, Husaren und Jägern, rastlos wurden von den Gästen die Zimmerglocken gezogen, rastlos sprangen die schlanken Stubenmädchen und flinken Kellner die Stiege hinauf und hinab, wie einst. Schon nach einer halben Stunde aber rollte mein Wagen zum Thore hinaus. Ich hatte sie gesehen! Sie war noch so anmuthig und liebenswürdig wie einst, nur ein Leidenszug spielte in dem ewig schönen Antlitz. Sie weilte bei mir, ich vergaß ganz ihre Verhältnisse, ich glaubte, es wäre noch

wie es einst gewesen. Ich Thor! Ich ging in die Vergangenheit zurück und suchte einen alten Ton, den Pauline liebte, ich fand ihn, und mit diesem unseligen Ton sprach ich ihren Namen aus. Hätt' ich nur das nicht gethan! Ich zürne mir selbst. Es gibt Gräber in unserem vergangenen Leben, und wandelt man mit noch so leisen Füßen darüber, die Todten wachen auf und rufen düster aus ihrer unterirdischen Nacht: „Warum weckst Du uns, und bringest uns zu neuem Bluten?" Sie bat mich mit ihren Augen, und sprach: „Herzliche, edelste Freundschaft! Aber — ich bitte, bitte innig!" Das „bitte" sprach sie leise, noch leiser das „bitte innig!" Dann kehrte sie sich um, es war, als ob ihre Züge in ein Lächeln übergingen, und sie war verschwunden. Was, Lächeln? Dieses Lächeln kann ich mir wohl erklären. Wenn ein Angesicht sich leise in ein unaussprechlich wehmüthiges Weinen verzieht, ist es anfangs, als wolle es lächeln. „Aber nicht diesen Ton!" hatte sie sagen wollen. Ich wäre glücklich mit ihr gewesen, ich durfte daran nicht denken.

Aber hätte nur er sein Glück zu schätzen gewußt, hätte nur er gewußt, was ein Menschenleben,

ein Frauenherz heißt! Denn der Ritter Herbst war einer von jenen häuslichen Tyrannen, bei denen die Geduld selbst, wenn sie vom Himmel stiege, nicht ausharren könnte, und die kein Menschenglück schaffen, aber es im tiefsten Grunde zerstören können. Sie hatte mir dieses nicht gesagt, ich mußt' es von andern Lippen hören, und jener leidende Zug in ihrem unverblühbaren Angesicht sprach ergreifend: „Es ist wahr!“ —

Da zog ein Trauerwagen mit der Leiche eines Feldherrn vorüber. Es lag ein so männlich schöner Heroismus in den Tönen des Todtenmarsches, und dieser Todtenmarsch sprach ernst mit dem Genius meines Lebens und forderte ihn auf, resignirend auf den Zauber der Liebe zu blicken! Als die Harmonien des Todes schwiegen, waren auch die Häuser verschwunden, die freien Berge standen vor mir, die Novemberluft wehte über meine Stirn, und der Postillon ließ sein Horn erklingen. Ich lehnte mich in eine Wagenecke und drückte die Augen zu, ohne zu schlummern. — Und ich sah eine Gasse: da ging ein greises Mütterchen mit Reisig auf dem gekrümmten Rücken, das die welke, müde Hand im Walde

für den kleinen Zimmerofen gesammelt hatte; und beim Fenster sah ein schönes, ernstes Jungfrauenantlitz herab. Und als das greise Mütterchen vorüber war, lag die Gasse öde und todt, und es fing an leise zu regnen.

Des Malers Schwanenlied, in Farben.

Raphael stand eben am Fenster seines Zimmers, als ein mit sechs Rappen bespannter und mit einem geistlichen Wappen geschmückter Wagen vor dem Thore hielt. Eine kurze Weile darauf trat der Kardinal Julius von Medicis herein. Er hatte kurz zuvor die Messe gelesen und dann beim Papste gefrühstückt. Ein hoher, unter der Last der Jahre sich nicht bückender Greis; stark markirtes, gefurchtes Antlitz; majestätische Augen; schneeweißes Haar; im Kardinalsornat, einige Orden an der Brust.

„Seid mir herzlich gegrüßt, herrlicher und berühmter Freund Raphael!" begann er. „Erlaubt mir, daß ich Euch wieder einmal besuche, um Eure Gesundheit frage, und mich ein Bischen in Eurem Atelier umsehe."

„Hohe Ehre für mich, Eure Eminenz!" erwiederte Raphael. „Was meine Gesundheit be-

trifft, so fühle ich mich gegenwärtig ziemlich wohl. Was aber mein Atelier anbelangt, so fürchte ich ein Faulenzer gescholten zu werden, denn seit der Zeit, als ich zum letzten Male die Ehre hatte, Eure Eminenz bei mir zu sehen, habe ich wenig geleistet."

Der Kardinal sprach: „Das Genie faulenzt nie. Was Dieser oder Jener, dessen Auge in das Uhrwerk des schöpferischen Geistes nicht tiefer zu dringen vermag, Faulenzen nennt, ist nur ein kurzer Erholungsschlummer, der von Künstlerträumen beunruhigt wird; oder es ist Winterschnee, unter dem die Schöpferkraft einen neuen Maischleier webt."

Unterdessen hatte Raphael die Thüre eines angrenzenden Saales geöffnet, wo er zu malen pflegte. Unter bestellten Bildern rings an den Wänden waren zwei, welche der Kardinal noch nicht gesehen und Raphael für sich gemalt hatte: das Porträt der Fornarina, in Lebensgröße, und daneben ein Studienkopf. „Das ist Alles, was ich seitdem gemalt habe," sagte Raphael, indem er auf die beiden neuen Bilder zeigte.

„Und das nennt Ihr Faulenzen?" fragte ihn Julius von Medicis, während er das Por-

trät der Fornarina bewunderte. „Mir ist, als hätte ich das weibliche Wesen in Rom schon einmal gesehen. Sieh, wie vortrefflich! Rabenschwarzes, in prächtigen Wogen strömendes Haar; dunkle, große Augen mit einer Flamme, die nicht Vesta angezündet; Lippen, deren heißen Rosenathem man beinahe empfindet; üppig geformter Nacken. Eine höchst leidenschaftliche Römerin! Dieser Kopf gehört der Erde, jener aber" — hier zeigte der Kardinal auf den benachbarten Studienkopf — „erscheint mir überirdisch. Eure Phantasie ist in den Himmel eingedrungen und hat dem Schöpfer eine Seraphsmiene entwendet!"

Der Kardinal und Raphael nahmen Platz. „Der Hauptgrund," sprach Julius von Medicis, „warum ich Euch, berühmter Raphael, heute besuchte, ist folgender. Als Erzbischof von Narbonne möchte ich sehr gern für meinen Dom etwas thun. Ich stelle daher an Euch die Bitte, daß Ihr Euch bemühen möchtet, mir ein großes religiöses Bild zu malen, welches noch in späten Zeiten den Geist der Gläubigen erbauen und die christliche Kunst verherrlichen soll. Ergreift Euren Pinsel auf meine

Bitte und gebt mir etwas Unsterbliches. Ich weiß zwar, daß ich Euch das Bild nie werde bezahlen können, doch dessen dürfet ihr versichert sein, daß ich Eure Mühe belohnen will, wie irgend ein kunstliebender Fürst dieselbe zu belohnen vermöchte."

„Davon habe ich bereits Beweise," erwiederte Raphael. „Haben Eure Eminenz einen Gegenstand gewählt, oder soll mir die Wahl desselben überlassen bleiben?"

Der Kardinal sagte: „Wenn es Euch, Freund Raphael, nicht unlieb wäre, so würde ich mir erlauben, Euren Künstlergeist auf einen höchst glorreichen, unvergleichlichen Gegenstand aufmerksam zu machen. Ich bringe Euch eine der schwersten Aufgaben, die es für die Kunst geben kann, eine Aufgabe, die weder der kraftstrotzende, genial wilde Michael Angelo, noch der schmelzreiche, sinnige, jungfräulich weiche Antonio da Correggio, noch der blendende Farbenzauberer Titian, sondern blos Raphael auf eine befriedigende Weise zu lösen im Stande ist. Ich sage: Die Verklärung Christi!"

Raphael schwieg und schien die Großartigkeit des Gegenstandes sorgfältig zu überdenken.

Dann sprach er: „Ich bin von der Herrlichkeit dieser Aufgabe ganz durchdrungen. Die zahlreichen Bestellungen, die ich noch vor mir habe, mögen auf eine spätere Zeit warten, ich werde vor allem Andern dieses Gemälde beginnen. Ich hoffe, der Dom in Narbonne wird ein schönes Bild erhalten."

Sie sprachen dann noch über die Zeit, bis zu welcher beiläufig das Bild vollendet sein könnte, über die Größe des Raumes, den es ausfüllen sollte, und über den Hochaltar der Hauptkirche in Narbonne. Als der greise Kardinal Abschied nahm, küßte er Raphael mit Rührung, wie ein Vater seinen Sohn, und sagte: „Eines empfehle ich Euch besonders. Tragt mir alle Sorge für Eure Gesundheit. Große Künstler haben eine Flamme in sich, die rasch vom Oele des Lebens zehrt. Darum noch einmal: Erhaltet Euch noch lange Euren Freunden und der Kunst."

In Raphael's Seele gestaltete sich nun die weltberühmte Komposizion. Als das Bild mit allen Figuren seinem Geiste vorschwebte, ergriff er noch nicht Pinsel und Palette, sondern wartete, bis dasselbe am Götterbusen seiner Phantasie durchwärmt, durchglüht, durchseelt wurde.

Nur die Geduld und Ausdauer einer Mutter bei ihrem Kinde kann der Geduld und Ausdauer eines großen Künstlers, der ein Werk schafft, von dem er sich die Krone seines Lebens verspricht, würdig an die Seite gesetzt werden. Raphael wurde in der Stille der Mitternächte wach und arbeitete, wenn er auch das Lager nicht verließ, im Geiste an seinem Bilde. Wenn er entschlief, so glaubte er Pinsel und Palette in den Händen zu haben.

Im Laufe der Zeit war nun das Bild seiner Vollendung sehr nahe gerückt, so zwar, daß alle Figuren, selbst die Gestalt des Welterlösers, gemalt waren, und daß nur noch Eines, freilich etwas genial Schwieriges fehlte, nämlich das verklärte Christushaupt. Es war im riesigen Petersdome, beim Anhören feierlicher Kirchenharmonien, wo über Raphael's Phantasie jene Inspirazion kam, der wir die verklärte Christusmiene verdanken, eine Miene, bei deren Anblick uns ist, als begänne Sphärenmusik sternhoch über den melancholischen Grüften des Lebens!

Als Raphael mit dem verklärten Christushaupte sich beschäftigte, zog er sich fast von jeder

Gesellschaft zurück, schloß sich in sein Atelier ein, oder wandelte Abends einsam auf menschenleeren Wegen. Da trat eines Tages Fornarina in sein Zimmer. Eine Traurigkeit überflorte die pikanten Züge des jugendlichen Wesens. Sie war einsilbig. Sie schien auf einen Kuß zu warten, und wurde noch mehr verstimmt, da sie ihn nicht erhielt.

Dann begann sie: „Raphael, Du bist kälter gegen mich geworden?“

„Kälter?“ fragte Raphael. „Was forderst Du von mir, Fornarina? Soll ich ewig wie ein Vesuv glühen und flammen?“

„Freilich, das wäre zu viel gefordert,“ erwiederte sie mit einem sonderbaren Tone und einem schmerzlichen, stechenden Lächeln.

„Nun, rede nur ganz aus,“ sagte er.

„Ein Vesuv kann man nur bei der Gräfin Medorini sein. Meinst Du, Falscher, ich sah Dich nicht dieser Tage auf der Terrasse ihres Palastes stehen, zwischen großblätterigen Pflanzen, neben ihr? Wie Deine funkelnden Augen ihre Gestalt verschlangen! Wie Deine Lippen den Feuerkuß auf ihrer Hand zurückließen! Freilich, Medorini ist schöner als

Fornarina. Ich weiß ja, Du hast ein Frauenideal, vielleicht hast Du endlich Dein Phantom an ihr gefunden. Und dann — Medorini ist ja eine Gräfin, und was ist Fornarina? O Himmel, eine Bäckerstochter! Raphael, der berühmte Maler, und seine Geliebte eine Bäckerstochter! O weh', wie unpoetisch!"

Raphael wurde noch immer nicht erweicht. Gereizt legte er einige Dornen auf seine Zunge, um Fornarina damit zu ritzen und ein Bischen Weiberblut zu sehen. „Ich weiß nicht," sagte er, „wie Du mir heute vorkommst. Soll denn ein Mann einem einzigen Weibe zulieb die Augen zu Boden schlagen, gegen jede menschliche Schönheit sich fühllos machen; soll er sich nicht mehr sagen dürfen: die Gestalt oder die Miene dieses oder jenes Weibes ist schön? Das ist bornirter Tod des Schönheitssinnes, das ist schwarzer Staar des Künstlerauges — unnatürlich ist's!"

„Versuche nur Deine Spiegelfechtereien," sprach sie, „Du wirst mich gewiß besiegen. O über euch Künstler! Ihr seid nur auf der Leinwand, mit Pinsel und Palette groß, ja, da seid ihr warm, gefühlvoll, zart, seelenvoll, unübertrefflich; im wirklichen Leben aber

seid ihr um kein Haar besser als die andern Männer. Ich bedaure jede edle Römerin, die einem Künstler, oder besser gesagt, einem Phantasten Liebe und Leben und Alles weiht."

Mit Kälte entgegnete Raphael: „Nenne immerhin Phantasterei, was Götterflamme ist, nenne Phantasterei, was berghoch das Niveau der Alltäglichkeit überragt, nenne Phantasterei, was hundert tausend Menschen zu göttlichen Gefühlen und unsterblichen Thaten zu begeistern vermag. Weil Du nicht stolz auf mich bist, so muß ich's wohl selbst auf mich sein. Und darum sage ich Dir: Der Phantast Raphael wird unsterblich sein! O sprich doch nie, daß Du Raphael's Geliebte gewesen bist!"

Fornarina blickte eine Weile schweigend und mit der finstersten Wehmuth vor sich hin auf den Boden, dann sagte sie: „Ich kann den Mann nicht achten, der heute diesem, morgen jenem Weibe huldigt. Das ist nicht Treue. Ich liebe einen festen Karakter, und wo dieser fehlt, gebe ich nicht viel für den Künstler."

„Das weibliche Geschlecht," erwiederte Raphael, „hat selten einen richtigen Begriff von männlicher

Treue. Dasjenige Weib baut das Haus der Treue auf den sichersten und natürlichsten Grund, welches denkt: Ich will mich so liebenswürdig benehmen, daß mich keine Andere übertreffen soll; ich will mich so vortrefflich betragen, daß es dem Freunde fast unmöglich werden soll, einer Anderen den Vorzug zu geben und mir untreu zu werden. Reizt ihn hier eine Sanfte, gut, ich will noch zehnmal sanfter sein als sie; lockt ihn dort eine Feurige, wohlan, ich will noch zehnmal feuriger sein als sie; reizt ihn hier Eine, weil sie ihr Leben für den Freund opfern will, wohlan, ich will mich gegen ihn so benehmen, daß er denken soll, ich würde hundert Leben opfern, wenn ich hundert Leben hätte."

Fornarina sprach: „Warum machst Du so viele Worte, Raphael? Du willst damit sagen, daß Du meiner satt bist und mich nicht mehr lieben kannst. Mir aber soll Alles fremd bleiben, was einem Aufdringen ähnlich sieht. Mir will es sogar scheinen, als ob ich Dich jetzt belästige. Du kannst Deine Zeit, denkest Du, besser verwenden. Ich gehe. Lebe wohl!"

Damit wollte sie sich entfernen. Die dunklen Augen der Römerin sprühten, ihr Antlitz war von der

dunklen Röthe des Zornes überflammt, und um den Mund zuckte es wie ein zurückgehaltenes Weinen.

Da rief er, als sie eben die Thüre hinter sich schließen wollte, „Fornarina!" mit einem Tone, der seine ehemalige Wärme und Zärtlichkeit enthielt. Sie kehrte zurück und warf sich, in ein Weinen ausbrechend, an seine Brust. „Heftige, leidenschaftliche Römerin!" rief er, indem er sie küßte, „kennst Du mich denn so wenig, daß Du die Wahrheit vom Scheine nicht unterscheiden kannst? Ich will Dir ein Geheimniß sagen, Fornarina. Du ahnst wohl nicht, daß ich, während wir miteinander debattirten, die reizende Gräfin, die mich Dir für einige Tage entfremdete, bei mir versteckt hielt?"

Er öffnete sein Atelier. Von den Wänden waren alle Bilder heruntergenommen, durch die Mitte des Saales aber verbreitete sich ein Vorhang aus himmelblauem Sammt. Raphael schlug denselben zurück, und Fornarina wurde selig durchschauert. Vom Lichtstrahle einer überirdischen Schönheit getroffen, wich sie zurück, und wollte beinahe auf die Knie sinken. Fast in seiner Vollendung stand das neue große Bild vor ihr, von dem ihr Raphael noch kein Wort

gesagt hatte, um sie desto gewaltiger zu überraschen. Es waren zwei Gruppen übereinander: oben wurde Christus verklärt zwischen Moses und Elias, Petrus nebst Jacobus und Johannes zu seinen Füßen gebeugt; unten, weit tiefer, waren die übrigen Apostel, Kranke, welche auf Heilung harrten, und andere Personen. „Hier also," sprach Raphael zu seiner Fornarina, deren Augen sich von der göttlichen Magie der verklärten Christusmiene nicht trennen konnten, „hier siehst Du die Gräfin, welche schuld ist, daß ich Dich in letzter Zeit seltener besuchte und Dir seltener schrieb, als es sonst zu geschehen pflegte. Von der Gräfin aber, die Du meinst, hat Dein Herz nichts zu befürchten." Sie schloß ihn in ihre Arme und bat ihn unter Liebkosungen um Verzeihung. „Wenn dem so ist," sagte sie, „so kann ich leicht vergessen, daß ich der besseren Geliebten auf einige Tage weichen mußte."

Raphael blickte etwas unruhig umher. „Jetzt mußt Du nicht böse sein," sprach er „daß wir uns trennen müssen, Fornarina. Die Stunde ist da, wo der Papst mein neues Bild sehen will."

„Du wirst es also in den Vatikan bringen lassen?"

„Nicht so, Fornarina. Der Papst hat mir seinen Wunsch kund gegeben, daß ich das Gemälde nicht in den Vatikan möchte bringen lassen, sondern daß er selbst in's Atelier kommen wolle, um mein neues Bild zu sehen. Du siehst also, wie man mich ehrt."

„Ich habe einen Einfall, Raphael," sprach Fornarina. „Du ahnst nicht, wie selig es mich macht, wenn ich von fremden Lippen Deinen Ruhm höre. Mir ist dann jedesmal, als hätte auch ich Theil an diesem Ruhme, als hätte auch ich an Deinen Bildern gemalt, als wäre auch ich mit Dir unsterblich. Möchtest Du mich nicht irgend wo bei Dir verstecken?"

Da öffnete Raphael eine mit grünen Vorhängen versehene Glasthüre und sprach zu Fornarina: „Tritt in dieses Gemach. Hier kannst Du Alles hören, was man in meinem Atelier spricht, und, da die Glasthüre gegen das Fenster steht, so ziemlich auch Alles beobachten, ohne entdeckt zu werden."

Kaum war Fornarina versteckt, so wurde draußen im Vorzimmer ein Geräusch vernommen. Raphael eilte hinaus. Von zwei Begleitern umgeben, erschien Papst Leo X., jung, unveränderlich ernst, ruhig, imponirend. Der mit Orden geschmückte Begleiter

an seiner linken Seite war klein von Gestalt, hatte eine ungewöhnlich hohe, in finstere Falten gelegte Stirn, zwei dolchscharfe, von buschigen Brauen wie von zwei donnerschwarzen Wetterwolken überschattete Augen, um den Mund lagen stolze, fast verachtende Züge, aus der ganzen Miene sprach ein kühner, eigenthümlicher Geist: — Bramante, der Erbauer der Peterskirche. Dem Kirchenfürsten zur Rechten war ein hochgebauter, stattlicher Mann mit freundlichen, feinen Zügen: der Kardinal Bembo.

Raphael empfing mit Ehrfurcht die hohe Gesellschaft; wer ihn aber dabei gesehen hätte, würde sich überzeugt haben, daß er nichts weniger als ein Meister der Weltmanier gewesen. Er führte nun den Papst und dessen Begleiter in das Atelier. Der Vorhang wurde zurückgeschlagen.

Die drei Gäste beobachteten beim Anblick des Gemäldes ein tiefes Schweigen, nicht der leiseste Ausruf des Wohlgefallens entfuhr ihren Lippen. Aber Bramante's Stirn begann sich zu entfalten, und das war etwas Ungewöhnliches. Ja, es ging sogar ein seelenvolles Lächeln darüber, und das wollte außerordentlich viel bedeuten. Denn sonst pflegte er wohl

auch bisweilen zu lächeln, aber dieses Lächeln zerschmetterte, denn es lag eine unerträgliche Verachtung darin. Auf des Kardinals freundliche Miene dagegen schien die Verklärung des Bildes überzugehen, er wurde mildernst, hoheitsvoll, von religiöser Schönheit und Ruhe überflossen. Nur das Antlitz des Kirchenfürsten blieb unveränderlich, kein Zug, selbst nicht das Auge verrieth, was in der Brust vorging: er hatte, obwohl er unter der südlichen Sonne lebte, in früher Jugend die Kunst gelernt, sein Äußeres sowohl im höchsten Entzücken, als im tiefsten Schmerz auf die strengste Weise zu beherrschen. Lange betrachtete er schweigend das Gemälde. Spät erst kehrte er sich zu Raphael, drückte ihm die Hand und sagte: „Wir danken Euch für den Genuß. Viel Schönes haben Wir von Euch gesehen: Eure Kirchenversammlung, Eure Schule von Athen, den Parnaß, die Logen des Vatikans, die Grablegung Christi, die **sancta Maria, mater sancti Sixti**, und andere religiöse Kirchengemälde. Auch ist Uns nicht unbekannt geblieben, was die besten Maler dieses Jahrhunderts geliefert haben. Nach all dem aber finden Wir Uns veranlaßt, das Urtheil auszusprechen, daß Wir die Verklärung Christi für die Krone aller poetischen

Schöpfungen halten, die durch den Pinsel hervorgerufen worden."

Bramante entfaltete nun sein Kunstgenie, indem er über den Adel der Komposizion, die Vollendung der Zeichnung, die Erhabenheit des Ausdruckes, die Mannigfaltigkeit der Karaktere, die Wahrheit und Kraft des Kolorits sprach und die gediegensten und originellsten Ansichten darlegte.

„Welche Freude wird Julius von Medicis haben!" sagte Bembo. „Und auch Pietro Perugino, Euer Lehrer."

„Wir wollen diese Freude," sprach Leo, „wie auch die aller Kunstliebenden, so viel es in Unserer Macht liegt, erhöhen. Raphael, Euch hat der Herr zehn Pfunde verliehen, und Ihr habt davon den besten Gebrauch gemacht. Ihr habt stets den würdevollsten Gegenstand gewählt, und denselben mit der hinreißenden Gewalt Eures Künstlergeistes ausgeführt. Ihr habt sehr viel für die christliche Kunst gethan. Wer zählt die Menschen alle, in deren Gemüther die erhabenste Weihe zu senken Euch gelungen ist? Ihr habt erst einen Zeitraum von 37 Jahren zurückgelegt, und dennoch die Mission des Künstlers bereits auf

die glänzendste Weise erfüllt. Seht, Ihr seid ein Liebling der Gottheit. So sind Wir denn gesonnen, Euch zu ehren vor allen Malern des Jahrhunderts. Wenn das Fest der Ostern vorüber sein wird, dann sollen Euch die Glocken Roms vorladen, und Wir wollen im kirchenfürstlichen Ornat, vor Eurem letzten Meisterbilde, vor dem Angesicht des ganzen römischen Hofes und der vornehmsten Römer und Römerinnen, den Künstlerkranz um Eure Schläfe winden. Bis dahin lebt wohl! Unsere Zeit ist gemessen. Schon ruft Uns die Glocke der Peterskirche zur Gottesfeier der Charwoche." —

Als die hohe Gesellschaft sich entfernt hatte, hüpfte Fornarina aus dem Gemach. Als die vornehmen Gäste ein langes Schweigen beobachteten, lauschte sie mit ängstlicher Erwartung, als aber endlich Papst Leo von der Verherrlichung sprach, die er dem Künstler Raphael zudachte, da wurde ihr ganzes Wesen in ein unaussprechliches Gefühl aufgelös't, so, daß ein goldener Thränenstrom des schönsten Entzückens ihre Miene überflutete. Noch immer lief auf dem Saitenspiele ihrer Seele die Hand der stürmischen Freude blitzschnell auf und nieder. Fornarina ge-

berdete sich wie eine von Jugend, Liebe und Leben wonnig Berauschte, bis sie durch die ungewöhnliche Blässe seiner Miene und den unheimlichen Ausdruck seiner Augen befremdet wurde. Raphael fühlte sich wohl. Da sein Geburtstag heranrückte, beschloß er einen Ausflug in die Umgebungen Roms zu machen, wozu er Fornarina einlud. —

Es war am Charfreitage. Raphael zählte das 37. Lebensjahr. Als er, von seiner Wanderung in Roms Umgebungen heimgekehrt, in sein Zimmer trat, überraschte ihn ein heftiges Unwohlsein, so zwar, daß er mit Mühe und wankenden Schrittes einen Armsessel erreichte und ohnmächtig darauf niedersank. Der herbeigerufene Arzt erklärte den Zustand nicht für bedenklich, indessen verschrieb er eine Arzenei und traf die Anordnung, daß Raphael zu Bette gebracht wurde.

Bald schickte der Kranke nach seinem Lieblingsschüler Julius Romanus. Dieser erschien und trat vor das Lager seines Meisters. Raphael reichte ihm die Hand und sprach: „Sei mir gegrüßt, Julius, mein Lieblingsschüler und Freund! Der Mensch ist vergänglich.“ Scherzend setzte er hinzu: „Auch wir Maler müssen sterben.“

Wohl sah Julius Romanus die todtenbleiche Miene und die befremdend leuchtenden Augen seines Meisters, doch konnte er den Gedanken nicht fassen, daß der Tod denselben in seiner Vollkraft und so rasch nach der Vollendung der Verklärung Christi hinraffen würde. Raphael sprach zuerst mit ihm über die schriftlichen Anordnungen, die er für den Fall eines unvermutheten Todes getroffen, und in welchen er seine Schwester, die Mutter von fünf Kindern war, seinen alten Lehrer Perugino und seine Lieblingsschüler Julius Romanus und Francesco Penni nach Kräften bedacht hatte. Den Ehrenlohn, welchen der Kardinal Julius von Medicis für die bestellte Verklärung geben würde, bestimmte er seiner Fornarina.

Da sich Raphael's Übel rasch verschlimmerte, fand es Romanus für räthlich, eine Versammlung von geschickten Ärzten zu veranlassen. Es fand sich ein der alte, vielerfahrene Bernadotti, der Arzt des Papstes; Lavoletta, der Arzt des Kardinals Bembo; Frazzolini, Bramante's Hausarzt, u. A. Ein Kunstverständiger, der ihre Berathungen angehört hätte, würde sich überzeugt haben, daß ihnen

Raphael's Zustand ein neuer, räthselhafter war. Sie sprachen wohl Alle von einem Fieber, hatten aber keinen Namen dafür. Nachdem ihm zur Ader gelassen worden, setzte er sich in seinem Lager auf und rief zornig: „Das hat mein Feind gethan! Ich habe den Christuskopf nicht so gemalt. Wer sagt, daß das meine Arbeit ist? Gebt mir den Schwamm, damit ich den Kopf auslösche. Gebt mir auch Pinsel und Palette. Ich will Euch zeigen, daß ich Raphael bin." Er machte nun mit der Hand Bewegungen, als ob er malte. Dann sagte er: „Nun ist es gut," und sank auf das Kissen zurück.

Jetzt rief er: „Julius Romanus!"

„Was willst Du, theurer Freund?" fragte ihn der Gerufene.

„Der Kardinal Julius von Medicis behauptet, daß die Gestalt hier Ähnlichkeit mit Fornarina habe. Dem ist nicht so. Wie käme Fornarina in meine Verklärung? Nicht wahr, Julius, Du findest keine Ähnlichkeit mit Fornarina?"

Als er wieder das Bewußtsein erlangte, sprach er mit matter Stimme zu seinem Lieblingsschüler Julius Romanus: „Wenn nur Fornarina da

wäre! Aber sie ist bei ihrer Schwester, und ich weiß sie nicht zu finden. Auch Perugino ist nicht in Rom. Nicht wahr, Gott wird mich nicht sterben lassen mit 37 Jahren? Er wird mir noch eine kurze Zeit vergönnen, daß ich ein Bild male, noch größer als die Verklärung. Ich will Dir die Idee sagen."

Julius Romanus aber, der aus der Röthe, die auf der todtenfarbigen Miene aufflammte, erkannte, daß sich sein hoher Meister bei der Schilderung des künftigen Bildes gefährlich anstrengen würde, bat ihn, daß er sich nur kurze Zeit schonen möchte.

Die stille Nacht war hereingebrochen, und über den benachbarten, friedlichen Pappelgärten, auf die das Fenster hinausging, stieg in romantischer Schönheit der Mond empor.

Raphael sprach leise, während über seine Miene eine schwärmerische Sehnsucht zu gehen schien und Thränen über seine Wangen rollten. Er wandelte nämlich am Gestade eines Meeres. Über dem blauen Himmel des Wassers schwebte ein götterschönes Weib heran. „Das ist sie!" rief er. „O Gott! Das sind die Züge, die ich so sehr liebe! Also bist Du doch kein leeres Idol und lebst auf Erden? Ich ahnte es

ja. O laß mich lange in Deine schöne Miene blicken und im Genusse dieses Zaubers vergehen! Dürfte mein Mund Deine Lippen berühren! Sie scheint zu zürnen. Sie entschwebt — sie zerfließt. — Einsam liegt das schöne Meer. In der Tiefe singen die Sirenen. Sie singen: Fornarina! Verschwunden ist die Göttin. So stürze ich mich denn hinab in's Meer, in die Heimat der Sirenen." —

Nach einer Weile rief er mit heiserer Stimme: „Julius, mich dürstet. Ich habe salziges Meerwasser getrunken."

Romanus reichte ihm Mandelmilch.

Raphael aber wies dieselbe mit Abscheu zurück und flehte: „Gib mir reines, frisches Brunnenwasser. — Sonst wirst Du sehen, daß ich verschmachte. — Zehn Tropfen können mich retten. — Eile, damit ich reden kann. Eile, ich muß Dir mein künftiges Bild schildern. Es ist größer als die Verklärung. — O Gott, Du wirst mich nicht sterben lassen, bevor ich dieses Bild gemalt habe!"

Ein Arzt sprach hoffnungslos: „Gebt ihm frisches Brunnenwasser, es kann ihm nicht mehr schaden."

Da näherte Julius den Becher mit köstlichem

Brunnenwasser Raphael's Lippen. Sie öffneten sich nicht mehr. Er hatte getrunken aus dem Lethebecher des Todes. —

In der kolossalen Kuppel der Peterskirche brannten tausend Lampen. Da ging die Kunde: „Raphael ist todt!" von Mund zu Mund. Die tausend Lampen erloschen, und durch das ungeheure, weltberühmte Gebäude zog wie durch ein riesiges, nachterfülltes Grab das Miserere mei, bis zum Sterben ergreifend, fürchterlich schön, wie ein Geister-Choral! Wenn die erschütternden Grufttöne sich dämpften, ging weithin durch die Nacht der Peterskirche ein leises Weinen. —

In unabsehlichen Wogen flutete das römische Volk durch die Straßen, hin zum Trauersaale, dessen Wände mit schwarzem Tuche ausgeschlagen waren, und wo auf einem Paradebette und von den Flammen unzähliger Wachskerzen beleuchtet der König der Maler ruhte. Sein Haupt voll dunkler Locken, mit einem Lorbeerkranz umwunden, war auf ein weißes, von der Hand einer Römerdame reich mit Gold gesticktes Atlaskissen gebettet. Edel und mystisch war die Stirn, die Miene zarte Schönheit, den Schnee der Lilie beschämend, die genialen Augen waren zur langen Nacht

geschlossen. Zu seiner Rechten sah man ein schwarzsammtenes Kissen mit dem goldgestickten Namen „Raphael," worauf seine Palette nebst dem Pinsel lag, mit dem er den Christuskopf gemalt hatte. Zu seinen Füßen lehnte die Verklärung Christi, des Malers Schwanenlied, übersetzt in Farben. Unter dem prächtigen Tonmeere aller Glocken Roms, unter Begleitung des Kirchenfürsten, der Kardinäle, der Maler Michael Angelo, Titian und Correggio, die aus weiter Ferne herbeigeeilt waren, und der vornehmsten Römer und Römerinnen, wurde die Leiche im Pantheon der Gruft übergeben. — Ihr fragt: „Warum fehlte im Leichenzuge gerade sie, die ihn zu leidenschaftlich liebte? Sirene Fornarina?" — Glaubt mir, auch Sirenen haben ein Lächeln des Wahnsinns. Sirenen wohnen gern in Fluten, und Rom — hat eine Tiber.

Das Grab der Mutter.

Warum ohne Ende Festklänge der Dichterharfe über die Liebe zwischen Jüngling und Jungfrau, und warum so selten über die arme Mutterliebe? Ist nicht auch die Mutterliebe eine unnennbar zarte Poesie im Buche der Natur? Jene Liebe herrscht auf jeder Seite der Romane, Trauerspiele, Taschenbücher und Zeitschriften, diese wird in „moralische Erzählungen für die Jugend“ verwiesen. Und doch ist sie, die Mutterliebe, ein Stoff für den schmetterlingjagenden Knaben, für den genußschmachtenden Jüngling und für den nüchternen Greis; ein Stoff für das mit ihrer Puppe plaudernde Mädchen, für die bebende Jungfrau, und für die, in die Maibühne erster und letzter Liebe zurückblickende Matrone.

Nichts liebt, wer seine tugendhafte Mutter nicht liebt. Glaubst Du, er wird vielleicht in der Freund-

schaft ein Kastor oder Pollux sein? Fürchte! Er könnte bei Gelegenheit den verrätherischen Streich auf die unbeschützte Freundesbrust führen. Glaubst Du, er wird Frau und Kinder lieben? Zweifle! Vor dem Haustyrann dürfte die Liebe zu bald herzenskrank zur Thüre hinausfliehen. Glaubst Du, er wird sein Vaterland lieben? Sage nicht fest: „Ja!“ Fülle seine Taschen mit Gold, und er wird es verrathen. Das liebreiche Familienleben ist die Wurzel, aus welcher der tausendästige Riesenbaum des Staates Nahrung saugt zu einer majestätisch umschattenden Blütenkrone.

Darum gibt es ein Wort, bei dessen Klange die ganze Natur bis in das innerste Herz erzittert. Es heißt: „Muttermord!“

Am Mutterbusen liegt die schwache Pflanze, da trinkt sie an der Quelle der Unschuld und Liebe. Was liegt in dem freundlich ernsten, befriedigten Mutterauge, das auf den Säugling niederblickt! Ich sehe dieses Auge an, und denke an Milton's „verlornes Paradies!“ Hierher, Raphael, mit Pinsel und Palette! Hierher, und erröthe, wenn dieses Auge Deine Kunst beschämt!“ Nun ist das Kind

groß geworden. Der Abend ist gekommen, und wenn der Morgen graut, wird der Sohn zum ersten Male in die Residenzstadt reisen, um die Studienlaufbahn zu betreten. Die Hand der Mutter hat seinen Koffer mit reiner Wäsche und mit Kleidern bis zum Rande gefüllt. Darüber liegt eine kostbare Flöte. Sie, die Unermüdliche, hat die ganze Woche für ihn gesorgt, gewaschen, gebügelt, genäht, geordnet. Sie öffnet ihren Kasten und gibt ihm von ihren zurückgelegten Silbermünzen. Hier, in ihrem Schlafzimmer, wo sie ihn geboren, segnet sie ihn und spricht: „Also, was ich Dir zu sagen habe, das weißt Du. Studire fleißig, vergiß nicht die Lehren Deines Vaters, Deiner Mutter. Mach' uns Freuden, wir haben ohnehin sehr wenige. Denke nur, was werden wir mit Deinen kleinen Brüdern und Schwestern anfangen? Die Studien kosten viel Geld, und Du, der Erstgeborne, hast Alles hinweggenommen."

Dämmernd graut im Osten der junge Tag, der Reisewagen rollt vom Thore des Vaterhauses fort, die letzten Häuser verschwinden. Der Nebel des Herbstmorgens düstert über Feld und Au; wie eine Rubinkugel steigt die Sonne hinter den Heimatsbergen

empor; die Weinlese mit ihren blitzenden, knallenden Freudenterzerolen und Jubelstimmen ist beendet; die Bauwerke werden fortgesetzt, ächzende Frachtwagen drücken breite Geleise in die Straße; Soldatentrommeln werden gerührt; das munter klingende Postillonshorn weckt Reiselust in jedem Gemüthe; die köstliche Luft weht über die Heide, weht durch die säuselnde Krone des vorüberfliehenden Baumes, weht in den Reisewagen und spielt um Stirn und Wangen, und Alles geht so frisch in's bunte, flutende, unendliche Leben hinein, und — der von überspannten Hoffnungen umschwärmte Knabe ahnt nicht, daß jetzt erst im dämmernden Zimmer, wo das blaue Flämmchen der Nachtlampe verlischt, eine sorgenvolle Mutter weint!

Zum Jüngling gereift, bereits Zögling jener Göttin, die Sokrates vom Himmel gerufen, besucht er das Vaterhaus. Im halbleeren Koffer liegt zerrissene Wäsche, liegen zerlumpte Kleider, das Wenige in höchster Unordnung hineingeworfen. Und wo ist die kostbare Flöte? Eben spielt sie der kleine Sohn eines Schacherjuden, der noch nie einen so wohlfeilen Kauf gemacht hat. Wie er nun die Tabakspfeife aus

der Tasche zieht, fällt der Brief eines liederlichen Mädchens auf die Erde. Auf der Mutter Frage: „Von wem ist denn dieser Brief?“ antwortet er nachlässig: „Ah, von einem Kollegen.“ Aber dem Falkenblick einer liebenden Mutter entgeht nichts! Sie braucht nicht den Brief zu lesen, sie braucht ihm nur in die Augen zu schauen, um zu wissen, daß er von dem Giftbaume der Wollust gegessen, viel zu früh, viel zu unmäßig, als daß die traurigen Folgen, welche der Genuß der unreifen Frucht mitführte, hätten ausbleiben können. Welche Verwilderung! Die fromme Mutter, eine echte deutsche Hausfrau, geht in sein Zimmer. Sie besieht seine Sachen. Dann spricht sie mit dem Tone des sanften Vorwurfes, mit dem Tone, den keine Flöte nachahmen kann, spricht sie: „Ich weiß nicht, mein Ludwig, hast Du denn keinen Glauben, keinen Gott? Du hast kein deutsches oder lateinisches Gebetbuch unter Deinen Büchern, ich sehe Dich nie in die Kirche gehen. Wenn Du heute stirbst, weiß man nicht, ob Du ein Christ oder ein Heide gewesen bist. Du verrichtest vielleicht im ganzen Jahre kein Gebet zu Deinem Schöpfer? Und ohne Gebet ist kein Segen!“

Er sitzt beim Mittagstische. Seine kleine, liebliche Schwester kommt mit einem Buche zu ihm und sagt: „Lieber Bruder, ich kann schon lesen." Und das kleine Geschöpf lallt ihm aus dem Evangelium die Geschichte des verlornen Sohnes vor. „Ein anderes Mal, Plauderin!" ruft er, indem er das Buch unmuthig auf den nächsten Kasten wirft. Und das Kind sieht ihn groß an, mit Augen, trübe und fromm leuchtend, wie der volle Mond durch den feinen Schleier einer Wolke. Er denkt vielleicht gar, ein solches Buch sollte in den Tagen der Aufklärung gar nicht mehr vorhanden sein. Nicht aus unedlem Herzen denkt er's, sondern deßwegen, weil er die Weltgeschichte, aus welcher er doch die erste Klasse mit Vorzug erhielt, nicht verstanden hat. Er denkt es, weil der unreife Jüngling nicht erkennt, daß die einzigen zwei Hauptgebote jenes Buches einen unendlich größeren Werth haben, als alle Gedichte, die er in Zeitschriften eingesendet, Gedichte, bei welchen kranke Mädchen mit Thränen sprechen: „O, würden wir von einem solchen Manne geliebt!" Mädchen, die vielleicht schon in der zweiten Flitterwoche nach der Vermälung mit jenem zerstörten und zerstörenden

Schöngeiste rufen möchten: „Von diesem Menschen haben wir uns eine ganz andere Vorstellung gemacht!“

Doch, wie er beim Mittagstische sitzt, kommt der Briefträger. An den Vater sind einige Briefe gerichtet. Es sind Mahnbriefe. Der Sohn hat Schulden. Da geht die Mutter in der Fülle des schweigenden Jammers aus dem Zimmer. Der Sohn ergreift Hut und Stock, und geht in stiller Verzweiflung, fast ein Menschenfeind, hinaus in des Waldes Nacht, und steht bald auf dem höchsten aller Felsen, und sieht verfinstert in die lachende Welt. Da steht er, mit wogender Brust, zitternd, wehmuthsvoll, in der Rocktasche ein Buch vom trostlosen Byron. Die Nachtigall schlägt, er hört sie nicht. Die ganze Natur spricht: „Sieh, ich bin so harmonisch, warum will nur in Deine Brust der Friede nicht kommen?“ Thränen, Thränen kommen in sein Auge, kommen erschütternd aus allen Tiefen des Herzens! Darum wird ihm das Vaterhaus zu klein. Darum treibt ein verzehrendes Schmachten ihn heimatlos hinaus in die Welt; denn er hat das Paradies der Ruhe verloren und findet es nimmer wieder, bis ihn, den Verwilderten, eine gebil-

dete, hochherzige Freundin, oder ein väterlicher Freund in die treuen Arme schließen wird.

Ganz anders, mit einem viel schöneren Rückblick in die Vergangenheit hatte Raphael sein Universitätsleben beendet, und sollte nun in die Fremde wandern. Bevor er aber die Heimatsberge verließ, wollte er noch das Grab seiner Mutter besuchen. Er trat durch das schwarze Thor des Kirchhofes und las die Inschriften der Leichensteine. Ueber Gräbern, über diesen „Bergspitzen einer fremden Welt," wie Jean Paul sagt, bewegt uns das einfachste Wort; denn draußen vor dem schwarzen Thore lassen wir unsere Leidenschaften und Laster auf uns warten, und treten als bessere Menschen ein. Hier ist jeder Leichenstein ein Prediger der Vergänglichkeit. Auf diesem Steine lesen wir die Worte: „Auf Wiedersehen!" auf jenem ist das Bild eines Herzens eingegraben, und darunter stehen die Worte: „Es ruht!" Alles höchst einfach, und doch macht es hier einen eigenthümlichen Eindruck, hier wo die Riesenuhr des Lebens abgelaufen und der Zeiger ewig unverrückt auf die große Mor-

genstunde weiset. Nichts würde sich hier erbärmlicher ausnehmen, als eine glänzende Theaterphrase. Darum soll nur aus kindlich einfachen Seelen eine Grabschrift kommen.

Da gelangte Raphael zu einem Grabe, sank auf das Knie, küßte den Hügel.

Nur seine Seele sprach: „Gute Nacht, meine Mutter! Warum bist Du, unaussprechlich Gute, fortgegangen, ohne daß ich den letzten Kuß des Dankes auf Deine liebe Hand drücken konnte! Sieh, nur Einmal noch hätte ich diese Hand küssen mögen! Nur fragen hätte ich Dich mögen, ob Du mich liebst, wie ich Dich liebe. Nur den Flötenton Deines letzten Segens hätte ich aus Deinem Goldmunde vernehmen mögen. Nun aber ruhst Du in der Erde, und ein Kind an Deinem Busen, und Kind und Mutter müssen Asche werden. Daß die süße Quelle der Mutterfreude zur bitteren Quelle des Todes werden mußte, daß Du ruhst, Deinen Todesengel im Arm, im holden Angesicht den Nachklang der letzten Wehmuth das erschüttert mich!

Du warst eine Mutter; in diesen Worten, liegt Alles! Dein Theater, Deine Bälle, Kon-

zerte und Badreisen, alle diese Dinge der glänzenden Welt hast Du unter Deinen vielen und zarten Kindern gefunden. Deine Kinder waren Deine Welt. Du kamst im ganzen Jahre nur aus dem Zimmer, um in den Tempel des Herrn zu gehen. Wer Dich aber auf der Straße mit Deinem Gebetbuche gehen sah, so schlicht, so demüthig vom Herzen, so sanft gemacht durch unüberwindliche Geduld, der dachte, wenn er Dich nur etwas kannte: „Bei Gott, das ist eine verehrungswürdige Frau!" Da schreiben sie mit prahlenden Worten den Namen manches Eroberers in das Buch des Nachruhmes; und wo steht Dein Name, o Mutter, wo steht der Name einer solchen Mutter, deren stille, unermüdliche, ewig zwischen vier Zimmermauern eingeschlossene Tugend mit jener marktschreierischen Größe nicht zu vergleichen ist! — Im verborgenen Familienzimmer ist oft mehr Heldentugend, als auf dem offenen Schauplatze der Welt, wenn auch nicht so theatralisch glänzend, doch gewiß echter, wenn auch nicht so malerisch schön, doch gewiß anspruchloser. So werden denn manche Namen im Buche des Weltengeistes aufgezeichnet stehen, die man vergeblich sucht in unsern vergänglichen Büchern der Unsterblichkeit!

Dir aber, Mutter, rufe ich meinen innigsten Dank in den Schooß des Grabes nach. Nicht Amphion's Leier begehre ich, um Dir, echte deutsche Hausfrau, ein unsterbliches Lied zu singen, dessen Du nicht bedarfst: auch das einfache Wort des Herzens voll unaussprechlicher Reden ist ein Lied der Liebe, und eine Thräne der kindlichen Liebe ist ein Lied Amphion's, und mehr als ein Lied Amphion's wird sein — ein Leben, Deiner werth! Die Du waltest in der Heimat der Geister, blicke zurück in Deine heilige Kindheit, und blick' auf Dein Grab, über welches sich der alte, schöne Himmel wölbt, unter dem Du als blumenstilles Kind gewandelt, und blick' in Dein Familienzimmer, und in meine Nacht blick' aus Deiner Ewigkeit. Der den Orion gegürtet, lasse Dich in Frieden ruhen, und die Verwesung gehe sanft mit Deinem Körper um! — Gute Nacht, meine Mutter! Ehrenbild der Frauen, gute Nacht! Stern der Demuth, gute Nacht! Veilchen im Thale, gute Nacht! Ich gürte mich mit dem Gürtel der Männlichkeit, und rufe in einer andern Bedeutung: Meine liebe Mutter, guten Morgen!"

So sprach **Raphael**, und ging, um jetzt schnell von Mutter und Heimat zu scheiden. Vor dem Thore des Kirchhofes blieb er noch einmal stehen, und sah sich um. — Es war ein seelenvoll schweigender Abend. Großartig sahen die vaterländischen Berge auf die Gräber nieder. Die unbewegten Marmorgestalten standen wie versteinerte Menschen aus der Vergangenheit. Verwelkte Blumen eines Todtenkranzes auf dem Grabe eines armen Dichters flüsterten. Die Abendbeleuchtung fiel auf eine Pyramide, und in großen Goldbuchstaben schimmerte die Aufschrift: „**Auf Wiedersehen!**"

Konrad's Liebeleben und schwere Schule.

I.

Ein tiefes, reiches Seelenleben spielt vor mir, es ist von so magischer Melancholie, von so außerordentlicher Zartheit, daß ich es nie vergessen werde, daß ich mich aufgefordert fühle, es in Worte zu fassen und der Welt zu überliefern, oder wenigstens dieser oder jener Dame, in deren Busen ein großes, poesieschweres, stilles Herz seine ungeahnten Blitze wirft, und diesem oder jenem Manne, der einen Geist hat für das Weltall und ein Gefühl für die Schönheit der Liebe. Es verdient, denke ich, nicht unterzugehen in einsamer, verhüllender Nacht, sondern es soll leben, um mannigfach anzuregen. Es ist gewiß ein sonderbares Räthsel mit dem Menschenherzen — hier oder dort geht ein Mensch merkwürdig dicht verschleiert durch ein kurzes Leben, mit einer

himmelan lodernden Phantasie, die überall, allüberall wie eine Riesenflamme um sich greift und nach Stoff sucht, mit den vollsten, üppigsten, goldenen Wogen des Gefühls — noch schlang sich ihm der grüne Kranz der Jugend um die ernste, sinnende Stirn, und schon sank er hin, es baute sich über ihn der Hügel des Grabes — aber er hat das Wesen nicht gefunden, das er erschmachtet hat, jenes Wesen, nach dem ihm die Natur die unendliche Sehnsucht in die Tiefe der Brust gelegt — sein ganzes Herz war ein in die Unermeßlichkeit hinaus brandendes Meer — er ist verschmachtet und sehr düster gestorben, und man möchte fast auf die Menschen böse sein, daß nicht der Eine oder der Andere unter ihnen diese einsame, so wunderbar reich ausgestattete Seele ahnte, daß nicht der liebe, wonnevolle Arm aus der Ferne herankam, der diesen verblutenden Menschen feurig und stark umschlungen, daß die glühende, berauschende Frauenlippe fehlte, die sich kühn und schamhaft an seinen Mund gepreßt hätte, mit den Worten: „Wir gehören für einander, wir wollen, o wir m ü s s e n ja mit einander gehen, durch jeden Himmel, durch jede Hölle des Lebens!" —

Wehmuth! — mächtige Wehmuth! — Dagegen, wie geheimnißvoll und doch wie befriedigend zugleich ist die Erscheinung, wenn zwei Seelen, gewaltig und zart, glühend, phantasievoll, schon ursprünglich besaitet zur schwermüthigen oder heitern Melodie des Lebens, einander ahnen, sich gegenseitig anziehen, mögen gleich Berge und Meere dazwischen geworfen sein, näher und näher rücken, und endlich in Eins verschmelzen. Ein Leben hat sich aufgeschlossen, ein Liebeleben voll fürchterlich schöner Abgründe, die silbernen Kataraken der Gefühle schäumen sternhimmelhoch von den Felsen nieder, der tiefblaue Wonnehimmel der Seele spannt sich in's Unermeßliche aus — es ist wirklich das Schönste, das jungfräulich Schamhafteste und Kühnste, was das Leben zu bieten vermag — aber der Welt ist es verhüllt mit einem Schleier, doch sie sucht ihn zu lüften, sie pfuscht hinein in den Zauberkreis, sie urtheilt, sie verdammt und spricht selig — ich ziele hier insonderheit auf die Gattenliebe. Es fehlt nicht an Stunden namenloser Angst und fast überirdischen Glückes; zuweilen öffnet gleichsam die Hölle ihr Riesenthor, sendet ihre Nacht herauf, jagt sprühende Funken empor, und an der un=

heimlich gelb erleuchteten Wand zeichnet der unsterbliche Wurm, sich windend, sein kolossales Schattenbild; ist diese Stunde aber vorüber, dann ist auch das entsetzliche Bild verschwunden, der Himmel hat sich geöffnet, ein Lichtglanz durchflutet die Erdennacht, die Melodie der Unsterblichen weht auf Augenblicke aus unendlicher Ferne herein, und ein Blumenkranz fällt herab, bethaut von der Seraphsthräne der Versöhnung! Und wer die Höllenstunde nicht ertragen kann, hat die Himmelstunde nicht verdient. Aber wie gesagt, die Welt pfuscht in diese Verhältnisse hinein: ein plumper Griff einer Eisenfaust in die äolische Harfe, die bald so sanft singt, bald so wildschön stürmt. Man hat unendlich viel über Frauen und Liebe gedacht, gefühlt, gesprochen, geschrieben, und doch, wo ist der Schriftsteller, oder wo ist der andere Mensch, der sagen kann, er habe dieses Meer erschöpft, man habe bereits die werthvollsten und glänzendsten Perlen gefunden, und ferner sei nichts Schöneres und nichts Neues mehr zu entdecken? Noch ist über uns schrankenloser Himmel, um uns schrankenloses Meer, unter uns bodenloser Abgrund — das Ufer ist noch fern, sehr fern. O, das Leben hat unsägliche, glühende Rei-

ze für den gebildeten Geist, für das feinorganisirte Herz, und selbst für eine bis zum Sterben melancholische Phantasie, und es ist nicht recht, wenn man sagt, das Leben sei arm. Aber Du, armer Mensch, Du mußt Dein Auge öffnen für die Schönheit des Menschenherzens, Du mußt Dich auch fähig machen für den unermeßlichen Genuß, der daraus quillt, und Du mußt Dich fähig machen, am Ende jene so kostbare Perle, die, aufgelös't in der Goldflut des Weines, Kleopatra dem Antonius zugetrunken, herzugeben für die goldene Thräne im schönen Frauenauge, das die echte und unaussprechliche Liebe zu Dir geweiht hat.

Nach dieser Einleitung schreite ich zur Erzählung der Begebenheiten, die zu obigen Bemerkungen die Veranlassung gegeben.

Es handelt sich zuerst um zwei junge Männer: Konrad und Oskar.

Als sie sich im Leben begegneten, fühlte sich Konrad von Oskar angezogen und zugleich abgestoßen; warum, das konnte er sich nicht erklären, ja was sonderbar ist, dieses Anziehen und Abstoßen bildete sich mit der Zeit zum Hasse, der täglich kräftiger und feuriger ward; in diesem bittern, lodernden Gefühle

trat nun Oskar dem Feinde entgegen, aber so männlich schön, so eisern stark, so unerschrocken, daß Konrad eine ungewöhnliche Energie ahnte, daß er nicht genug staunen konnte, daß Ehrfurcht und Majestät in seine Brust kamen — dann sogar ein milder, warmer, heimlicher Zauber, wie süße Mailuft, die sich zum Fenster hineinstiehlt. Konrad sah in das starke, große, tiefe Feindesauge, das ihm gegenüber stand und worin die hassende Seele einen tödtlichen Blitz zusammendrängte, das Antlitz ward im Zorne fest, wie aus Erz gegossen, die sonst klanglose Stimme bekam Metall, über die glühenden Lippen flogen Worte eines poetischen Herzens wie blanke, scharfgeschliffene Dolche, die ganze Miene bekam das Gepräge einer heroischen Schönheit — da ergrimmte Konrad gegen sich selbst, und aus seinem Hasse ward — Liebe, ein finsteres, aber sehr gutmüthiges Gefühl, eine Freundschaft, die ihre Weichheit nur nicht gleich freundlich gestehen wollte und ein düsteres Kleid wählte. „Was hat mir dieser sonderbare Mensch gethan?" fragte er sich selbst, wie er zu Hause und allein war. „Ich wollte ihn hassen, schrecklich, ewig hassen, und muß ihn nun lieben. Ich muß den Schleier wegreißen, der vor seiner

Seele hängt, ich muß sehen, welch eine Sirene im Hintergrunde lauert, um mich zu fangen.

Die Gelegenheit, wo dieser Schleier gelüftet werden sollte, ergab sich früher, als Konrad dachte. Eines Tages nämlich ward Oskar schwer krank; Konrad trat an sein Krankenlager und sprach: „Ich bitte Sie, mir aufrichtig zu sagen, ob ich Ihnen keine Dienste leisten kann, wie ich gern möchte." Oskar reichte ihm die matte Hand, sah ihn zuerst ernst und sinnend an, dann weich und immer weicher, die sanfte Morgenröthe der gesunden Tage schlug zum letzten Male auf seinen marmorbleichen Wangen voll stiller, rührender Magie empor, dann blickte er mit einer überaus liebevollen Wehmuth, mit fremdgeistigen Augen, als hätte er schon das äußerste Ende des Schleiers erspäht, der vom Antlitz der Ewigkeit weht, dann wies er mit der Hand auf einen Schrank hin und sagte: „Schließen Sie ihn auf, Konrad, und nehmen sie das Manuskript heraus, das Sie darin finden werden. Lesen Sie, was da aufgezeichnet, es ist eine Enthüllung meines innersten Wesens. Ich wollte diese Blätter keinem Menschen jemals zeigen. Nun aber geht die Todesahnung durch mein Herz wie

kühles Wehen aus Zypressen — nun bitte ich Sie, diese Blätter zu lesen, damit doch ein Mensch in der Welt lebe, der sagen kann, er habe mich erkannt."

Konrad erschloß den Schrank, fand das bezeichnete Manuskript, legte es vor sich auf den Tisch und las. Und wie er las, und immer tiefer hinein sich las, da ward ihm sonderbar zu Muthe, und wie er zu Ende war, da kam ein gewaltiges Entzücken und ein gewaltiges Wehe über seine Seele. Sonderbar! Er hatte seinen Doppelgänger, seinen geistigen Zwillingsbruder gefunden. Er hatte fast ganz sein eigenes Porträt gesehen, treu bis in die feinsten, geheimsten Züge. Er war überrascht, er war durchdonnert, durchblitzt! Das hatte er nicht geahnt, daß Oskar ein so tief verhüllter Mensch sei. War doch das ganze Manuskript, als hätte Konrad sich selbst geschildert, als hätte er still sein Seelenleben gleichsam auf das anatomische Bret gelegt. Und war es denn möglich, o Gott, diesen Menschen, der ihm innerlich so bruderähnlich sah, dieses lebendige Porträt seiner eigenen Seele, dieses seltsame, wiederholte Spiel der räthselhaften Natur, diesen zweimal und fast ganz gleich gedachten Gedanken der Gottheit, konnte

er hassen, einst mit aller Kraft und aller Glut hassen? Und war es denn möglich, sich selbst zu hassen? Er war ja nur an einem getreu wiedergebenden Spiegel vorübergegangen, hatte ja darin nur sein eigenes Angesicht gesehen, und dieses eigene Angesicht blickte er an wie den fremdesten aller Menschen auf der Welt, und diesem eigenen Angesicht warf er zornige Augen wie durchbohrende Pistolenkugeln zu! Und er glaubte doch bisher sich selbst bis in's Tiefste durchspäht zu haben und sich vollkommen zu kennen. Solch ein Spiel der unerforschlichen Natur bei Seelen war ihm unerhört; schafft sie doch in der ganzen Schöpfung kein Blatt wie das andere, keine Rose wie die andere, keine Lilie wie die andere, kein Veilchen wie das andere, keine Zypresse wie die andere, keine Pappel wie die andere, sondern jedes Geschöpf als ein einziges, für sich bestehendes Exemplar, einsam und eigen auf dem Erdball, und hier bei der so kunstreich organisirten Menschenseele, bei dem höchsten ihrer Meisterwerke, hier erlaubte sie sich eine so merkwürdige Wiederholung?

Konrad hatte das Manuskript hinweggelegt, er bebte, sein Antlitz war todtenbleich, er legte brütend die Stirn in die Hand.

Wir wollen von diesen Bekenntnissen nur so viel den Lesern darlegen, als unumgänglich nothwendig ist, weil es mit den folgenden Begebenheiten im innigsten Zusammenhange steht. Das Manuskript lautete beiläufig so:

Ich will meine innere Welt durchwandern und mich selbst erforschen.

Es gibt sieben Dinge, die das Reizendste sind, was das Leben für mich hat: Musik, Dichtkunst, Natur, Reisen, Frauen, Liebe und Ruhm. Aus diesen sieben Dingen quillt für mich alle Seligkeit und alle Melancholie der Erde.

In der Musik liebe ich das geistreich Wehmüthige, das seelenvoll Schwermüthige. Sehr ergreift mich der Gesang. Die liebsten Instrumente sind mir das Violoncell, die Violine, das Waldhorn, die Harfe, das Klavier und die Harmonika. Das Violoncell kann so schön, so edel, so wehmuthdurchschneidend singen, der hoch und höher schwellende Strom der Arpeggien reißt die Seele mit sich fort, es ist wahrhaft eine überaus schöne, schmachtende Sirene. Die Violine hat feurige, geflügelte, glänzende Töne, auch sie kann singen, und ist einer unglaublichen Zartheit und Schwer-

muth fähig. Sowohl Violoncell als Violine will ich mit Klavierbegleitung hören. Das Waldhorn verlange ich im Freien, auf und vor großartigen Bergen; da geht mir der große, schwellende, männlich-weibliche Ton wie ein unglücklicher Geist sehnsüchtig suchend durch die ganze Schöpfung. Die Harfe — ich meine die Pedalharfe — stürmt einen silbernen Regen von Klangtropfen wollüstig in den Harmonienozean nieder. Die Harmonika umnachtet mein Herz, über Bergen erhebt sich hoheitsvoll und klar der Vollmond, geisterartig, märchenhaft ist Alles, und ein großes, dunkles, räthselhaftes Jungfrauenauge — vielleicht die künftige Geliebte — sieht mich an.

Es gibt sechs Männer, und von jedem hab' ich mehr oder weniger Blutstropfen in meinen Adern. Sie heißen: Raphael, Bellini, Beethoven, Jean Paul, Byron und Klopstock.

Was Klopstock betrifft, so muß ich gestehen, daß ich seinen Messias nicht auszulesen vermochte; er hat aber ein Gedicht, das ganz aus meiner Seele genommen ist: „Die künftige Geliebte." Auch habe ich einmal gelesen die „Memoiren des Freiherrn L—a." Darin kommt Vieles, sehr Vieles vor, das mit meiner

Seele in der innigsten und freundschaftlichsten Verbindung steht. Besonders liebe ich den Marquis, der in diesem Buche eine glänzende Rolle spielt; sein Geschmack ist ganz der meinige. Doch bin ich nicht hoch gestellt im Leben, auch nicht schön wie er, und deßwegen vielleicht auch nicht so kühn und glänzend. Die zwei Frauengestalten sind das Herrlichste, was man sich denken kann — ich habe nicht bald ein Buch mit so tiefem Entzücken gelesen.

Es ist Eines, und das trage ich tief in der Brust, lasse es nicht sterben, nähre es mit meinem besten Herzblute, und freue mich daran, und bin stolz darauf, obwohl mich dies Eine sehr unglücklich macht. Es ist eine tiefe, sehnsüchtige Frage in mir, auf die ich noch keine Antwort erhalten habe. Es ergeht mir wie dem unsterblichen Malerfürsten Raphael, den ich dafür entzückt und mit Thränen umschlingen und küssen möchte. Wie in ihm, ist auch in mir tief, wunderbar tief gegründet eine Sehnsucht, die noch nicht ihre Befriedigung gefunden. Ich liebe die Frauen, das ist natürlich. Hier oder dort knüpfte ich ein Verhältniß an, die zarten Silberfäden spannen sich weit und weiter, bis die Zeit, die Umstände, die Schicksale sie entzwei

schnitten. Aber ich habe das weibliche Wesen nicht gefunden, das für mich geschaffen ist und von der Sehnsucht meiner Brust begehrt wird! Ich stand auf schönen, majestätischen Bergen; in tiefer Ferne erröthete ein zarter, schmachtender Abendhimmel, ein sanfter Lichtglanz, eine verklärte, überirdisch herrliche Wehmuth breitete sich über den Gebirgen weit aus, eine ernste Musik wehte leise an mein Ohr — da flog mein fragendes Auge durch alle Weiten der Welt, und begehrte sie, die Liebliche, die für mich Geschaffene. O, wo ist sie, und wie sieht sie aus, die ewig mein sein sollte? Ist sie vielleicht noch nicht geboren, oder ist sie schon begraben, oder lebt sie noch und hat denselben Drang, dieselbe Frage an das Schicksal wie ich, und sucht mich in der Erdennacht, wie ich sie suche, und findet mich nicht, wie ich sie nicht finde? O, sie muß schön sein, wenn gleich schön in einem ganz anderen Sinne, als die Welt gewöhnlich denkt! Ihr Antlitz ist gewiß sehr seelenvoll! Ihr Auge muß herrlich, unaussprechlich herrlich sein! Wenn ihr schönes Herz, ihre schöne Seele in diese Miene, in dieses Auge tritt, sanft berauscht von der Begeisterung der Liebe, dann muß sie, haben gleich ihre Züge

keine regelmäßige Schönheit, mir doch das schönste Weib der Erde sein! Sie liebt, was ich liebe. Sie dichtet nicht, aber ihre große, weiche Seele nimmt alle Poesie des Lebens auf; sie liebt das Reisen wie ich; sie liebt die Natur wie ich, diese dunklen, prächtigen Berge machen ihr das Herz schwer, selig schwer, daß sie weinen möchte an meiner Brust über die göttliche Schönheit der Welt; — sie liebt die Tonkunst; sie ist phantasievoll, glühend, schwärmerisch, voll poetischer Kindlichkeit; rein wie Alpenschnee ist ihr Körper und ihre Seele — sie ist ernst, sinnend, zuweilen voll reizend inniger Melancholie, tief und stille, wie der sanfte, blaue Meeresabgrund — sie kann prächtig glühen, himmelan lodern in der Leidenschaft der Liebe — sie kann magisch weinen, aber auch magisch lächeln — nicht mein Äußeres wird sie locken und fesseln, denn ich weiß, daß ich nicht schön bin, sondern meine Seele, die in der einsamen Stunde bei ihr meine Miene, meine Augen durchfluten wird — und nebst diesen bezaubernden Eigenschaften hat das herrliche Weib noch bezauberndere; ein Abgrund von Schönheit, mehr als alles Gold der Welt ist ihr die Liebe, und mehr als die Pracht der Welt ist ihr der Mann ihres Her=

zens und ihre Kinder, und die Tugend der Treue umfließt sie wie ein lieblicher Silberstrahlenkranz und verklärt ihr tiefstes holdseliges Wesen! Das ist meine Geliebte! Sie ist kein Idol, ich weiß es sicher, mein tiefstes Herz bebt auf und ruft: „Sie ist wirklich!“ Ach, werde ich sie denn einmal sehen? — Muß ich verglühen in einsamer Schwermuth, in der Vollkraft der Jahre? Soll der Gefühle schönstes, das die Natur mir in die Brust gesenkt, verschmachten?

Es ist merkwürdig, ich habe dieses Gefühl noch bei keinem Manne entdeckt, Raphael und Klopstock ausgenommen. Ist vielleicht zu viel geheimstes Herzblut aus meiner Mutter in mich übergeflossen? Oder griff die Natur fehl, als sie mich schuf, und versah sie das männliche Saitenspiel meines Herzens zum Ueberflusse noch mit einigen Saiten, die eigentlich in keine Brust, sondern in einen Busen gehören?

Ich sah durch die Straßen der Hauptstadt die Wagen rollen, mit zurückgeworfenen Dächern, unter dem lichten Sommerhimmel — Geschmack, Zierlichkeit, Pracht, Farbenzauber war vor mir — es waren Damen, große Augen loderten heraus — die Fülle

der weißen Kleider umfloß sie wie Schwanengefieder, wie schneeweiße, üppige Wolken — die Wagen flogen hin — und vielleicht athmete unter diesen reizenden Gestalten sie, die ich meine, aber sie ahnte mich nicht, an mir war nichts, was ihre Aufmerksamkeit hätte erregen können, so flog sie denn dahin, hätte sie mich aber erkannt, so hätte ich noch einst meinen Mund an ihre heiße Lippen legen, meinen Arm um ihren schlanken Körper schlingen dürfen. Nun war sie längst vorüber, aufgepeitschte Staubwolken verhüllten den Wagen, der wie ein Pfeil schoß — so lebe denn wohl! vielleicht auf Nimmerwiedersehen!

Es gab düstere Stunden, wo ich mein Herz hätte verfluchen mögen, aber ich that es nicht, denn es konnte mich ja zur höchsten Seligkeit, zu einem unermeßlichen Segen führen.

Ein einziges Mal hab' ich mich einem Manne enthüllt. Er lächelte, hob den Zeigefinger in die Höhe und sprach: „Feine Sirene Sinnlichkeit!“ Er hatte durch und durch Unrecht. Ich bin kein Platoniker, Himmel und Erde vereinen sich in mir auf's innigste und kräftigste. Ich habe mich geprüft, ich habe mich gefragt, und weiß nun, was es ist. Ich

sah die Sirene — ihr aufgelös'tes, wellenschweres Haar floß, vermischt mit Korallen und Perlen, den marmorbleichen, feuchten Nacken hinunter und in den blauen Meerhimmel hinein — ihre Augen waren ein glühendes Märchen und starben fast den Tod des Schmachtens — die frische Purpurlippe schwoll, ihr Gesang war wie Klänge von Flöten und Silberglocken — ich warf mich aus meinem Schiffe in die rauschende Flut, ich nahte ihr und rief: „Tödte mich mit deiner Schönheit!" und ließ mich von ihr hinunterschmeicheln in die kühle Meerestiefe. Und in der Tiefe, im kühlen, märchenhaften Wellenhause, sang sie mir noch schönere, bis zum Sterben schöne Lieder vor, und ich stürzte den Becher hinunter, den mir ihre weiße, feine Hand kredenzte, und als ich ihn geleert hatte, war doch all mein Durst noch nicht gestillt, und ich begehrte etwas, das mir die Sirene nicht geben konnte, und ich sagte freudig zu mir selbst: „Es fehlt mir noch etwas, und das ist heimisch über den Sternen! Und das ist die Poesie des Frauenherzens, die Poesie in den sanften, schönen, geschmeidigen Formen, das ist die herrliche, siegende Frauenseele im blendend weißen, weichen, köstlichen Marmor des Körpers!"

Meine zwei glühendsten Leidenschaften sind Liebe und Ruhm. — —

Dieses berichtete das Manuskript. Was wir gaben, ist allerdings nur der Brustkern des Ganzen, doch ist genug enthüllt, wir brauchen nicht mehr zu unseren Zwecken.

Nun erst sah Konrad den Freund im wahren und klarsten Lichte, war dadurch entzückt und zugleich durchschauert.

Nun konnte sich Konrad freilich dies fragende Männerauge erklären, das, wenn es sich unbeachtet glaubte, hinausflog durch die unendliche Welt, nun war sie ihm ganz klar geworden, die Frage der unsterblichen Sehnsucht, die so oft auf dem karaktervollen, schmachtenden Angesicht des Freundes lag, die aber fremde Augen nicht lesen konnten.

Wie hätte man aber auch Oskar so leicht ergründen können? Aus seinem äußeren Leben nimmermehr, denn dieses floß zwischen den Ufern eines gewöhnlichen Wirkens und Waltens ruhig hin, und warf nur hier und dort eine Muschel oder eine Perle aus, die entweder in der Einsamkeit liegen blieb, oder über die gleichgiltig die Füße eines Blinden gingen

und sie tiefer in den Ufersand traten, wo sie dann kein Mensch mehr bemerkte.

Sonst umgeben derlei Karaktere ihr äußeres Leben mit Schimmer und Farbenglanz, wodurch eine Ahnung hervorgerufen wird — die Einrichtung ihrer Zimmer ist öfter sehr eigenthümlich, ungewöhnlich, die Wände sind mit interessanten Bildern geschmückt, die das Auge des Gastes locken, hier oder dort ist ein sonderbarer, bizarrer Gegenstand, den man noch nirgends gesehen, hier oder dort sind merkwürdige Bücher, die der Bewohner liebt und die ihn verrathen, hier oder dort ein eigenthümliches, auffallendes Kleidungsstück, oder andere Dinge, die wir nicht zu finden glaubten, die uns anziehen oder abstoßen.

Das war bei Oskar durchaus nicht der Fall; die Einrichtung seines Zimmers war ganz gewöhnlich, alltäglich, zwei oder drei Bilder, die nichts oder wenig bedeuteten, geschmackvolle, aber nicht auffallende Kleider, kurz nichts, was auch nur ein Pünktchen über dem Buchstaben gewesen wäre.

Er war früh in die Hauptstadt gekommen und hatte getrunken aus der labenden Silberquelle der Künste und Wissenschaften; sein innerer Sturm forderte ihn

auf, sich als ein muthiger Taucher hinunter zu stürzen in's endlos ausgegossene Meer des Lebens, um vielleicht auf dem Grunde, versteckt in Schlamm und Meergras, den goldenen Schlüssel zu finden, den eine räthselhafte, allmächtige Hand hinunter geschleudert hatte, womit aber der glückliche Finder sich den großen Zauberpalast des Weltgeheimnisses aufschließen könnte. Sein Schicksal neckte ihn, wie es dies selbst bei den größten Menschen zu thun pflegt, er fand so manchen Schlüssel mit krausem phantastischen Bart, aber kein einziger wollte zu dem verzauberten Schlosse passen, er drehte sich die Hand wund, drehte den Schlüsselbart endlich ab — ja, wo liegt er auch der namenlose Dietrich, den er gesucht! Einst, als das Meer ganz ruhig lag, ganz wunderbar klar, da sah er hinab, es war Alles so blank tief unten, so glänzend, lächelnd, silberrein, er sah bis auf den Grund, der nahe schien, er erblickte ganz deutlich die rothen Korallengebilde, er sah hier und dort eine Perlmuschel schimmern, Delphine zogen stille und sanft vorüber — sieh, o sieh! da tief unten, im schönen Grün des Meergrases blinket ja der goldene Schlüssel, den du suchest, wie auf einem smaragdenen Präsentirteller

zeigt ihn dir ja dein guter Engel, so stürze dich denn rasch hinab — und er stürzte sich todeskühn hinab, schon berührte er den glitzernden Goldschlüssel mit der bebenden Hand, doch, o Fluch des Schicksals, er ist ihm entfallen, er ist in's Bodenlose gestürzt, wer findet ihn jetzt im tiefen Meerschlamme! Er ist verloren, bemühe dich nicht weiter, lächle, es ist dir nur ergangen wie den berühmten Weisen und Dichtern.

Oskar mußte die Schule der Entbehrungen durchmachen, während ihn der blendende Glanz der Hauptstadt umflutete, ein Glanz, dem seine Genossen nicht widerstehen konnten; und während nun diese berauscht über die Linie ihrer Verhältnisse hinaustaumelten und langsam von einer Menge wimmelnder Schuldenwürmer aufgezehrt wurden, lebte er zurückgezogen in eine arme düstere Nacht, in eine Einsamkeit, und mußte sich Alles versagen, und doch war seine Phantasie viel gewaltiger und glühender als die aller seiner Genossen, die begehrende Stimme in ihm viel zauberischer, sein Herz viel genußsüchtiger und empfänglicher für die Genüsse des Lebens. Endlich hob er sich empor aus der Nacht der Entsagung und seine Genossen sanken.

Als nun Konrad das Manuskript gelesen hatte, trat er hin an's Krankenlager des Freundes. Er fand seine Augen etwas geröthet, sie hatten heimlich geweint, während das sonderbare Manuskript gelesen wurde; nun ward Konrad überaus freundlich und seelenvoll, er faßte die Hand des ihm so theuer gewordenen Kranken und drückte sie, dann sprach er: „Warum haben Sie geweint?“ Doch gleich entfernte er das fremdartige Sie und fragte, sich verbessernd: „Warum hast Du geweint? Ja Du, o Du, mein Bruder, mein lieber Geistesbruder? Ich kann Dir sagen, ich bin nicht hart, wie ich Dir sonst vielleicht erscheinen mochte — eine Rinde von Grausamkeit zieht sich um mein weiches, vielleicht nur zu weiches Herz, aber ich konnte nicht anders, ich schwöre es Dir, das Leben hat mich so gemacht; und so höre mich denn jetzt, Du sonderbarer Mensch, ich will, ich muß Dir sagen, daß ich Dich liebe und — hasse, wie ich mich selbst liebe und hasse, denn Du bist mein wunderbarstes Spiegelbild, und ich kenne Dich durch und durch, mein Auge durchbohrt, durchflammt Dich, das leiseste Zucken Deines Herzens kannst Du mir nicht mehr verbergen.“

Darauf schwieg er. Nach einer Pause sprach er: „Gewöhnliche Geister, ganz alltägliche Herzen finden, was sie matt und dunkel ersehnen. Und Du, eine Dichternatur, eine tiefe Dichternatur, ausgerüstet mit der Waffe des Talentes, Du solltest nicht finden können, was Du mit der mächtigen Dichterzunge klar und glühend aussprechen kannst, während die Andern stumm durch's Leben gehen, da ihnen ein Gott die Zunge nicht gelös't? Das ist ja der einzige, der unschätzbare Trost für uns, die wir nicht reich geboren sind, daß uns die göttliche Gabe, das Talent, verliehen worden, womit wir uns die Welt erobern können! Der Genius trägt einen purpurnen Fürstenmantel, und ein unschätzbares Fürstendiadem, das durch die Welt seine Blitze wirft — o Freund, sei ruhig, dieser Diademsblitz wird auch die einmal treffen, die für Dich geschaffen ist, ihr schönes dunkles Auge wird geblendet und erschrocken um sich blicken, sie wird Dich sehen, sie wird erröthen und Dir zürnen, ein Zittern wird gehen durch das Herz ihres Herzens — aber sie mag kämpfen, sie mag zürnen, sie kann nicht lange widerstehen — endlich, endlich im flammenden Blitz ist ihr schönes Haupt an Deine Brust gerissen, und sie

weint und ist Dein auf ewig! Freund, wir brauchen um kein Herz zu betteln! — Vor allen Dingen, werde nur bald gesund, dann wollen wir ein ganz neues Leben beginnen."

Konrad weihte dem Freunde Tage und Nächte. Doch das Übel verschlimmerte sich mehr und mehr; an einem freundlichen Morgen, wo die Lerchen sangen und die Sonnenstrahlen in's Zimmer spielten, saß Oskar plötzlich in seinem Bette auf, stierte fürchterlich vor sich hin, mit fieberisch brennenden Augen, bleichen Wangen, als säh' er in einen namenlos entsetzlichen Abgrund oder als wälzte sich ein flammender Erdball auf ihn los; er schlug mit den Händen heftig um sich und rief: „Wer hat gesagt, daß ich sterben werde? Wie kann ich sterben, da ich noch so jung bin? Es wäre grausam, höchst grausam! Ich will nicht sterben, er soll mich leben lassen. Sterben ist entsetzlich, leben ist lieblich, wundersüß! Wer will mich denn aus der Welt drängen, ha! mit seiner ehernen Riesenfaust? Ich will stehen mit eisernen Füßen, will mich festklammern an der letzten Säule, an der Pforte, ich will kämpfen wie ein gereizter Tiger, er soll mich nicht hinausdrängen in die ewige Nacht!"

Nach diesem Seelensturme stellte sich wieder Ruhe ein und klares Bewußtsein; endlich ergriff der Kranke die Hand des Freundes und sagte mit sehr trüb verschleierten Augen: „Konrad, ich bin müde, sehr müde, als wäre ich hundert Meilen gegangen. Ich muß schlafen, Du wirst es einsehen, ich muß jetzt schlafen.“

Nach diesen Worten sanken ihm die Augen zu, er schlief. Der Arzt erschien, sah den Kranken und sagte: „Dieser Schlaf ist tief, er ist der letzte!“ Oskar war todt.

Merkwürdig war gleich nach dem Sterben das Angesicht; das ganze Schmachten des Herzens schien sich herausgedrängt zu haben auf die ruhige Marmormiene, und lag wie ein schwerer, heißer Wolkenschleier darauf, dadurch erhielten die Züge eine ganz eigenthümliche Schönheit, die Konrad nie vergessen konnte, die oft vor ihn hintrat in der Stille und Einsamkeit der Mitternächte; erst nach längerer Zeit verlor sich leise dieser schmachtende Himmel aus dem Antlitz, und der Tod gab sein strenges, kaltes, herbes Gepräge.

Und als Konrad brütend auf den gestor-

benen Freund sah, dachte er: „Das ist ein unerfülltes Leben!"

Als der Sarg des Freundes in das Grab gesenkt wurde, als das Grabseil zurückwimmerte und die ersten Schollen auf den Sargdeckel polterten, da war es dem vereinsamten Konrad, als würde er selbst begraben. Es war ein trauriger, düsterer Tag.

Einige Wochen später setzte er sich hin und schrieb einen Nekrolog. In demselben enthüllte er auf zarte und geistreiche Weise das Wesen des Freundes, wie er es aus dem Manuskripte kennen gelernt hatte, und sprach über die Zerstörung der schönsten Hoffnungen, die dieses zu früh untergegangene Talent rege gemacht. Dieser Aufsatz wurde einem öffentlichen Blatte übergeben und weckte sehr viel Aufmerksamkeit und Theilnahme, so lang wenigstens, bis die Wogen der Tage kamen, Woge auf Woge, das Blatt mit sich fortführten und es in's todte, stillstehende Meer der Vergessenheit hinaustrugen.

Eines Abends, nach Verlauf einiger Monate, besuchte er das Grab des Freundes. Da ereignete sich etwas Stilles und Sanftes, das wie Geisterhauch über die verborgensten und zartesten Saiten seiner Seele

wehte: er sah am Grabe des Freundes eine einsame jungfräuliche Gestalt — zwei große dunkle Augen glühten wunderbar stille, sanft-ernst — durch das dunkle Grün der Zypresse spielte die gehauchte Morgenröthe der Wangen — um die Gestalt war süßmelancholische Einsamkeit.

Da zuckte wie ein leises Wetterleuchten in einer Sternnacht der sanfte und sonderbare Gedanke durch die Tiefe seines Herzens: Das ist sie! — — Sie, und keine Andere auf der ganzen Welt! — Das ist die Geliebte, die der Freund ersehnt, erschmachtet hat. Sie haben sich zu spät gefunden, nun steht sie einsam und möchte vielleicht nicht mehr leben.

Nun trat die Gestalt hervor, und entfernte sich langsam und friedeumflossen. Konrad hatte noch nie in seinen Tagen etwas Schöneres gesehen. Nun hatte ihn sein Schicksal ereilt, er blutete sanft aus einer geheimnißvollen Wunde, in einem süßen Schmerz; wie verzaubert, als säh' er der Sphinx seines Lebens in's lieblich melancholische Antlitz, blickte er auf diese Erscheinung.

O wie schön war sie, wie seelenvoll! Eine nackenumschmeichelnde Flut der zierlichsten, prächtig-

sten Ringellocken; in ihrer glänzenden, weichen Nacht wie ein glühendes Märchen eine Rose mit Knospe und grünen Blättern — quer über das Marmorfeld einer hohen, intelligenten Stirn laufen schimmernde Perlen — die Brauen sanft geschwungen — die Augen groß, dunkel, ein göttlicher Abgrund, die Seele hinunterziehend, hinunterreißend, schwärmerisch, poesievoll — das ganze Antlitz halb Frohsinn, halb Melancholie, ein lichter Glanz, ein noch nicht gebornes Lächeln, ein leiser Schatten — halb Wehmuth eines sterbenden Sommerabends, halb Ruhe einer Sternnacht — ein Schmelz der Jungfräulichkeit — eine leise wehende Musik, die nur der Geist hört — — ein Nacken, gemeißelt aus dem wunderreinsten Marmor, malerisch darüber geworfen zwei weite prächtige Perlenschnüre — unter der demantblitzenden Goldschließe eine Nackenfurche, sanft ziehend, — die Gestalt üppig und zugleich schlank, eine göttliche Architektur.

Wie eingewurzelt, als hätt' es ihm eine Zaubermacht angethan, stand er da, erschrocken, bleich, heimlich bebend, und sah ihm lange nach, dem goldenen, schwanenstillen, weichen Räthsel, wie es über Gräbern sich

entfernte, wie es im Lichte des Abends leise, leise verschwand. —

Er war allein. Er sammelte sich, strich sich das Haar aus der Stirn, und ging sinnend und träumend zum Grabe des Freundes. Und sieh da, auf dem Hügel unter der überschattenden Zypresse lag ein herrlicher Kranz — wer sollte ihn gewunden, wer sollte ihn hingelegt haben? Gewiß nur ihre Hand, ihre feine, schöngebildete Hand. Er fühlte sich versucht, den Todten zu beneiden. Ihm war ja ein hohes, zaubervolles Glück geworden, aber zu spät. Nun stand Konrad auf dem Platze, wo ihr Fuß geweilt hatte; der kleine Atlasschuh hatte keine Spur im Sande zurückgelassen — er sah sie noch immer stehen in dieser schwermüthigen Einsamkeit, er glaubte ihren Athem zu fühlen — war doch das Ganze kaum anders als ein unvergeßlich lieber Traum, als eine stille, tiefsinnige Sage.

Das Dunkel der Nacht sank nieder, die Sterne schlugen ihre Augen auf, und er hatte sich vom Grabe noch nicht getrennt; durch alte Weiden ging ein Säuseln, ein weibliches Marmorgebilde trat im dunklen Flor der Nacht mehr und mehr hervor, und weinte in ein schneeweißes Thränentuch.

Jetzt riß Konrad sich von dieser Einsamkeit los. Am andern Tage aber kam er wieder, er wartete vom Abendroth bis zur Nacht; die er sehen wollte, erschien nicht. Durch ein paar Wochen jagte es ihn allabendlich hinaus auf die Gräber, in seine Brust war die Sehnsucht eingekehrt; es pochte sein lauschendes Herz stärker, wenn Weidenblätter fielen, wenn im Abendwinde die kleinen Thüren der eisernen Kreuze einen sonderbaren Klang gaben, oder wenn ein Rauschen durch die Gräberbäume ging, denn es war ihm, als hörte er den Sand unter den Füßen der Kommenden knistern — es war Täuschung, er sah über dem düstern Hügel nicht mehr ihr schönes Antlitz.

Eine Unruhe war über ihn gekommen, deren er nicht Meister werden wollte; er warf sich in den Strom der sehnsüchtigsten Gefühle und Phantasien und ließ sich von den hochgehenden Wogen forttragen; er besuchte die Theater, die Konzertsäle, öffentliche Gärten; es zog ihn in die bunten Wirbel der Bälle und überall, überall ging die Hoffnung mit ihm, die reizende, stille Jungfrau zu sehen, ihre herrliche Gestalt, ihren Nacken, ihre Wangen, die Sprache ihres Angesichtes, o ihr Auge, ihr ganzes Wesen!

Dann wollte er kühn sein, er nahm es sich vor, er wollte zu ihr sprechen und sollte sie ihm zürnen; was er sprechen würde, wußte er freilich nicht, doch er hoffte, das volle Herz würde es ihm schon eingeben, er wollte ihr dabei in's Auge blicken, fest, mit einem gewaltigen Willen, um ihre Seele zu bannen, zu fesseln und sie zu sich herüber zu ziehen. Geist sollte auf Geist wirken. Kein Weib hatte noch diesen Eindruck auf ihn gemacht, keines, in allen lichten und dunklen Tagen seines Lebens — eine Magie umfloß sein Herz, er ahnte eine unergründliche Seelenschönheit, die durch die holden Formen wie durch einen zarten Schleier blickte, er war plötzlich der Verehrer der allmächtigen Schönheit geworden.

Er war gelagert einst auf einem Berge; in der Ferne schwoll der Ton eines Waldhornes, ein Geist der Sehnsucht ging durch die ganze Schöpfung, Konrad gedachte des todten Freundes; und wie er aufsah, stand fern unter einem Baume eine weibliche Gestalt, das Angesicht von ihm abgewendet, üppig und schlank; unbewegt stand sie und schien sinnend in die Ferne zu blicken — da sprang er auf, die Brust war für das in einer mächtigen Woge auf-

steigende Herz zu enge, er ging, zitternd in seinen Tiefen, den Weg zum Baume hin, der Abendhimmel ward dunkler, der Ruf des Waldhornes klar und klarer, nun hatte er nur noch fünfzig Schritte — „wird es die magische Blume über den Gräbern sein?“ fragte die Stimme in ihm; da hebt sich die Hand, eine dunkle Locke fliegt im Winde — nun wendet sie sich, er sieht ihr in's Angesicht: sie ist's, o Wunder! doch nein, sie ist's nicht — kein Vergleich! Die Nacht sinkt herein, der Ton des Waldhornes geht in milder Schönheit durch die Bergeinsamkeit — Konrad steigt düster in's Thal hinab — ist ihm doch, als sänge in der tiefen Ferne der verlöschende Hornklang: „Lebe wohl! Einmal und ewig nimmer wieder!“

Die Zeit wirkte endlich auch hier, wie überall, und rückte diese Erscheinung in den dunklen Hintergrund; nur zuweilen, in Stunden der Elegie, der Sehnsucht und der Einsamkeit, trat das liebliche Bild vor seinen Geist, verließ ihn aber bald wieder. Künste, Wissenschaften und andere Geistesarbeiten nahmen seine Kräfte in Anspruch, er entwarf einen Plan, um sich eine großartige Zukunft zu schaffen, und wollte zu diesem Zwecke die Gold- und Silber-

schachten seines Talentes ausbeuten. In dieser Zeit wurde er mit einem Maler bekannt, der sich bereits einen Namen gemacht hatte; dieser wollte die Rheingegenden bereisen und dort zugleich einen lieben Freund besuchen, der ein ausgezeichneter Architekt war. Auch Konrad hatte den Rhein noch nicht gesehen, so viel Herrliches über ihn gehört, und seine gewaltige Phantasie schuf ihm reizende Bilder; da nun die Jahreszeit günstig war und er im Riesenbuche der Natur zu lesen sich sehnte, um zu lernen, was alle Bücher der Menschen nicht geben können, so war er bald entschlossen, in Gesellschaft des Malers die Reise zu machen, und betrieb die Zurüstungen. Bilder von großartigen Bergen, melancholisch lächelnden Ebenen, dunklen Stromfluten zwischen hohen, steilen Ufern, poetisch einsamen Ruinen, fremde Augen, süße, starke Lüfte, hier und dort prachtvolle Menschenherzen, das und Anderes tauchte dämmernd in seiner innern Welt empor, und er freute sich herzlich auf ein neues Leben. Er rief seinem eigenen Geiste zu, energisch und unternehmungslustig zu werden, um ein glänzendes Dasein zu gewinnen, um irgend ein goldenes Vließ zu erobern, denn er konnte den Gedanken

nicht ertragen, innerlich und äußerlich zu verrosten, zu versumpfen — der sinkende Kiesel im Strome wirft eine Wellenblase, zeichnet weit und weiter einen Kreis, nun ist das Wasser spurlos: so geht der gewöhnliche Mensch unter. Wir wollen mit Konrad reisen, und sehen, ob seine Erlebnisse sich interessant und spannend gestalten.

II.

Da wir in unserer Erzählung mehr und mehr dem Ziele entgegen streben müssen und noch so manches Wichtige darzustellen ist, so dürfen wir nicht verweilen bei der Schilderung der herrlichen Gegenden, die sich vor den Augen der Reisenden entfalten, und es ist besser, wenn wir Alles in die Worte zusammenfassen: An jedem Morgen, an jedem Abend rollt sich ein malerisches Riesenblatt der Natur auf, eines nach dem andern, himmelhoch, voll unsäglicher Schönheit.

„Sie werden an meinem Freunde einen vortrefflichen Mann finden," sprach der Maler zu Konrad, als sie endlich am Ufer des Rheins gingen und ihnen schon das blanke Haus, das der Architekt bewohnte, freundlich entgegen sah.

Eine Magd öffnete das Thor. Ein großer, wild-zottiger Hund rasselte und zerrte bellend an seiner Kette, als er die zwei Fremden erblickte, bis ihn die Magd beschwichtigte. Im Hofe trippelte ein kleiner alter Papagei frei umher, auf seinem Körper lagen brennende Farben, er vertrug sich mit dem wildzottigen Hunde recht gut, ja die Freundschaft ging so weit, daß das kleine glühende Thier ihn sogar in seiner dunklen, mit Stroh ausgelegten Hütte besuchen und aus seiner Wasserschale naschen durfte.

Im Garten, reich an Blumen und überraschenden Bäumen, fanden die Reisenden den Herrn des Hauses, er hatte so eben eine architektonische Zeichnung beendet und erhob sich nun, um den schon lang nicht gesehenen Freund herzlich zu begrüßen.

Er war ein in den Jahren vorgerückter Mann, doch noch immer von ausgezeichneter Schönheit, sein Auge war feurig, durchdringend, sein Angesicht hatte ein ruhevolles, scharfes, plastisches Gepräge, sein Körper war schlank und in die Höhe geschossen, sein Gang hatte einen entschlossenen, siegenden Karakter. Er war reich und unabhängig. Ihm verdankten Paläste ihren Ursprung, denen man das Lob einer

großartigen Schönheit nicht versagen konnte. Anfangs fühlte man sich geneigt, ihn für schroff und kalt zu halten; aber man änderte dieses Urtheil, wenn man seinen Karakter besser kennen lernte, weil man dann bemerkte, daß es seinem Wesen an Gefühl und Poesie keineswegs fehle.

Seine Wohnung war sehr angenehm gelegen, aus seinem Garten sah man weithin über die Fluten des Rheins, tief in die Schönheit der Natur. Er besaß keine große, aber sehr gewählte Bibliothek. Sein Leben war fürstlich reich an Genüssen der mannigfaltigsten Art.

Sowohl Konrad als der Maler waren von ihm auf die herzlichste Weise eingeladen worden, längere Zeit bei ihm zuzubringen; diese Einladung wurde angenommen, und Konrad lernte ihn täglich besser kennen und schätzen.

Als der Architekt eines Morgens, wo das Gespräch in die Vergangenheit des Lebens zurückging, aufgefordert wurde, zu erzählen, wann und wie er die Laufbahn der Kunst beschritten habe, gab er folgende Kunde:

„In meinen jungen Jahren hatte meine Seele ein unbestimmtes Streben, ich liebte leidenschaftlich die Tonkunst und die Architektur, und fühlte einen

mächtigen Trieb, in der einen oder andern Sphäre etwas Gediegenes zu leisten; allein ich wußte lange nicht, zu welcher der beiden Künste ich mich wenden sollte und für welche mir die Natur ein kräftigeres Talent verliehen hatte. Es war in mir ein peinvoller Kampf. Ich versuchte mich in der Musik, ich lieferte eine Komposizion, und erhielt Lob und Aufmunterung; ich machte auch einen Versuch auf dem Felde der Architektur, und mir ward auch hier Beifall und Ermuthigung. Ich setzte Mißtrauen in diese Urtheile."

„Bald darauf machte ich eine Reise nach Oesterreich. Die Donaulandschaften werden mir ewig unvergeßlich bleiben! Ich bin noch im Geiste auf dem Schiffe, die Donau flutet unter mir, bald ist es ernst, bald freundlich um mich, die prächtigen Silberwogen wälzen sich ewig fort. Die dunklen Berge ziehen vorüber, weit über den Strom hin herrscht ein magisches Schweigen — jetzt öffnet sich die Aussicht, Häuser, lachende, einsame Felder erscheinen, Alles ist klar, mit bestimmten Umrissen gezeichnet, und dabei so ergreifend stille, wie eine schlummernde Jungfrau — ihre Wange blüht und glüht, sie athmet kaum, das warme Leben ist inwendig gebannt. Nun spielt

die Sonne auf ihrem Antlitz, nun schwand das Goldlicht — über Stirn und Auge liegen ernste Schatten."

„Wie das Schiff nun zog, tauchte Mölk auf. Hier stieg ich an's Ufer. Alles, was mich umgab, war mir fremd; hier war ich ein Unbekannter, wie gekommen aus der fernsten Welt, und ich fand Gefallen daran. Ich wandelte einsam am Ufer, auf der einen Seite hatte ich den Strom, der königlich durch die Stille ging, einen rosenrothen Abendhimmel in seinem Silberbusen, auf der andern das erhaben thronende Kloster. Keine Seele begegnete mir; die Glocke des Klosterthurmes schlug — dieser Klang hat für mich etwas Eigenthümliches, es liegt etwas Müdes und Schwermüthiges darin — ein Geist der Entsagung schien mir durch die Klosterlandschaft zu gehen — ich ward sehr sehnsüchtig. Das Ave Maria-Geläute erscholl, die freundlichsten und trübsten Bilder zogen an mir vorüber, der Glockenton zitterte über dem Wasser aus; nun lag Alles weithin stille, dämmernd, träumend. Aus der Ferne kam ein Kahn und landete. Ich vernahm leise Schritte hinter mir, wie ich mich umsah, wandelte eine Jungfrau in Begleitung einer bejahrten Dame dem Fahrzeuge ent-

gegen, wo der Schiffer wartete. Kein Wort ward gesprochen. Ich habe, so lang ich lebe, kein Weib erblickt, aus dem mir das holde Gesetz der Symmetrie zauberischer entgegengetreten wäre, als aus dieser jungfräulichen Gestalt; das Antlitz war kalte, plastische Schönheit, ich hätte mich beinahe überreden mögen, ein unaussprechlich schönes und reines Marmorgebilde wandeln zu sehen, solch' eine Harmonie, solch' eine Ruhe und Kälte umfloß sie. Das glutgesättigte Kolorit der Leidenschaft schien ihr gänzlich zu fehlen, das ganze Wesen, in seiner griechischen Schönheit, mit seinem keuschen Alabasterglanze, mit seiner Formenfeinheit, mit dem spiegelreinen Antlitz, wo jeder Zug vollendete Regelmäßigkeit war, schien nicht für das Gefühl da zu sein, das die andern Frauen durchflammt."

„Nun saß sie mit ihrer Begleiterin im Kahne, der Schiffer hob das Ruder. Die Schatten der Nacht floßen nieder, den Strom hinunter zog die marmorschöne Jungfrau, noch in der Ferne, immer ferner, im tiefen, todtenstillen Dunkel sah ich einen weißen Schimmer, hob sich ruhig ein Arm, wie es mir schien, als stiege der blasse Geist einer von der Flut getödteten Jungfrau über dem schwarzen Wasser auf,

stand ein Antlitz in der Nacht, weiß und kalt wie Schnee!" —

„Sie hatte ein sonderbares Gefühl in mir erweckt, meine Phantasie konnte sich nicht von ihr trennen, ich hätte sie begehren mögen für's ganze Leben. So oft sie meinem Geiste vorschwebte, durchfloß mich, möchte ich sagen, ein stiller Zauber der Symmetrie, durchseelte mich das Gefühl einer architektonischen Schönheit — Paläste standen vor meinem innern Auge, rein, wie aus einem silbernen Meere aufgetaucht, ruhevoll, im Mondlichte badend, geisterhaft. Es war mir wunderbar ergangen, ich war mit mir einig. Ich ward Architekt."

„Ich habe jene Jungfrau nie wieder gesehen. Jahre sind seitdem versunken, die Jugend des Körpers hat von mir Abschied genommen, nicht so die Jugend der Seele. Das Thal meiner Vergangenheit ist tief geworden, so Manches in der Tiefe erkenne ich nicht mehr. Aber selbst jetzt, nach einer solchen Riesenkluft der Jahre, wenn mein Geist einen Palast, eine architektonische Schönheit bildet — da rauscht geheimnißvoll die Donau, ein kühler Schauer weht mich an und aus der Nacht unter blinkenden Sternen tritt leise

die Marmorjungfrau vor mich hin, bekannt und fremd — eine Manifestazion der höchsten Symmetrie — der glänzendste Palast der reinsten Seele — wie die Muse der Architektur — eine Winter-Sternnacht — eine Jungfrau, schön, bleich und kalt, als hätte das Schicksal einst zu ihr gesprochen: „An deinem Busen soll kein Kind erblühen."

Der Architekt hatte eine eigenthümliche Weise des Vortrages, er lebte sich in das hinein, was er erzählte, und dadurch bewirkte er in den Zuhörern den Genuß des Miterlebens. Dieses Mal war es aus seiner Seele und von seiner feingeschnittenen Purpurlippe über Konrad gekommen wie Rauschen eines Stromes, wie kühle silberne Fluten, wie Glanz und Reinheit, aber auch wie Kälte einer Marmorgestalt in der Nacht.

Der Architekt hatte die gebildetsten und auserlesensten Kreise der Gesellschaft sich geöffnet; ein gespanntes, affektirtes Wesen haßte er, wie er dagegen edle Einfachheit und Natürlichkeit, Bildung und seelenvolles Leben liebte. Konrad wurde eines Abends von ihm in einen Zirkel eingeführt, wo sich Interessantes und Befriedigendes fand für Aug' und Ohr,

Geist und Herz; man konnte sagen, es war ein Frauensalon, denn es leuchteten gewöhnlich fünf oder sechs Frauengestalten wie Sterne unter den versammelten Männern. Es herrschte in diesem Kreise eine feine, geistreiche, ungezwungene Eleganz.

Man versammelte sich in einem sehr geschmackvollen Gartensaale, wo man die kühle Abendluft trinken konnte, die der Blüten- und Blumenathem versüßte. Es fehlte nicht an Männern und Damen, die hochgestellt im Leben waren, oder im Genusse des Reichthums; doch auch die Schönheit und der Geist hatten sich hier Eingang zu verschaffen gewußt, besonders aber war hier dem Talente ein reizendes Feld aufgethan, nur mußte es sich jedes Mal manifestiren, durch eine kleine oder größere Abendspende. Der Adel des Geistes ward stets anerkannt, es fehlte der kleinliche, engbrüstige Neid. Der Dichter brachte ein Gedicht oder eine Novelle, oder einen andern Aufsatz, las seine Leistung entweder selbst vor, oder übergab sie einem Andern in der Gesellschaft, der die Kunst des Vortrages besser verstand; der Komponist gab ein Lied, oder vielleicht ein Phantasiestück, das auf dem Klavier gespielt werden

konnte; der Maler enthüllte ein Bild; der Architekt überraschte durch irgend eine architektonische Zeichnung; jeder Geist gab seine eigenthümliche Blume. Hätte eine schnelle Feder aufzeichnen können, was bisweilen über Dichter und Künstler verschiedener Nazionen, so wie über andere Geister, die das Niveau der Alltäglichkeit überragten, gesprochen ward, im freien Strome der Rede, hier oder dort mit kurzen, aber prächtigen Blitzen von Männer- oder Damenlippen vermischt, so wäre gewiß ein höchst interessantes, vom frischesten Lebensathem durchwehtes Buch zu Stande gekommen, wie es nur selten am Schreibpulte gelingt.

Konrad ließ seine Augen über den bunten Kranz von Damen fliegen, die sich heute eingefunden. Die erste Gestalt, die ihm begegnete, hieß Ottilie. weißes, in malerischen Falten wogendes Kleid, hochgebaut, schlank, schwarzes Haar, anmuthig gescheitelt, schwarzes großes Auge, um den Hals eine Goldkette, vor dem Busen eine Rose.

Jene, die man Emilie nannte, trug ein himmelblaues Atlaskleid, war von mittlerer Größe, üppig, hatte schönes blondes Haar, überaus zartes Antlitz, um den Nacken eine dreifach geschlungene Goldkette.

Ihr Auge mahnte an das köstlichste Bergblau. Man hätte sie die Tochter der Sehnsucht nennen mögen.

Neben ihr Josephine, eine Brünette im blaßgelben Kleide — leidenschaftliches Angesicht — um den Hals Perlen — wunderschöner, tadelloser Arm.

Melanie war in Halbtrauer; graues Kleid, schwarz façonnirt, schwarz emaillirter Schmuck, schlank, tiefblasses, schmachtendes, sehr geistreiches Angesicht. Man durfte nur ihre Stirn ansehen, um zu denken: „Dieses Geschöpf ist nicht glücklich!"

Neben ihr Maria: orangegelbes Kleid, goldenröthliches, äußerst feines und zierliches Haar, ovales Antlitz, funkensprühendes Auge, feinster Teint, einige Sommersprossen entstellen sie keineswegs, sondern verschönern sie noch — liebliches Kinngrübchen — Schwermuth, Güte und Verdruß um die Lippen — am Busen eine Demantnadel — unter den orangegelben Wellen des Kleides blickt unstreitig der schönste Fuß in der ganzen Gesellschaft hervor.

Jetzt verlodert draußen vor den Fenstern ein tiefbrennendes Abendroth, das Prachtklavier, das eben eine weiche Melodie getönt hat, ergießt sich in schwellende Tonfluten, die rauschend, wildbachartig

über die Ufer stürzen, und nun öffnet sich die Thüre:— ein Flammenblick aus Konrad's Augen, „sie ist's!" bebt sein Herz, die Röthe seiner Wangen ist wie hinweggezaubert. Alle Augen fliegen ihr wie einer Königin entgegen; sie erscheint heute sehr einfach und ist doch die Schönste, die Seelenvollste; ein schwarzes Atlaskleid umspannt die köstlichen Formen und stürzt sich nach der schlanken Gürtung in stolzen, prächtigen Wogen zur Erde nieder, um die Schultern ist ein Shawl geworfen von den glühendsten Farben, in den dunklen Ringellocken ist weder Rose, noch Perle oder Zitternadel zu schauen, ein von Brillanten umkränztes Medaillon fällt an der goldenen Halskette auf den keuschen, herrlichen Busen nieder. Ihr Name: Viktorine.

Sie hatte sich auf den Divan niedergelassen. Als sie erschienen war, begann ein neues Leben, sie schien wie ein stiller, voller Silbermond auf die ganze Umgebung zu wirken. Ihr Auge blickte ruhig, der Ton ihrer Stimme floß klar und schön, hatte ein reines, süßes Metall; was sie sprach, war verständig, freundlich und zart.

Ein Maler enthüllte ein vortreffliches Bild; der Architekt entrollte ein Blatt, worauf eine Kapelle

im gothischen Style gezeichnet war; Konrad brachte dieses Mal eine kurze phantastische Novelle, in der ein Lied vorkam, das ein Komponist, ein Mitglied dieser Gesellschaft, in Musik gesetzt hatte.

Emilie, die üppige Gestalt im blauen Atlaskleide, die Tochter der Sehnsucht, setzte sich nun an's Klavier und begleitete den Gesang eines jungen, schlank aufgeschossenen Mannes. Die länglich gebildete Frauenhand schimmerte auf der Klaviatur, aus den Fluten der Klänge wehte der Geist einer tiefen, schwärmerischen Sehnsucht, und es begann ein einfaches Lied:

Wo weilst Du, Herz, das meines liebt,
Das oft mir heimlich Antwort gibt,
Das sich mir innig fühlt verwandt,
O Herz, so fremd und so bekannt!

Dich grüß' ich mit dem wärmsten Klang,
Der je aus einer Seele drang,
Dich grüß' ich mit dem tiefsten Gruß,
Mit Sehnsuchtsbeben, Thrän' und Kuß!

Umschlänge mich Dein treuer Arm,
Und würd' an Dir mein Leben warm!
Es läge schon in einem Blick
Der Seelen heimliche Musik!

Doch seh' ich auch im Leben nicht
Dein ewig theures Angesicht,
Du bist doch mein und ich bin Dein,
Stets wird der Geist beim Geiste sein!

O schlag' mir nicht die Bitte ab:
Komm einst voll Güte an mein Grab —
Was mir als schönster Preis erscheint:
Die Thräne ist's, von Dir geweint!

Besonders gut waren die zwei letzten Strophen in Musik gesetzt. Die sanfte Bitte zuletzt, an das verwandte Frauenherz gerichtet, schien, von den Tönen gehoben, überaus melancholisch. Doch hätte Konrad auch nur geahnt, daß die anmuthige Fremde kommen werde, so hätte er ein viel höheres Geisteserzeugniß gebracht, um ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Der Maler und der Architekt hatten ihn weit überflügelt, und er dachte, daß er sich ganz anders manifestiren müsse, wenn man ihn ahnen sollte, daß es nicht genug sei eine kleine, dunkle oder lichte Blume vom Rande einer Wiesenquelle zu bringen, sondern daß er eine Welt, einen innern Himmel, eine innere Hölle gewaltig aufrollen müsse, um zu elektrisiren, um Herz zum Herzen zu reißen.

„Sprich, was willst du?“ fragte er sich selbst, als er in sein einsam gelegenes Zimmer gekommen war und an's geöffnete Fenster trat — die Nacht mit ihrem Sternenglanze stand sanft und königlich stolz über dem Rheinstrome und den fernen dunklen Bergen — „sprich, was willst du? Gesteh' es dir, ihre Schönheit hat dich bezaubert, noch mehr die Ahnung einer vortrefflichen, wunderschönen Seele, die aus ihrem Angesicht dir so geheimnißvoll entgegen kommt. Hast du schon ihr Inneres erforscht? Weißt du, daß der Nekrolog, den du dem todten Freunde geschrieben, in ihre Hand gekommen? Weißt du, was sie zu jenem Grabe hingezogen, und ob es ihre Hand gewesen, die dem ernsten Friedenshügel den herrlichen Kranz geweiht? Hat sie sich auch das rechte Bild von deinem Seelenbruder geschaffen, hat deine Darstellung in ihrer Phantasie nicht ein falsches, vielleicht eigenthümlich verschönertes Spiegelbild hervorgerufen? Und wenn das auch nicht, wenn sie sich auch das rechte, einzig wahre Bild gemacht, wenn wirklich sie den Kranz auf das Grab gelegt — was willst du dann? Willst du ihre Aufmerksamkeit auf dich lenken, willst du sie durch dein Talent, durch

alle mögliche Macht des Geistes und des Herzens bannen, willst du es zur Liebe kommen lassen?"

Am nächsten Morgen, als Konrad, der Maler und der Architekt frühstückten, ward das Gespräch auf Viktorine gelenkt; man verweilte bei ihrer Schönheit und Jugend, aber auch bei der räthselhaften Melancholie, welche zuweilen ihre reizenden Züge überschattete.

„Es ging durch ihr Leben," sagte der Architekt, „ein Schicksal mit einem dunklen Trauerauge und einem tragischen Dolche. Viktorine hatte einen Bruder; schlank, hoch geformt, schwarzes, von der Natur gelocktes Haar, geistvolle Stirn, ein Heldenauge, blühende Wangen, kräftig an Körper und Seele."

„Auf ihm ruhte das Mutterauge voll Wonne und Stolz. Wie gefiel er ihr, wenn unter ihm, in der mit Abenddämmerung gefüllten Straße, sein stolzer Rappe sich bäumte, und der Funke dem Stein' entsprühte! Oder wenn er im Schwimmkleide mit den herrlich gebauten Formen sich in rauschende Wogen warf, und sie wie ein Stromgott regierte! Oder wenn er den Fechtdegen ergriffen hatte und vor seinem Gegner stand, malerisch, mit seinem eigen=

thümlich schönen Flammenblick! Hundert Frauen warfen ihm Netze; er siegte stets."

„Nur bisweilen trat auf sein lichtes Angesicht eine brütende Wolke, die der Mutter Kummer verursachte; wenn sie ihn dann fragte, wich er ihrer forschenden Seele lächelnd aus und hatte ein so freundliches und einnehmendes Wesen, daß er ihr bald jede Sorge von der Stirn nahm."

„Doch tief in todtenstillen Nächten, wenn Alles im Palaste vom Schlafe verzaubert hingesunken war, verließ er sein einsames Lager und eilte in die Versammlung der Verschwornen. Er wurde entdeckt und büßte seine Schuld mit dem Leben."

„Der blühend schöne Mann war gewesen. Eine Mutter hatte ihren Sohn, eine Schwester ihren Bruder verloren."

„Dieses traurige Geschick dürfte es sein," fügte der Architekt seiner Erzählung bei, „das zuweilen Viktorinens Antlitz überschattet. Die vereinsamte Tochter lebt seitdem wie in klösterlicher Einsamkeit."

Was Konrad gehört hatte, diente nur dazu, ihm die Dame in eine noch reizendere Beleuchtung zu stellen. Er kam nun öfter in jenen Zirkel, seine

Augen suchten ihr Angesicht und ruhten darauf, wenn sie sich unbeachtet glaubten, mit einer ernsten, schmachtenden Seligkeit; zugleich schien er hundert Augen zu haben, zu sehen, ob ihn ein Blick erspähe und verfolge; schien ihm das der Fall zu sein, so ließ er plötzlich sein Gefühl in die Tiefe seines Herzens hinabtauchen, auf seine Stirn trat eine Kälte, jeder verrätherische Zug war verschwunden wie der leiseste Hauch auf einem Spiegel, und Niemand ahnte, daß es vielleicht auf der ganzen Welt keine von einem so wunderbaren, angebornen Sehnsuchtsturme wie von einer tiefschwermüthigen Zauberorgel seelenvoll und wildschön durchjammerte Männerbrust mehr gebe. Hätte er nur ihr Auge ergründen, hätte er ihr nur das Herz aus dem Busen nehmen und darin wie in einem magischen Buche lesen können! Ihre Bewegungen, ihr Gang, ihr ganzes Walten hatte etwas so eigenthümlich Stilles, Sanftes, Meerstilles, Meersanftes, aber auch Meertiefes, und immer und überall umfloß sie, ohne daß sie es zu wissen oder zu wollen schien, die natürliche Wellenlinie der Schönheit. Was sie sprach, war ihm nur aus der eigenen Seele gesprochen, doch klarer,

ungezwungen, in einfacher Anmuth, nicht aus Büchern zusammengelesen, sondern als Offenbarungen einer jungfräulichen Kindlichkeit. Werke der Dichtkunst, große Gestalten der Weltgeschichte, hatten auf ihren Geist und ihre Phantasie vortrefflich gewirkt; die ernste Nachtviole ihres Gefühls hatte sich aufgeschlossen im magischen Mondlichte der Musik, in ihrem Herzen hatten noch nicht die Dämonen der Liebe ihre schrecklich schönen Schlachten gespielt.

Eines Abends nun geschah es, daß sie, um die Bitte der Gäste zu erfüllen, sich vom Divan erhob, zur Harmonika hintrat und sich bei ihr niederließ. Und als er unter den märchenhaften, langgezogenen Akkorden, die wie aus der aufgerissenen Pforte der Geisterwelt hereinfluteten, sie ansah, wie sie da saß voll Ruh' und Stille, mit den dunklen Prachtlocken, mit der geistreichen Stirn, mit den gesenkten Augenliedern, mit den langen Seidenwimpern, mit dem herrlichen Busen, mit dem Marmornacken, da rief es in ihm: „Es kann für dich kein seelenvolleres Weib auf Erden leben!“ Er dachte an die schauerliche Vergänglichkeit, an das schnelle Verblühen und Verglühen aller Frühlinge, an das Sterben in den Jahren der

blühendsten Männerkraft und an das einsame, ewig stumme Grab — das herrliche Weib kam ihm vor wie eine Prachtrose über Grüften, vielleicht morgen schon entblättert von einem wilden Sturme, und er begehrte ein Herz. Seine Augen, voll lodernder Leidenschaft, umschwärmten sie wie zwei Vampyre, und wie diese nach ihrem süßen Rosenblute geschmachtet hätten, so schmachtete er nach ihrer poesievollen Seele! O wäre er jetzt mit ihr allein gewesen, er hätte Worte gesprochen, Worte geflammt, wie sie das Menschenherz nur in der Begeisterung der höchsten Wonne oder der tiefsten Schwermuth sprechen, flammen kann.

Doch er ward traurig bei dem Gedanken, daß er nur eine dunkle Pflanze sei unter *diesen* Männern, unter denen es hochgewachsene Gestalten, schöne Mienen und den Blitz des Witzes werfende Köpfe gab; wie sollte er hervorleuchten, emporflammen wie ein Nordlicht? Denn dachte er gleich: des *Mannes echte Schönheit sei sein großes Gemüth, seine prächtige Phantasie, sein weltumfassender Geist*, so dachte er doch auch, die Schönheit der Gestalt und der Miene sei ein herrliches Gut, sei ein siegendes Wiegenangebinde einer zärtlich

liebenden Mutter, deren Name: Natur! Und weil sie ihm eine gewaltige Sehnsucht gegeben, so hätte sie ihm auch, schwärmte er, eine Herosgestalt schenken sollen, mit blühend schöner, sanfter und zugleich kühner Miene. Doch schämte er sich dieses Gedankens und hätte ihn um keinen Preis der Welt ausgesprochen.

Und als die Töne verklungen waren, als die schöne Harmonikaspielerin wieder auf dem Divan saß, und als er noch trunken war vom Zauber der Musik und der weiblichen Schönheit, da zog er ein Manuskript aus der Brust hervor, ein größeres Gedicht, niedergeschrieben in den Nächten der Dichter=weihe, als die Zypressen seines Lebens unter glü=henden Sternen säuselten, und fing an zu lesen. Und wie er las, immer tiefer hinein sich las in das son=derbare Gedicht, da färbten sich seine Wangen glü=hend bei glühenden Stellen, und wurden marmor=bleich, wenn der Schmerz in eine geniale Klage sich ergoß, und in seine Augen trat die Inspirazion des Dichters; da ward er schwermüthig schön, und Allen war's, als sähen sie den goldenen Strom der Poesie in vollen, rauschenden Wogen von düstern Felsen niederstürzen und emporstäuben in Millionen Demant=

tropfen, gleich einer durchsichtig zarten, feuchten, sonnedurchblitzten Silberwolke!

An diesem Abend war es, wo **Viktorine** zu ihm sprach: „Sie haben in Ihrem Gedichte den Karakter eines jungen Mannes geschildert, den ich erst kennen lernte, als er todt war."

Konrad antwortete: „Der Todte war mein Freund. Ich bin wie der Todte."

Und nun schritt er schneller und kühner zum Ziele.

Und einmal, als eben ein unaussprechlich herrliches Abendgewitter ausgeras't hatte und er mit ihr allein im Garten war unter einem reinen Sternenhimmel, als kühle Lüfte Wohlgerüche vorüberwehten und im hell erleuchteten Salon eine reizend schwermüthige Musik scholl, da stieg das kühne **Genie der Liebe** in seine poetischen Augen, und mit solchen Augen blickte er lange, stumm und sanft durchbohrend in ihre, als wollte er die leise spielende Seele erspähen und sie ihr aus dem schönen Körper ziehen, und endlich sprach er: „Hast Du ein Herz, das sich meinem verwandt fühlt, o so verhülle Dich mir nicht länger! Höre mich und dann hasse mich fürchterlich — **ich liebe Dich, Viktorine!"**

Und als sie ihn darauf anblickte mit ihren großen dunklen Augen, voll Angst, halb erschrocken, halb zornig, so fremdgeistig, da wollte er eher sterben als muthlos werden, er faßte ihre Hand, zog die Zurückgetretene nahe an sich, schlang dichterkühn den Arm um ihren Nacken und rief: „Ich sage Dir, mein Geist ist friedenlos durch die unendliche Schöpfung gegangen und hat Dich gesucht! Ich schwör' es Dir, ich, mit meiner poetischen, glühendsten Seele, ich kann dieses einsame Leben nicht länger ertragen!" —

Und es wogte in seiner Brust fort: „O laß Dich erbitten, sei himmlisch gut, schlinge Deinen Arm um mich und gehe mit mir treu unter den Sternen des Lebens! Bemühe Dich seelenvoll freundlich meine Dichternatur zu ergründen, und mache mich zu einem Halbgott an Glück! Ich bin wie der Todte, dem Du den Kranz auf sein Grab gelegt, ja bebe nur, ich schrieb den Nachruf, den Du gelesen hast. Ich bin wie der Todte, Du aber bist Diejenige, nach der sein fragend Auge durch alle Weiten der Welt geflogen ist; o Viktorine, Du bist das Geschöpf meines schmachtenden Herzens!"

Und sie mahnend an die mit flammenden Zügen

seiner Brust eingeschriebenen Worte des verstorbenen Freundes, glühte er fort: „Dein Antlitz ist sehr seelenvoll! Wenn Dein schönes Herz, Deine schöne Seele in diese Miene, in dieses Auge tritt, sanft berauscht von der Begeisterung der Liebe, dann mußt Du mir das schönste Weib der Erde sein! Du liebst, was ich liebe! Du dichtest nicht, aber Deine große, weiche Seele nimmt alle Poesie des Lebens auf; du liebst das Reisen wie ich, die dunklen prächtigen Berge machen Dir das Herz schwer, selig schwer, daß Du weinen möchtest an meiner Brust über die göttliche Schönheit der Welt; Du liebst die Tonkunst wie ich; Du bist phantasievoll, glühend, schwärmerisch, voll poetischer Kindlichkeit; rein wie Alpenschnee ist Dein Körper und Deine Seele — Du bist ernst, sinnend, zuweilen voll reizend inniger Melancholie, tief und stille, wie der sanfte, blaue Meeresabgrund — Du wirst glühen, himmelan lodern in der Leidenschaft der Liebe — Du wirst magisch weinen, aber auch magisch lächeln — nicht mein Aeußeres kann Dich locken und fesseln, denn ich weiß, daß ich nicht schön bin, sondern meine Seele, die in der einsamen Stunde bei Dir meine Miene, meine Augen durchfluten wird — und nebst

diesen bezaubernden Eigenschaften hast Du gewiß noch, mir sagt es mein Herz, bezauberndere; mehr als alles Gold der Welt wird Dir die Liebe sein, und mehr als die Pracht der Welt werden Dir sein der Mann Deines Herzens und Deine Kinder, und die Tugend der Treue wird Dich stets umfließen wie ein lieblicher Silberstrahlenkranz und verklären Dein tiefstes holdseliges Wesen! Viktorine!"

Und als sie nach diesen Worten, die wie ein hohes Liebelied von seinen Lippen stürmten, todtenblaß vor ihm stand, und gleich darauf scharlachroth, und wieder ward im Zauberspiele der Natur wie der reinste Marmor, bleicher selbst als das Mondlicht, das sich über sie ergoß — und als es um ihren Mund zuckte wie stilles Wetterleuchten einer kämpfenden Seele — und als ihre verschleierten Augen bittend und beschwörend zu ihm aufgingen, als sollte er diesen schauerlich schönen Kampf nicht sehen — bis ihr endlich das Herz brach, bis sie plötzlich beide Hände vor ihr Angesicht schlug und in ein unaussprechliches Weinen zerfloß, da riß der kühne Sieger sie an seine Brust und drückte einen seelenvollen Kuß auf ihre Lippen.

Eine der interessantesten und wunderbarsten Er-

scheinungen, alt wie die Welt und ewig neu, bleibt es doch, wie die Liebe im Busen der Jungfrau sich entwickelt. Klar und klarer gestaltete sich in ihr täglich das Bewußtsein, daß sich hier zwei Karaktere begegnet hatten, die nicht auf der Mittelstraße bleiben würden, sondern sich nur entweder unermeßliches Glück oder unermeßliches Wehe bereiten müßten.

Nun kniete sie zuweilen, wenn jeder Zeuge fehlte, zu den Füßen des Geliebten, der vor ihr saß, sah ihm mit ihren verzauberten Augen voll sonderbarer Ruhe lang in's Angesicht und sprach: „Dieses Eine weiß ich gewiß; so wird Dich Keine mehr lieben.“ Ein andermal, da sie ihn düster in sich versunken sah, vielleicht hineingewühlt in sein vergangenes Leben, oder wenn er stürmte, sagte sie: „Könnte ich nur das Herz aus Deiner Brust nehmen!“ — „Du würdest darin,“ sprach er, „den Namen Viktorine finden, flammend eingeschrieben. Oder zweifelst Du?“ Sie verneinte ruhig, auf seine Worte war ihr das heilige Siegel der Wahrheit geprägt. Ihr Wesen war noch seelenvoller geworden, ihr Auge noch dunkler, lodernd, leidenschaftlich, ihre Wange etwas bleich, eine lichte

Verklärung der Liebe umfloß sie, man könnte fast sagen: eine Seraphsmelancholie! Und wenn Konrad so die Geliebte sah, dann wehte ein Schauer durch seine Brust, als hätte er unter einer schweren Fülle von prachtvollen Rosen, vom Sturme plötzlich auseinander gewühlt und wieder zusammengeworfen, ein dunkles Grab entdeckt, und er fragte: „Ist es denn möglich, kann denn der Mensch lange so unergründlich glücklich sein?"

Einst als Viktorinens Blicke sich in sein Angesicht verloren hatten, sprach sie: „Du sagtest einst von Dir selbst: „Ich weiß, daß ich nicht schön bin." Für mich aber hat Dein Aeußeres etwas melancholisch Schönes und das Gepräge der lebendigsten Sehnsucht!"

Als endlich Viktorinens Umgebung den Schleier durchblickte, unter dem das Geheimniß der Liebe ruhte, da ward der Neid sehr thätig und bemühte sich rastlos, haushohe Felsen, ja Berge, von denen die Verleumdung nicht der kleinste war, zwischen zwei Herzen zu werfen. Vor der göttlichen Kraft der Liebe aber verschwanden die Felsen und Berge wie Bilder einer Fata Morgana.

Stolz sprach die Geliebte zum Freunde: „Ich bin Dein!" wie auch ihm das Herz vor maßlosem Stolze schwoll. Und einst, als die unvergeßlich schönste Abendröthe, die Konrad je in seinem Leben geschaut, über den Bergen erglühte, stand die Geliebte als Braut vor ihm.

III.

Nun war, so zu sagen, ein Meer von den brennendsten Farben über Konrad's Leben ausgegossen. Eine der reizendsten Phantasien, die je sich seine Sehnsucht schuf, bestand darin, mit einer Frau, die er mit maßloser Leidenschaft lieben könnte, bald nach dem heiligen Bündnisse zu reisen und so mit ihr die Schönheit der Schöpfung zu genießen. Er versäumte nicht diese Phantasie zu verwirklichen, und die Wonne, die ihm nun zufloß, stieg in's Unglaubliche. Täglich einen neuen unerschöpflichen Reichthum der Natur zu schauen, zu schauen ohne Ende stets prachtvollere Berge und Thäler, Felsen, Wälder, Wasserfälle, Wildbäche, Ströme, Meere, die Morgen- und Abendröthe fremder Paradiese, ihre Nächte, ihren Mond, ihre Gewitter, all das göttliche, unausstaunbare Schau-

spiel, und das selige Bewußtsein zu haben: an deiner Seite steht ein herrliches Weib, das Alles, das Größte und das Kleinste, Alles in Dir mitfühlt, in Dir mitlebt, das du an der Hand nehmen, an dich drücken und mit Küssen überschütten darfst, wenn eine große Wonne durch dein Herz geht, das gab ihm einen Genuß, als wäre ihm jeder Sinn doppelt verliehen worden und als flutete ihm jede Freude in zweifachen Strömen zu. O wie arm und traurig ist das einsame Genießen selbst der höchsten Freude, so die Welt zu geben vermag, für den, welchen die Natur fähig schuf, die unbeschreiblich üppige und feine Wonne des Doppellebens zu fühlen! Ein ganzer Sternenhimmel von Glück, der sich über eine einsiedlerische Seele wölbt, ist kaum einen einzigen Stern werth am Himmel zweier Seelen, die in ein Leben zusammen geflossen sind. Welch' ein Erwachen an jedem freundlichen Sommermorgen, wo das blühende Antlitz der Geliebten wie ein paradiesischer Frühling in der Morgenstille vor ihn trat, welch' ein Wandeln durch duftende, schattenkühle Gärten, welch' ein Gang auf den Berg und in's Thal, welche Abende und Nächte, welche Reize der Musik und der Dichtkunst

und des unendlichen Lebens! Wenn sie auf seine Bitte am Klaviere niedersaß, jung, engelschön und gut, wenn sie die Leiter der süßesten und wehmuthschwersten Akkorde hinanstieg, wenn unter ihren Fingern die schmachtendste Melodienrose emporblühte, da ward ihm ihr Wesen unvergeßlich lieb und herrlich, da schwoll ihm das Herz namenlos vor Stolz, Sehnsucht und Liebe, und er sagte leise und recht oft zu sich selbst die berauschenden Worte: „Und sie ist mein!"

Die Zeit flog und der Tag forderte sein Recht. Die sterbensbange Schwüle des Schmachtens war vorüber, die Ruhe der Erfüllung legte sich wie ein klarer, balsamischer Abend über seine Seele.

Eines Tages sagte sie zu ihm: „Konrad, Du bist kälter geworden. Du bist nicht wie früher."

Er erwiederte: „Nicht kälter, Viktorine, aber ruhiger. Und das ist ja gut, sollte ich denken? Wenn die Flamme der Liebe stets so gewaltig und rasch lodert, so zehrt sie ja das ganze Oel des Daseins auf, so brennt sie ja den Palast des Lebens zu Asche."

Die Sturmwolke des Verhängnisses kam am Himmel leise und klein herauf.

Konrad und Viktorine hatten an einander so viel Verwandtes, Aehnliches und Gleiches bemerkt, und das war zu ihrem beiderseitigen Heile; zum Unheile aber hatten sie auch ein gleiches Temperament; er war sehr heftig, sehr leidenschaftlich und durch die hundert Würmer und Skorpionen, die seine Jugend rastlos gequält hatten, beinahe krankhaft reizbar — auch Viktorine war sehr heftig, sehr leidenschaftlich und durch das Schicksal, das durch ihr Leben geschritten, nicht viel minder reizbar.

Nun entfaltete sich vor Viktorinens Augen täglich mehr und mehr die Schönheit des Dichterherzens. Zugleich aber öffnete sich auch der entsetzliche Abgrund des Dichterherzens, ein Abgrund, so räthselhaft, daß ihn vielleicht nur Derjenige, in dessen Brust er ist, und jene Menschen ahnen können, die auf den herrlichsten Höhen des Geistes und der Gefühle stehen, daß ihn aber blos Gott vollkommen zu durchschauen vermag. In diesem Abgrunde spielten die golden grünen Schlangen der Phantasie ihre unheimlichen Spiele, und ein Dämon wohnte in der nächtlichen Tiefe und rief herauf: „Konrad, denke an deine bittere Jugend; ich will, Du sollst sie nie vergessen."

Die Pulvertonnen waren in der innern Welt der zwei Liebenden bereits gelegt, und es war gerade kein ungeheurer Pechkranz oder eine Riesenfackel, sondern öfter nur ein kleiner sprühender Funke erforderlich, um viel Zerstörung und Elend anzurichten.

Er hatte sich eines Tages ein überaus seltenes Buch zu verschaffen gewußt, das er in sehr kurzer Zeit dem Eigenthümer wieder zurückstellen sollte.

„Dieses Buch ist doch wunderbar prächtig!“ sagte er zu seiner Frau. „Es enthält Geheimnisse der Menschenbrust, die ganz eigenthümlich ergreifen. Du mußt jedenfalls den Inhalt erfahren. Ich will Dir einige der herrlichsten Stellen vorlesen.“

„Nicht einige Stellen,“ erwiederte sie, „das ganze Buch will ich kennen.“

„Gut, so will ich Dir das gange Buch vorlesen. Ich sage Dir, es wird Dich durchschauern, es ist wahrhaft genial schön!“

„Ich glaube es Dir. Doch ich will es ein andermal hören, jetzt habe ich ein Geschäft. Vielleicht in einigen Tagen.“

„Das kann nicht sein, Viktorine. Morgen früh muß ich das Buch zurückstellen.“

„Du wirst es wohl wieder einmal bekommen, Konrad?"

„Ich zweifle sehr. Der Eigenthümer macht eine Reise. Ich konnte es in keiner Buchhandlung erfragen. Es ist ein höchst seltenes Buch, Du mußt es kennen lernen, ich will es. Es steht mit meinem Leben in tiefer Verbindung. Es hat mich entzückt, und es soll nicht aus meinem Hause kommen, ohne von Dir gelesen zu sein."

„Einen Tag wenigstens wirst Du es wohl noch behalten können?"

„Wie ich Dir sagte, morgen früh muß es aus meiner Hand wandern."

„Ich möchte es gern lesen, oder Du solltest es mir vorlesen. Doch jetzt kann es nicht sein. Du wirst es schon einmal wieder bekommen, ich weiß es."

„Könntest Du Dein Geschäft nicht verschieben, Viktorine?"

„Das könnt' ich wohl, aber — es ist gut, wenn es heute abgethan ist. Das Buch wird schon zu bekommen sein. Forsche nur nach in den verschiedenen Leihbibliotheken."

Mit diesen Worten ging sie freundlich von ihm

fort. Am andern Morgen stellte er, seinem Verspre-chen gemäß, das Buch dem Eigenthümer zurück. Er war aber den ganzen Tag über nachdenkend, stiller und ernster als gewöhnlich.

Sie ward dadurch befremdet, stellte jedoch an ihn keine Frage. Erst Abends, da seine Verstimmung noch immer fortdauerte, trat sie vor ihn, nahm ihn bei der Hand, sah ihm in's Angesicht und fragte: „Was ist Dir?"

„Nichts," antwortete er.

„Warum bist Du nicht freundlich und warm?"

„Ich bin nicht unfreundlich und kalt," sagte er. „Ich fühle mich nur einsam."

„Einsam?" wiederholte sie, indem sie ihn mit ihren großen dunklen Augen betroffen, fast beleidigt ansah. „Also einsam fühlst Du Dich bei mir? Ich habe gehört, man könne sich bei einer wahrhaft gelieb-ten Seele nie einsam fühlen. Wie kommt das?"

Er sah eine Weile schweigend zur Erde. Dann sagte er düster, doch nicht unsanft: „Ich habe auch etwas gehört. Ich habe gehört, eine Frau, die ihren Mann mit der ganzen Kraft ihrer Seele liebt und in ihm ganz lebt, nehme auch Theil an all seinem Stre-

ben, an all seinem Hassen und Lieben, an allen Dingen, die ihm Freude, Schmerz, Ruhm, Ruhe oder Friedenlosigkeit verschaffen. Ich habe gehört, ein solches Weib gehe mit dem Manne gleichen Schritt. Was ihn entzückt, muß auch sie entzücken. Und spricht er zu ihr: „Du, das ist herrlich, das mußt Du kennen lernen, das wird dazu dienen, Dich in mein geistiges Leben noch tiefer einzuführen, Dir manche Aufschlüsse über meine Natur zu geben," so soll sie nicht rasten und ruhen können, bis ihr bekannt, was das Herz ihres Mannes so wunderbar bewegt hat."

„Ich verstehe Dich", sprach sie wehmüthig lächelnd. „Du zielst auf das Buch. Doch sieh, soll ich den ganzen Tag über in Büchern lesen? Hat eine Frau nicht wichtigere Dinge zu schaffen?"

„Wer sagt Dir das?" sprach er. „Ich möchte keine Frau haben, deren Hand vom Buche unzertrennlich ist. Aber Dein Herz soll mächtig verlangen, was ich, der Mann Deines Herzens, Dir empfehle."

„Es ist ja so, wie Du sagst, Konrad," antwortete sie. Ich werde das Buch schon lesen. Du wirst es gewiß wieder bekommen."

Etwas gereizt rief er: „Ich habe Dir gesagt,

ich werde es nicht mehr bekommen. Ich werde es vielleicht mein ganzes Leben hindurch nicht mehr bekommen. Und dann würdest Du es vielleicht lesen, um Dich mir gefällig zu erzeigen? Das möchte ich wieder nicht. Sondern wenn ich sage: „Das ist prachtvoll, das ist etwas für mich!" so sollst Du Dich aufgefordert fühlen, das Gepriesene kennen zu lernen."

„Ich fühle mich auch dazu aufgefordert," sprach sie. „Du kannst mir ja den Inhalt des Buches erzählen, und auf solche Art ist es für mich nicht auf ewig verloren."

„Erzählen? Das geht nicht an. Ein geniales Buch ist für sich einsam und allein in der Welt. Du kannst die Rose malen, Du kannst Dir aus Papier eine schnitzen, aus Wachs eine bilden. Die Original-Rose aber hast Du nicht, die Rose mit dem köstlichen Dufte, mit ihrer Farbenglut."

Sie scherzte und tändelte nun die Falten von seiner Stirn, und es war wieder Sonnenschein.

Die schwarze Wolke des Verhängnisses kam näher. Sie grollte, ein Blitz zuckte aus ihr.

Eines Tages trug sie ein Kleid, das seinen Geschmack beleidigte. Seine Phantasie fühlte sich gestört,

das Kleid entstellte ihren schöngebauten Körper — so dachte er wenigstens — er wollte sie stets so reizend und herrlich sehen, wie sie ihm vor dem ehelichen Bunde erschienen war. Er drückte daher den Wunsch aus, dieses Kleid nicht mehr zu sehen.

Zwei oder drei Wochen waren verschwunden, und als er eines Tages nach Hause kam, trug sie wieder das ihm verhaßte Kleid. War es aus Vergeßlichkeit geschehen? Oder hatte sie es angezogen, um sein Auge daran zu gewöhnen? Zum Unglück war auch noch der Ärger in ihm, den ihm heute fremde Menschen gemacht hatten. Er ward wieder stiller, ernster, kälter; es trat ein düsteres Schweigen ein. So verging der Nachmittag.

Abends dachte er, sie würde zu ihm kommen und ihn um die Ursache des Schweigens fragen, er wollte sie ihr dann sagen und Alles sollte wieder gut sein. Er sehnte sich sehr, daß sie kommen möchte. Stunde auf Stunde verging — Viktorine erschien nicht. Schon wollte er zu ihr gehen, doch der Gedanke hielt ihn zurück: Das Weib soll weich und zuvorkommend sein, sie soll dem stolzen, mit sich selbst kämpfenden Manne einen Schritt entgegen kommen.

Auf solche Art ward aus dem unbedeutenden Schweigen ein bedeutungsvolles.

Als er am nächsten Morgen in seinem Kabinet einsam und nachdenkend hin- und wiederging, hörte er im angrenzenden Zimmer laut und heftig weinen. Sogleich schwoll ihm das Herz, und eine bittende Stimme rief ihm daraus zu: „Geh' hinaus und sprich zu ihr. Nimm sie bei der Hand und sei freundlich!" Doch aus eben diesem sonderbaren Herzen rief ihm gleich darauf eine andere Stimme. „Bleibe, warte! Sie kommt vielleicht doch zu dir, sie wird gewiß kommen und an deinem Halse weinen. Dann umschlinge sie, dann küsse sie, dann sei mit ihr überaus herzlich und seelenvoll."

Sie aber erschien nicht. Da sah er finster, und seiner aufwogenden Brust entstieg der düstere Gedanke: „Sie kennt dich doch nicht, sonst wäre sie gewiß gekommen!"

Als er sie in der Stunde der Versöhnung fragte, warum sie nicht gekommen, antwortete sie: „Weil ich Alles vermeiden will, was einem Aufdringen ähnlich sieht."

Darauf sagte er: „Du würdest anders handeln, wenn Du Dich bemühen möchtest mein Wesen zu ergründen. Es gefällt mir, wenn ein zärtliches Weib

sich dem Manne aufdringt, wenn nur erst das Herz gesprochen hat: „Ich weiß es sicher, er liebt mich, aber er ist sonderbar. Ich sage Dir, Viktorine, es ist etwas ganz Eigenthümliches in meiner Dichterbrust: ein sehr stolzer und grausamer Engel kämpft mit einem sehr weichen und demüthigen! Ich kann dem geliebten Wesen wehe, unaussprechlich wehe thun, während mir nicht minder wehe geschieht, während ich dabei im Innern blute! Darum dringe Dich mir nur immer auf und fürchte nichts."

„Ich denke," sprach sie, „Du könntest mich zurückstoßen, und auch ich bin stolz."

„Und sollte ich Dich auch zurückstoßen, o so laß' nicht ab von mir und sei größer als die andern Frauen! Fasse dann meine Hand, wirf Dich an meine Brust, rufe mich bei meinem Namen, sprich: „Ich weiß, Du liebst mich doch, und ich will nicht früher von Dir gehen, als bis Du mir wieder gut bist!" dann wirst Du sehen, wie endlich der gute Engel in meiner Brust über den bösen siegen muß, und ich werde Dir dafür sehr dankbar sein und stille bei mir sagen: Sie ist doch ein herrliches Weib!"—

Zwischen solchen Szenen gab es die sonnigsten

Tage, die man sich denken kann, und diese Tage hatten die wonneschwersten Stunden, die wonneschwersten im vollsten Sinne des Wortes. Da war Konrad sanft und feurig, sein Blick liebevoll, sein Ton zärtlich, Viktorine hingegen war ganz aufgelös't, ganz zerschmolzen in Seligkeit, so daß sie sagte: „Würdest Du immer so sein, dann wäre ich das glücklichste Weib auf Erden! Ich gesteh' es Dir, ich könnte dieses Glück kaum ertragen O Du kannst, wenn Du willst, wie kein anderer Mann auf der ganzen Welt, ein Weib unermeßlich selig und unermeßlich elend machen! Eben deßwegen, weil Dir diese Gabe verliehen ward, fühle ich mich grenzenlos unglücklich, wenn Du mir ein Wehe bereitest. O bleibe doch immer so, wie Du jetzt bist!"

Konrad erwiederte: „Ich will's. Doch bitte ich Dich, komme mir zu Hilfe. Dir sind meine stürmischen Jugendjahre bekannt, Du weißt, daß sie ein dunkles Blut in mir machen mußten."

Die Wolke des Verhängnisses rückte näher, ihr Blitz ward flammender, ihr Donner stärker.

Als Konrad eines Tages — es herrschte wieder ein bedeutungsvolles Schweigen — in seinem

Kabinet auf und niederschritt, hörte er Viktorine in ihrem Zimmer düster weinen, dann aber erbitterte, abgebrochene Reden gegen ihn ausstoßen. Zornig riß er die Thüre auf und rief hinaus: „Früher dachtest Du mich durch Schweigen zügeln zu können, nun willst Du mich durch Heftigkeit und Gewalt regieren. Du wählest gerade das verkehrte Mittel. Heftigkeit und Gewalt können mich nicht zähmen, können mich verschlimmern, aber nicht bessern, und stürzte der Himmel ein! Zwischen Schweigen und Heftigsein liegt die blanke Straße, die Du wandeln solltest, sie heißt Sanftmuth!"

Da sie in diesen Tagen nicht zu ihm kam, bezwang er sich selbst und trat vor sie hin, um sich mit ihr zu versöhnen. Doch es war eine finstere Stunde: Viktorine wandte sich von ihm ab. Nun flammte der beleidigte Stolz in ihm empor: „Ich bereue es," rief er, „ich schäme mich, zu Dir gekommen zu sein. Doch es soll nie mehr, ich schwör' es Dir, nie mehr geschehen! Du glaubst stets Recht zu haben, immer bist Du, so überredest Du Dich, der leidende Engel, ich der quälende Teufel! Doch es ist nicht so, bei Gott! mir sagt es mein Herz, es ist nicht so!"

Nach diesem stürmischen Auftritte sah sie müde und gebrochen aus. Sein Gemüth war zerrissen. „Ich bin ein junger Mann," sagte er sehr traurig zu ihr, „bin feurig und leidenschaftlich. Du aber bist so müde, als würdest Du schon verblühen, bist so todt! Was habe ich Dir denn so Schreckliches gethan? Ach, glaube mir, ich fühle mich nicht glücklich. Hast Du nicht die Zauberkraft in Dir, mich zu bändigen? Du hast sie, willst sie aber nicht gebrauchen."

Und wieder kamen reizende Tage voll Sonnenschein, wieder blühten die Rosen.

Doch die Wolke des Verhängnisses war ganz nahe gerückt; sie flammte schauerlich und donnerte gewaltig, weit hinaus über die Berge nachschmetternd!

Konrad hatte ein Zimmer, dessen Wände ganz mit Bildern ausgeschmückt waren; theils Porträte der schönsten Frauen, theils ideale weibliche Gestalten. Als er nun eines Tages nach Hause kam, fand er die Wände nackt, die Bilder waren fort.

„Wo sind die Bilder?" fragte er Viktorine.

Sie erwiederte mit einer sonderbaren Ruhe: „Ich habe sie verbrannt."

Sie lange anstaunend, rief er: „Du hast sie verbrannt? Die herrlichen Bilder? Und warum das?"
„Weil es endlich einmal Zeit ist," versetzte sie, „den phantastischen Jüngling abzulegen und Mann zu werden."

„In der That?" fragte er, sich in die Lippe beißend, „das ist ja vortrefflich!"

Sie hatte in einer Art Eifersucht die Bilder hinweggenommen und aufbewahrt, nicht aber, wie sie vorgab, verbrannt.

Nun war der schlafende Tiger in ihm aufgeweckt, schlug die Augen auf und richtete sich langsam empor.

„Du bist undankbar gegen mich!" rief sie. „Was habe ich denn an Dir? Du bist nicht reich, nicht schön, und ohne Liebe."

„Du solltest stolz auf mich sein und nicht so reden. Ich glaube Alles in mir zu haben, was ein Weib, das mich zu behandeln versteht, glücklich machen kann. Reich bin ich nicht. Auch nicht schön. Doch wie? Du sagtest ja einst," fügte er durchdringend bitter hinzu, „ich hätte ein melancholisch schönes Äußeres und das Gepräge der lebendigsten Sehnsucht?

Wie kommt es nun, wie bin ich plötzlich unschön geworden?"

Und sein Zorn ward wie ein reißender Wildbach, der auf vollen, pfeilschnellen Wogen entwurzelte Bäume fortführt. Er schritt zur Harmonika und rief: „Sirene, auch du hast mich verführt!" und schlug mit wüthender Faust in das Instrument, daß es zertrümmert war.

Nun funkelten die Augen der Gattin wie die einer gereizten Löwin. Schnell hatte sie den Mantel umgeworfen, den Hut aufgesetzt und rief, indem sie zur Thüre flog: „Jetzt geh' ich fort, und nimmer siehst Du mich wieder! Was immer mit mir geschieht, Du magst es verantworten, wenn Du es nur verantworten kannst!"

Er eilte ihr vor, faßte das verzweifelnde, glühend schöne Weib bei der Hand und sagte: „Du bleibst hier! Keinen Schritt über die Schwelle!"

Sie wollte sich ihm entwinden und rief: „Laß mich fort, ich hasse Dich!"

„Du bleibst," entgegnete er. „Ich habe es gesagt. Ich bin Dein Herr! Ist das der Gehorsam, den Du mir am Altare zugeschworen hast?"

Da sie von ihrem Vorhaben nicht abstehen wollte, so drängte er die erhitzte, leidenschaftliche Gestalt, die voll flammender Schönheit war, zurück bis zum Divan. „O, jetzt sieht Dein wahrer Geist aus Dir," rief sie voll Hohn, „häßlicher Mann!"

„Ich will häßlich sein," rief er empört und lächelnd, „und noch häßlicher! Du machst mich so!" Und bei diesen Worten machte in ihm der wilde Tiger des Zornes einen Riesensprung.

Darauf warf sie sich plötzlich todtenblaß auf den Divan hin, brach in ein lautes, zärtlich leidenschaftliches Weinen aus, rang die Hände und rief mit sanft verklingender, gebrochener Stimme: „So beträgt sich der Geliebte! O Gott! Und ich bin — Mutter!"

Konrad schritt heftig auf und nieder. Er litt fürchterlich. Das Wort: „Mutter!" hatte ihn mit unaussprechlicher Gewalt getroffen. Es wäre ihm jetzt eine Wonne gewesen, wenn ihm Jemand einen Dolch in die Brust gestoßen hätte. Sein Herz war zum Schlachtfelde für Dämonen geworden, zum blutigen, donnernden, blitzewerfenden Schlachtfelde! Er wüthete gegen sich selbst! Aber plötzlich flog Konrad zum Divan hin, und warf sich in unergründlicher

Wehmuth und vom tiefsten Erbarmen wie von Messern durchschnitten über die Weinende, und weinte heftig mit ihr und suchte mit seinem Munde ihre zum Wermuthsbecher gewordenen Lippen, die ihm auswichen. „Weib, das mir einen Himmel und eine Hölle gibt," rief er, „warum martern wir uns so? Ich schwöre es Dir, ich liebe Dich mehr als mich selbst, schrankenlos, unendlich, aber ich bin ein grausames Räthsel der Natur! Ach, ist es Dir denn nicht möglich, mich zu ergründen, diesen Faust-Byron zu studiren, und mich an der Rosenfessel einer engelartigen Sanftmuth zu lenken? So müssen wir uns ja endlich zerstören in einem unseligen Chaos von Liebe und Zorn! Steige hinunter in den Abgrund meiner Seele, fürchte nichts von den Schlangen, die Du in der dunklen Tiefe sehen wirst, sie werden Dir nichts zu Leide thun, durchforsche mich mit all' Deiner Kraft ganz und gar, und Du wirst am Ende finden, daß ich ein guter, aber sehr unglücklicher Mensch bin! Gott im Himmel! Was soll ich noch reden, was soll ich denn noch thun, meine Viktorine? Ich nehme ja mein Herz aus der Brust und zeige es Dir? Kann ich denn noch mehr thun? O, die Natur war zu grausam als sie

uns schuf, als sie Kräfte bildete, die sich so leidenschaftlich anziehen und so leidenschaftlich abstoßen! Das war ein grausames Meisterstück, über das ein Seraph weinen könnte! Ich kann es nicht fassen, ich muß verzweifeln!" — —

Nicht sehr lange darauf bemerkte Konrad mit Staunen eine Veränderung, die in Viktorinens tiefstem Wesen sich offenbarte: sie war so wunderbar weich und gütig gegen ihn, wie er sie noch nie gesehen hatte, so geschmolzen, sie war wie der weiche, zerflossene Ton einer vortrefflichen Amati-Violine. Sie schien ein neues geistiges Auge bekommen zu haben, um das leiseste Begehren seines Herzens zu lesen, bevor es noch der Mund kund gab. Er konnte sich diese merkwürdige Erscheinung, die beseligend auf ihn wirkte, nicht erklären, und als er seine Viktorine fragte, warum sie plötzlich so wunderbar herrlich und zerflossen gegen ihn geworden sei, antwortete sie: „Weil ich Dich früher nicht gekannt habe. Sieh, nahe ist der Tag, wo ich Dir ein Kind gebären werde. Ein großer, gefährlicher Tag! Ach, wenn es mein — Todes-Genius wäre! Ich habe heute gebeichtet und das heilige Abendmahl empfangen."

Eines Morgens sagte sie zu ihm: „Ich habe sehr düstere Morgenträume seit einiger Zeit. Ich wandle auf Kirchhöfen, in dichten, schweren Nebeln. Das macht mich so sonderbar traurig!“ — Dann kniete sie wieder zu seinen Füßen wie einst, sah ihm freundlich wehmüthig in's Angesicht und sagte: „Jetzt wirst Du mich nicht mehr lange haben!“ Dann sprang sie auf, öffnete die Thüre seines Kabinets und sprach zu ihm, der ihr folgte: „Ich weiß, wo ich ruhen werde, wenn ich gestorben bin; siehst Du hier die Stelle an der Wand, da wird mein Sarg stehen.“ — Und als sie später bei der prächtigen Harmonika saß, die er ihr gekauft hatte, und jenes schmachtende Lied spielte, das er noch aus dem Frauensalon kannte, so kam ihm ihr Angesicht so blaß, ihr ganzes Wesen so schwärmerisch vor, daß eine ahnungsvolle Wehmuth durch sein Herz schauerte, daß er sich nicht enthalten konnte zu ihr zu gehen, seinen Arm um ihren Nacken zu legen, sie mit all seiner Liebe anzublicken, ihr einen sanften Kuß zu geben, dann — an ihrem Halse still und innig zu weinen. „Konrad!“ rief sie mit dem bebenden Flötentone der weiblichsten Zärtlichkeit — „ach, Konrad, Du tödtest mich, wenn Du so liebevoll bist!“

— und ihre Augen waren plötzlich warm, glühend, schmelzend, feucht! — „Siehst Du, wie herzlich Du seinst kannst?“ sagte sie. „O, jetzt bist Du schön! Wenn Du es nur wüßtest, wie göttlich schön Du jetzt bist!“ Und er mußte bei dieser Engelsprache nur noch stärker weinen, und auch über Viktorinens Wangen floßen schwere Thränen. „Was hast Du Dir denn gedacht, als ich spielte, und was hat Dich denn so traurig gemacht?“ fragte sie ihn und zeigte ihm den glänzenden, freundlichsten Wehmuthshimmel ihrer Augen, in denen eine Liebe lag, wie er noch nie gesehen.

„Laß mich schweigen,“ rief er, „ich kann es nicht sagen, was ich mir gedacht habe!“ Aber er brauchte nicht zu reden, sie ahnte ihn, und wunderbar! plötzlich war, so zu sagen, ihr Angesicht ein unaufhaltsamer Strom von Thränen, laut und erschütternd bis in die tiefsten Nerven weinte das prachtvolle Weib an seiner Brust, und konnte kaum stammeln: „Nein, so weit wird es ja nicht kommen — das wäre ja ein fürchterlicher Schmerz — das wäre zu früh — das wäre gräßlich, o Du armer, tiefgeliebter Mensch!“ —

Einige Tage verfloßen auf diese höchst merk-

würdige Stunde. Dann gebar sie ihm unter herzzerreißenden Qualen ein Kind — es war ihr Todesgenius!

Als der Arzt die Flamme der Hoffnung zu einem kleinen, matten Funken verminderte, als er sagte, dieser Funke dürfte über Nacht auslöschen, wollte es Konrad nicht glauben; der Gedanke, daß der Tod durch seine Gemächer schreiten sollte, um die Gattin in ihrer Jugendschönheit und Jugendkraft hinweg zu nehmen, war ihm märchenhaft fremd, war ihm unmöglich. Er dachte, sie würde genesen, noch lange leben, und er würde einst vor ihr sterben — und sollte der Tod wirklich ihr Herz ergreifen, so müßte noch in der letzten Minute ein Wunder aus dem Himmel niederflammen, oder es müßte ihn das Schicksal erst reif machen, gleichsam einen Erdball von Schmerz auf seine Schultern zu nehmen.

Als nun die schwermüthigste, bedeutungsvollste aller seiner Nächte kam, als nun wirklich der Tod seine unheimlichen Spiele auf Viktorinens Angesicht begann, da ließ Konrad sich auf den Stuhl nieder, der vor dem Lager der Kranken stand, und sah sie — so namenlos hatte er bereits gelit-

ten — gefühllos an. Ihr prächtiges Lockenhaar war verworren und schauerlich aufgethürmt, auf der Stirn schlug der gräßliche Schmerz seine Wellen, die dunklen Augen blickten sehr fremdgeistig — vor der Kranken standen die Menschengestalten wie kolossale Schattenbilder, sie befand sich wie unter haushohen Trümmern und schien sich voll Angst emporringen zu wollen aus dichtem Rauche und unsäglicher Hitze; darum warf sie sich von einer Seite auf die andere, hatte nirgends Kühlung und Ruhe, und wollte nicht im Bette bleiben, so daß Konrad herzzerreißend ihren Namen rief, sie beschwor und bei der Hand hielt — aber ach! der Arm war so steinkalt bereits, und nun sollte der Tod langsam zum Herzen hinaufsteigen und es tödten — es war für Konrad nicht anders, als kämen durch die Nacht schauerlich rauschende Wasser heran, noch fern, aber näher und näher — nun warf sich die Kranke empor und rief: „Ich leide übermenschlich, das kann ich ja nicht ertragen!“ — und später: „Ich bin lebenssatt!“ — und später: „Ja, Herr, Du wirst mich zu Dir nehmen!“ — und später: „Ich brauche ja Ruhe, ich will ja nichts als Ruhe; o nur das kleinste Plätzchen für

mich und mein Kind, wo es kühl und ruhig ist, ich will mich mäuschenstill halten und mich nicht rühren!" — und später: „Lebe wohl! Geh' vortrefflich durch Dein Leben, Du siehst schon, wie ich leide!" — — O, dieser unendliche Jammer machte aus seinem Herzen ein todtes, stummes Meer!

Dann war es ihm, als wollte sie ihm noch die Hand drücken und einen Kuß geben — leise sagte sie: „Ich weiß es, Dein Herz ist sehr gut, und nun lebe wohl, lebe wohl! Und nun lösche das Licht aus, sonst kann ich nicht schlafen, sonst kann ich nicht zur Ruhe kommen! Lebe wohl! Vor Ein Uhr muß ich fort sein. Wo ist mein Kind?"

Und noch hundertmal wiederholte sie: „Lebe wohl!" Es war ihm, als müßte er todt vom Stuhle sinken.

O, sein ganzes Herz hätte er ihr in der bittern Todesstunde zeigen mögen!

„Betrachte diesen Mund," dachte er, „er soll nicht mehr zu dir reden, soll dir keinen Kuß mehr geben. Betrachte diese Augen, sie sollen dich nicht mehr durch den Thränenschleier grenzenloser Zärtlichkeit anblicken. Betrachte diesen Arm, er soll dich nicht mehr, ewig

nicht mehr umschlingen. Betrachte diese Gestalt, sie soll sich nicht mehr bei der Harmonika oder dem Klaviere niederlassen, sie soll nicht mehr mit dir durch die Schöpfung gehen, sie soll in undurchdringlich tiefer, feuchter Erdennacht — verwesen! Es ist nicht möglich! Es ist nicht möglich!"

Nun schlug die Zimmeruhr mit tiefen, feierlichen Silberklängen Zwölf. Nun verstummte der Todesjammer und das unaufhörliche, markdurchdringende Lebewohlrufen — nun spielte um die Lippen das letzte heilige Wetterleuchten des sterbenden Herzens.

Konrad forschte in ihrem Angesicht, kein Zug entging ihm, denn seine gefolterte Seele war bereits eiskalt.

O, das Brechen des geliebtesten Menschenherzens in der Nacht bleibt schauerlich, unvergeßlich schauerlich, namenlos, unbeschreiblich! Wer es je gefühlt, der weiß es.

„Nun muß ein Zucken um die Lippen kommen," dachte er, „und das muß das letzte sein! Das ist das Ungeheure, das Unerträgliche!"

Nun blickte ihr Auge entsetzlich müde und als säh' es aus einer unendlich weiten Entfernung in's

Leben herein — nun zuckte um den Mund ein traumhaft leises, verlornes Wetterleuchten —— nun stand Konrad vom Stuhle auf, schritt in die Mitte des Zimmers und rief: „Nun schwebt mein Herz, ein einsamer, flügelgebrochener Adler, in der unendlichen Welt, zwischen Erd' und Himmel! Herr über Leben und Tod, nun ist mir Deine Welt leer und ausgestorben!" ——

Er trat zur Leiche hin und zog ihr den Ehering vom Finger; — da mochte wohl eine Weltgeschichte von Gedanken und Gefühlen auf seinem Antlitz gewesen sein, und hätte ihn jetzt ein Raphael porträtiren können, er hätte seinen tiefsten Karakter gewiß herrlich getroffen. Dann legte er ihr zwei schwere Goldmünzen auf die Augenlieder, damit sie sich schließen sollten. Als er später diese Goldmünzen von den geschlossenen Augen nahm, beschloß er sie aufzubewahren, sie nie auszugeben in seinem ganzen Leben, und sollte er bis zum Hungertode kommen.

Ein weißer Schleier ward über die Leiche gebreitet. Konrad aber warf sich müde von durchwachten Nächten auf den Divan, um den schwermüthigsten Schlaf seines Lebens zu schlafen. Nach kur-

zer Ruhe sprang er auf und hob den Schleier — da ruhte Viktorine, im Arme ihr todtes Kind; ein strenges, tiefernstes Gepräge des Todes hatte sich bereits auf ihr schönes, ewig theures Angesicht gelegt, die Hand war starr geworden — fürchterlich schnell waltete der Tod. Und wie Konrad sie in dieser Ruhe sah, dachte er noch einmal an die reizende, zauberstille Erscheinung am Grabe des Freundes, noch immer glühte ihm das Morgenroth der Wange durch grüne Weidennacht, noch immer standen ihm zwei große dunkle Augen in der Abendstille gegenüber, noch immer lag der Kranz auf dem Hügel, und wieder saß sie bei der Harmonika, schwärmerisch schön, und er ging zu ihr und war seelenvoll gut, und eine Flötenstimme rief: „Konrad, Du tödtest mich, wenn Du so liebevoll bist!" — und wieder lag das prachtvolle Weib an seiner Brust, durchdringend weinend, und sprach: „Nein, so weit wird es ja nicht kommen!" — O, was ist der Mensch!

Er ordnete nichts an; als er aber am Tage einmal nach Hause kam, hatte man die Leiche in den Sarg gelegt, und dieser stand in seinem Kabinet, gerade an jener Stelle, welche die Todte in ihrem Leben

bezeichnet hatte. Er trat noch einmal hin zu ihr, öffnete ihre Augen, aus denen der gebrochene Stern sah, drückte die schwere, erstarrte Hand, küßte sie, legte sie an sein Herz und sprach: „Nicht wahr, wir haben uns doch verstanden, wir haben uns doch unermeßlich geliebt!“

In den darauf folgenden Nächten lag sie mit ihrem sanften Leidensgesichte an seiner Seite — er fuhr empor und sein angstvolles Auge suchte sie im ganzen Zimmer — oder er fühlte sich, wenn er entschlummern wollte, von zwei starken Armen halb emporgehoben, dunkle, geflüsterte Worte stahlen sich in sein Ohr, aus seinen geschlossenen Augen aber floßen Thränen und über seine Lippen kam voll schwerer Sehnsucht die Betheuerung: „Ich liebe Dich! Ich liebe Dich! Werden wir uns wiederseh'n? Viktorine! Unglückliche, gemarterte Mutter!“ —

In der ersten Zeit war sein Herz ein festgefrorner Strom, und die Zypressen hingen, von keiner Luft bewegt, lautlos darüber. Als wieder Frühlingslüfte durch die Zypressen schlüpften, säuselten sie, der Strom floß, schwoll über die Ufer und rollte in berghohen Wogen der Schwermuth.

Er redete, wenn er allein war, wie mit einem Luftbilde, freundlich, zärtlich, wehmüthig; er durchlief hundertmal alle Szenen der Liebe, und wenn er sich mit seiner flammenden Phantasie in die glühendste Seligkeit hineinlebte, die ihm einst das herrliche Weib gegeben, dann ging über sein Angesicht ein namenloses Schmachten, dann fühlte er die Martern einer langsamen geistigen Selbstverbrennung; dann warf er sich stumm auf den Divan, und sein Herz ward gleichsam zur riesigen Windharfe, die der Wahnsinn durchdonnerte in den schauerlich schönsten Akkorden!

In der Zeit dieses heiligsten Schmerzes gelangte ein versiegeltes Blatt in seine Hand. Er las:

„Zittere, wüthender Tyrann, vor der Rache des Gewissens und des Himmels! Du hast gefrevelt an der heiligen Natur, Du hast das beste und sanfteste Weib der Schöpfung zu Tode gefoltert! Die Wände hatten Ohren, Alles ist bekannt, Du hast gehandelt wie ein wuthentflammter Teufel in Menschengestalt. Du hast mit grimmiger Barbarenfaust den edlen Zauberpalast eines weiblichen Lebens langsam in Trümmer geschlagen, und unauslöschlich, wie einem Kain, ist Deiner Stirn aufgedrückt das Siegel

Deines Frevels. In dieser Schöpfung kann es für Dich keinen Frieden mehr geben, Du mußt wandeln in der Nacht des Fluches, Du herrlicher, unübertrefflich dankbarer Mensch! Doch das Eine weiß ich gewiß: die Rache bleibt nicht aus, sie wird kommen, mit Riesenkraft sich über Dich, großer Sünder, stürzen und Dich zermalmen!"

Verächtlich warf Konrad das Blatt auf die Erde, setzte den Fuß darauf und rief: „Ihr Thoren mit den Maulwurfsaugen! Was wisset ihr von diesem gordischen Knoten? Ihr könnt ihn mit dem Schwerte durchstümpern, am Ende durchhauen, aber nicht lösen! Ich hebe furchtlos meine Hand auf zum Geiste des Universums, er vermag den Abgrund dieser Brust zu durchschauen. Er sende mir den geistig Ebenbürtigen, mit ihm will ich reden und er wird mich verstehen, nicht aber mit solchen Menschen, die mir den reinen, heiligen Schmerz um die Todte trüben und vergiften wollen!" —

Um sich zu zerstreuen, warf er sich in geselliges rauschendes Leben, doch hier konnte sein schwermuthkrankes Gemüth keine Genesung finden; ward ihm das Herz zu schwer, so ging er hinaus zu den großartigen

Bergen, doch hier ward es ihm noch viel schwerer, unerträglich schwer, denn die Natur will nicht einsam genossen werden, sie fordert allerdings eine Einsamkeit, aber die seelenvolle, weltreiche Einsamkeit der Freundschaft und Liebe.

Konrad dachte: „Wie wenig der Mensch braucht, um wahrhaft glücklich zu sein, habe ich mit meiner Viktorine erfahren. An manchem freundlichen Sommermorgen brachen wir auf, um in irgend eine benachbarte interessante Gegend einen Ausflug zu machen. Sie ging in einem einfachen, geschmackvollen Kleide an meiner Seite, ich fühle noch ihren Arm; die Landschaften entfalteten sich rechts und links im üppigen Sonnenglanze, die Glocke eines nahen Dorfthurmes scholl in zarten, unsichern Silberklängen durch die lachende, goldene Einsamkeit; ein Berg lag vor uns, gegen Mittag war er erstiegen; da war vor uns eine unermeßliche Schönheit der Natur: welche Berge in der Ferne! welche dunkelgrüne Landschaften! welch ein Strom, der wie eine silberne Riesenschlange in der heißen Mittagssonne schlief! welch eine Fülle von Schmelz, Freundlichkeit, Melancholie und Wonne! Wie schön, wie herrlich ward da

das Auge meiner Viktorine! Eine unvergeßliche, wahrhaft göttliche Poesie brannte darin, namenlos sanft! Kein Weib hatte solch ein Gefühl für die Natur wie sie! Sie konnte werden wie die personifizirte Fröhlichkeit! Sie konnte weinen, und ich ließ es geschehen, in stiller Freude an ihr! Ging da vielleicht der Schauer der Vergänglichkeit durch sie? Ahnte sie vielleicht, daß sie von all dieser Herrlichkeit bald Abschied nehmen müsse? Möglich. Ihr Körper war zart organisirt. Wenn der Abend sich geröthet hatte, waren wir vom Berge niedergestiegen. Wenn die Nacht hereingebrochen war, befanden wir uns wieder in unserer Wohnung. Hier umarmte sie mich und sprach: „Ich danke Dir, ich bin heute sehr glücklich gewesen!" — Man handelt nicht gut gegen mich. Bei Gott! Man ahnt nicht, wie namenlos ich litt, als Viktorine krank war. In der einzigen Sterbenacht büßte ich die schwersten Sünden meines Lebens! Noch immer befinde ich mich im Sterbezimmer, noch immer ist mir ihr zierliches, prächtiges Haar verworren und schauerlich aufgethürmt, noch immer kräuselt der Schmerz auf der Stirn seine Wellen, noch immer blickt ihr Auge so leidend, so fremdgeistig, noch immer hebt sie sich

voll Schmerzen behutsam empor, und legt sich von der rechten auf die linke, von der linken auf die rechte Seite, und hat nirgends Kühlung und Ruhe, und ist überall das ärmste Wesen in der Schöpfung, noch immer ruft sie: „Lebe wohl!" vom dämmernden Abend angefangen bis in die Mitternacht, „lebe wohl, lebe wohl!" daß mir der trostlose Nachhall im Ohre nicht ersterben kann durch alle Tage des Lebens! O, ich habe entsetzlich gelitten, weil ich sie so tief geliebt habe! Und doch gibt es so böse Stimmen gegen mich! Doch am Ende schüttle ich alle diese Würmer und Nattern verächtlich mir vom Leibe, die sie auf mich werfen."

Er trat vor Lord Byron's Bild, das in seinem Zimmer hing, und sprach: „Die Ehe ist das heiligste, tiefheimlichste, seeleninnigste Verhältniß, das wir im Leben finden können. Beide Theile mögen sehen, wie sie mit sich in's Reine kommen, sie sind sich selbst Kläger und Richter! Es gibt hier selten, höchst selten eine einsame Schuld, fast immer eine Doppelschuld! Denn sie sind geworden ein Körper und eine Seele, oder sie sollen es wenigstens geworden sein. Die Welt hat nicht das Recht, diesen unbeschreib-

lich zarten Schleier zu heben, unter dem geheimnißvolle Freude und geheimnißvolles Leid sich bergen, und sie vergeht sich schwer, wenn sie den einen Theil selig spricht und den andern verdammt. Auch Du, Byron, hast das erfahren, auch Du hast von fremder Einmischung erstaunlich viel zu leiden gehabt. Man nannte Dich einen Nero, einen Apicius, einen Epikur, einen Kaligula, einen Heliogabalus, einen Heinrich VIII.; man nannte Dich den verworfensten Gatten, Du standest, so zu sagen, in der Beleuchtung des düster rothen Höllenlichtes, ein quälender Teufel, Deine Frau aber verklärt in dem Lichte des Himmels, ein duldender Engel! Hat man Dich dadurch gebessert? Gewiß nicht. Doch schrecklich bitter, fürchterlich heimatlos gemacht! Ich habe gefehlt, groß gefehlt, ich läugne es ja nicht, ich bin zu stolz dazu. Die Mutter meiner Fehler war nicht, wie man dachte, mein Herz! Das war vielleicht besser als das meines empörtesten Klägers." —

Nach dem Tode seiner Frau hatte Konrad die Tochter seiner verstorbenen Schwester zu sich genommen, eine vierzehnjährige Waise, und ließ sie in

allen weiblichen Arbeiten, dann in der Musik, Weltgeschichte, Geographie, Physik und in Sprachen unterrichten; kurz, er ließ dem weiblichen Wesen eine vortreffliche Bildung geben. Dafür aber liebte ihn auch das Mädchen wie einen Vater und nannte ihn auch so.

Mit stillem Kummer sah Emma — so hieß das Mädchen — wie der Vater sich einer tiefbrütenden Schwermuth überließ. Oefter begab er sich in ein abgelegenes Zimmer, dessen Fenster auf den Garten hinausgingen, schloß sich hier ein und verweilte lange. Kam er endlich wieder heraus, so hatte sein Angesicht eine todtenbleiche Farbe und sein Auge einen unheimlichen Glanz, als hätte er in dem geheimnißvollen Zimmer den Schleier der Wahrheit gelüftet, ihr in's Antlitz geschaut und mit ihr gesprochen.

Oefter in stillen Mitternächten saß Emma in ihrem Bette auf und fragte sich selbst: „Was mag wohl der Vater Geheimnißvolles in jenem Zimmer schaffen? Was mag sich dort Räthselhaftes begeben, das seinen Wangen eine so ergreifende Leidensbläße und seinen Augen eine so fieberhafte Glut verleiht? Zieht er sich vielleicht in das abgelegene Zimmer zurück und schließt sich ein daselbst, um sich ungestört

im Geiste mit seiner Gattin beschäftigen zu können? Ich seh' ihn aber auch öfter im Garten wandeln, einsam, und er denkt gewiß an sie, doch nie sah ich ihn mit so verstörter, mit so ganz eigenthümlich befremdender Miene zurückkommen, die ich an ihm bemerke, wenn er jenes Zimmer verläßt."

Endlich vermochte sie die tiefverschlossene Schwermuth des Vaters nicht länger zu ertragen, und theils weibliche Neugier, größtentheils jedoch kindlich zärtliche Furcht, daß sich derselbe einmal ein Leid zufügen möchte, brachten sie zum Entschlusse, ihn zu belauschen.

Eines Tages stand sie leise bebend vor der Thüre, die der Vater hinter sich verschlossen hatte; was sie jedoch vernahm, konnte sie nicht befriedigen, sie hörte wie er durch das Zimmer schritt, dann stehen blieb, dann zu Jemanden sprach; zu wem und was er sprach, blieb ihr unbekannt.

Es gelang ihr endlich in günstiger Stunde, eine Oeffnung durch die Thüre zu bohren, unmerklich klein, daß nur der feine Strahl des nahe gehaltenen Auges durchschlüpfen konnte, doch hinlänglich groß, um zu erspähen, was im Zimmer geschah.

Als nun Konrad eines Tages sich wieder in jenes einsame Zimmer begeben hatte, folgte ihm Emma, trat auf den Fußspitzen an die Thüre und spähte — sie sah eine stille, herrliche Frauengestalt, umflossen von einem weißen Prachtkleide, mit einer kostbaren Fülle dunkler Locken, den blendend weißen Nacken gegen die Thüre gekehrt — vor diese Dame stellte Konrad sich hin, sah ihr stumm, mit unnennbaren Gefühlen in's Angesicht — vielleicht ward sein Blick voll Liebe auf gleiche Weise erwiedert — er sprach dann zu ihr; was er sprach, konnte Emma wieder nicht vernehmen, doch ihr schien, als müßten seine Worte eine grenzenlose Zärtlichkeit athmen und traurig und schmelzend klingen — dann küßte er sie oft und heftig, versank in ihren Anblick und rief: „Du! O Du!" mehr nicht, und weinte an ihrem Halse.

Emma konnte sich nicht enträthseln, wer diese Dame sein mochte. Hätte sie nur ihr Antlitz sehen können! Doch die schöne Fremde wandte sich nicht ein einziges Mal zur Thüre. Auch ihre Stimme konnte das spähende Mädchen nicht vernehmen; vielleicht war es nur ein schamhaftes, zärtliches Flüstern, das Emma's Ohr nicht erreichen konnte. Hatte denn Konrad so

früh einer neuen Liebe sich geweiht? Und warum so sonderbar geheim? Und konnte ihn diese zweite Liebe von seiner Schwermuth nicht heilen? Und warum stets so leichenblaß nach solch' einem Besuche, warum das Auge so fieberhaft und umheimlich glänzend? Solche Fragen stellte sich Emma. Sie war wieder nicht befriedigt.

Eines Tages nun, als der Vater ausgegangen war, kam sie vor die Thüre des geheimnißvollen Zimmers und fand etwas Ueberraschendes: er hatte, der doch sonst so vorsichtig war, den Schlüssel abzuziehen vergessen. Dieses konnte ihm nur im tiefen Hineinleben in seine schwermüthige innere Welt geschehen sein. Emma trat über die Schwelle, bebte aber zusammen und wollte sogleich wieder umkehren; — sie erblickte wieder die schöngeformte Frauengestalt im weißen Prachtkleide, mit der köstlichen Fülle dunkler Locken, gerade in derselben Stellung, in der sie erst jüngst erspäht worden, nämlich den blendend weißen Nacken gegen die Thüre gekehrt, so daß es schien, als hörte sie die Eintretende nicht, oder als wollte sie ihr Angesicht nicht sehen lassen. Dennoch kehrte Emma nicht um, sondern fühlte sich vielmehr von einem fast un-

widerstehlichen Drange vorwärts gezogen, als sollte sich ihr etwas Sonderbares und Ergreifendes enthüllen, und als sie nun näher gekommen war, blieb sie stehen, wie fest gebannt, plötzlich bleich, wie vom Blitze gerührt! — und erst später konnte das bis auf den Tod erschrockene Mädchen weinen.

Nun lag es klar vor ihr, wie ganz eigenthümlich und unaussprechlich Konrad sich selbst martern konnte, und welch' eine düster glühende Hölle ihm seine Phantasie in der Erdennacht angezündet hatte! Vor dem Mädchen stand — Viktorine! Von Künstlerhand gebildet, aus Wachs, vortrefflich, als ob sie athmete! Eine nackenumschmeichelnde Flut der zierlichsten, prächtigsten Ringellocken; in ihrer glänzenden, weichen Nacht wie ein glühendes Märchen eine Rose mit Knospen und grünen Blättern — quer über das Marmorfeld der hohen Stirn liefen natürliche, schimmernde Perlen; so waren auch über den Nacken zwei weite Schnüre natürlicher, großer Perlen geworfen, die Viktorine im Leben getragen — die Augen groß und dunkel; freilich konnte kein Künstler auf der ganzen Welt jene Poesie hineinlegen, die einst das Original hatte — unter der

demantblitzenden Goldschließe die sanftziehende Nackenfurche — und das herrliche Wachsgebilde trug das weiße Brautkleid, das einst Viktorinens schöne Marmorglieder umfloß — an den kleinen Füßen glänzten weiße Atlasschuhe. Ja, sie war's, man mochte sich selbst täuschen, man mochte träumerisch hoffen, daß sie die schöne Lippe bewegen und zu reden anfangen würde. Schon schien der Busen sich zu heben unter der sanften Welle des Athems—doch die Lippe blieb ewig stumm, es fehlte der göttliche Lebenshauch!

Ein heimlicher Zauber entfloß diesem Wachsgebilde, als hätte man sich zu lange in das magische, ruhevolle Angesicht des Silbermondes am Nachthimmel vertieft — fürchterlich erschüttert verließ endlich Emma das Zimmer.

Gleich darauf kam Konrad nach Hause; eine Unruhe schien ihn zu bewegen, er ging gleich auf jenes Zimmer zu, nahm den Schlüssel zu sich und warf bisweilen spähende Blicke auf Emma, als wollte er erforschen, ob sie um sein Geheimniß wisse.

Das erschütterte Mädchen hatte eine unruhige Nacht; das zauberische Wachsgebilde trat stille und schauerlich an ihr einsames Lager, ergriff ihre Hand, sah

sie magisch an, daß es Emma unmöglich ward, die Augen abzuwenden, und sprach wunderliche Reden. „Um Mitternacht," sprach das Wachsgebilde, „verläßt Viktorinens Seele die Heimat der Geister, zieht in mich ein und durchseelt mich. Dann wandle ich im Zimmer auf und ab, ruhe auf dem Divan, lege sinnend die Stirn in die Hand und denke an die entschwundenen Tage, und warte, bis mein Gatte kommt. Dann sprechen wir über die Vergangenheit, über alle entflogenen Szenen unserer sonderbaren Liebe vom ersten bis zum letzten Kusse; dann erzählt er mir, wie namenlos er leiden mußte, als ich gestorben vor ihm lag, das dunkle Haar verworren, die Miene marmorweiß, auf den stillen Augen zwei schwere Goldmünzen — dann stellt er mir die Frage: „Werden wir uns wiedersehen?" dann bittet er mich, daß ich ihm den Schleier der Ewigkeit lüften, daß ich von Gott und Jenseits sprechen möchte — doch wie er mich auch beschwört, ich darf seine Bitte nicht erfüllen, ein heiliges Siegel ist mir auf die Lippen gedrückt — und wenn der Morgen graut, dann muß mich Viktorinens Seele verlassen und in ihre Heimat zurückkehren — dann bin ich wieder ein todtes Wachsgebilde und stehe

regungslos im Zimmer, erhellt vom Lichte des Tages. Darum ist Konrad's Antlitz so leichenblaß, darum brennen seine Augen so unheimlich." —

So sprach das Wachsgebilde vor Emma's Bette; die Stimme war ruhig, sanft, schwärmerisch. Dann fuhr das Mädchen empor aus dem Traume, sah voll Angst durch ihr Gemach und wünschte den Morgen herbei.

Und als sie einst um Mitternacht entschlummern wollte, da hörte sie durch die Todtenstille der Gänge das wohlbekannte Knarren der Thüre, die zum Wachsgebilde führte. „Gewiß ist der Vater hineingegangen," dachte sie, und eine kindliche Angst um ihn ließ sie nicht schlafen. Der schreckliche Gedanke flog durch ihren Busen: man könnte ihn eines Morgens in jenem Zimmer todt finden! Sie stand auf, warf den Mantel um, wandelte leise durch die Gänge, stand vor der Thüre und spähte kaum athmend durch die kleine Oeffnung.

Durch das große, öde Zimmer war eine Dämmerung verbreitet, die der silbernen Handlampe entfloß, die auf dem Tische an der Mauer stand — durch diese Dämmernacht schimmerte der Schnee des Braut-

kleides — Konrad trat zur weißen Gestalt hin, doch seine Stimme klang leise und monoton, nur einzelne Sätze konnte Emma vernehmen: „Ich habe eine schwere Schule der Liebe durchgemacht! — Dein gebrochenes Herz ist mein entsetzlich kostbares Lehrgeld! Und dennoch haben wir uns namenlos geliebt, Du weißt es. Doch ich hätte sanfter und zärtlicher sein sollen. — Eine zweite Geliebte hätte es bei mir besser; ich hätte die Sanftheit des gebrochenen Herzens! Und doch könnte ich sie nicht stärker lieben! Doch wäre es auch gut für mich, eine zweite Liebe zu haben? Hättest Du ein Wohlgefallen daran? — Und wandelt noch auf der ganzen Welt Eine, ach nur noch Eine, die ein Herz hat für mein Herz? — Doch Du bist stille, Du wirst es mir nicht sagen. — Keine Stimme ertönt in der unermeßlichen Weltwüste, keine, die mir auf meine Fragen eine sichere Antwort geben könnte! Ich bin einsam, o, ich bin wahrhaft verlassen!" —

Dann durchschritt Konrad das Zimmer. Dann ging er wieder zur Gestalt im weißen Brautkleide und sprach zu ihr: „Nun will ich Dir mein letztes Lebewohl sagen; nun will ich Dir meinen letzten

Kuß geben. Dann will ich Dich mit geballter Faust zertrümmern, damit kein Mensch etwas von Dir wisse. Du sollst wie ein schöner Traum sinken in ewige Nacht! Doch noch einmal will ich in Dein schönes Antlitz sehen! Dann seh' ich Dich nimmer wieder! Deine Lippen küsse ich jetzt, Deine Stirn, Deine Wange, Dein liebliches Kinn. — Und nun lebe wohl! — Lebe wohl, Viktorine!" —

Und lange und tief sie betrachtend, als wollte er ihr Angesicht in sein Herz wie in Wachs prägen, stand er vor der weißen Gestalt. Dann ging ein finsterer, unbeschreiblich großer Schmerz über seine bleiche Miene, er hob die geballte Faust, schlug das weibliche Gebilde in Trümmer — das weiße Brautkleid sank geisterhaft rauschend nieder — und er warf sich mit ganzem Leibe auf den Boden, auf den gekreuzten Armen die Stirn — wie vernichtet!

Emma ward von einer namenlosen Angst überwältigt, riß die Thüre auf, die der Vater nicht verschlossen hatte, und stürzte in's Zimmer — kaum hatte Konrad Schritte vernommen, so stand er aufgerichtet — sie flog ihm an den Hals, zitterte, weinte laut und heftig, und rief: „Vater, o mein

Vater, warum marterst Du Dich so entsetzlich? Warum willst Du Dich denn tödten? Ich kann ja Deine fürchterliche Schwermuth nicht länger ertragen!"

Er wollte die Weinende sanft von sich drängen, doch sie ließ es nicht geschehen, sie umschlang ihn nur stärker und kindlicher. Dann, als sie etwas ruhiger weinte und er ihr Antlitz von seiner Brust hinwegbiegen konnte, sah er sie an und sprach finster, doch sehr weich: „Meine Tochter, warum belauschest Du mich? Du solltest schlafen, sanft und ruhig schlafen. Du solltest von meinem einsamen Walten nichts wissen; denn Dein Herz ist jung und gesund, meines aber ist zu früh alt geworden und ist krank, schwer krank, todeskrank! — Hast Du das regungslose Wasser im Walde gesehen, durch den wir erst jüngst eines Abends gingen? Keine Luft weht durch das Schilfrohr, am Ufer steht eine alte, müde Weide. Wie dieses einsame Wasser ist mein Herz; — stille, tief, schwer und todt!"

Stille durchschauert blickte nun Emma auf die Stelle, wo die zertrümmerte Gestalt lag: in der matten Dämmerung blähte sich das gesunkene Brautkleid wie eine üppige Silberwolke — aus dem Chaos sanft gerötheter und marmorbleicher Wachstrümmer glühte

eine Rose, schimmerten große Perlen und warf der Demant der Goldschließe wie ein Dämonsauge seine Blitze. Ein Geist der Zerstörung ging in nächtlicher Einsamkeit durch das öde Zimmer. Emma ward bis zum Sterben traurig. —

Von diesem Zeitpunkte an blieb das Zimmer verschlossen und unbesucht.

Konrad ergab sich jetzt den Reizen der Musik. Er ließ Tonkünstler zu sich in den Garten kommen. Sie mußten ihm zuerst das lebenslustigste, lebenglühendste Stück vorspielen. Dann forderte er die schwermüthigsten Kompositionen, die sie finden konnten.

Ein Tonkünstler sprach: „Wir haben hier ein wunderbar melancholisches und gar sonderbares Stück; drei Instrumente haben ein herrliches Solo: das Violoncell, dann das Waldhorn, endlich die Harmonika."

Das Stück war ganz für Konrad's schwermuthskranke Seele geschrieben.

Das Violoncell sang edel, wehmuthdurchschneidend, und endete mit einem hoch und höher schwellenden Strome von Arpeggien.

Dann begann das Waldhorn. Ein großer, schwel-

lender, männlich-weiblicher Ton ging wie ein unglückslicher Geist, sehnsüchtig suchend, findend und verlierend, durch die Schöpfung.

Und als die Harmonika begann, erhob sich in Konrad's innerer Welt ein hoheitvoller, klarer Vollmond; geisterhaft, märchenhaft ward ihm Alles, und ein großes dunkles, räthselhaftes Jungfrauenauge sah ihn an — es war aber nicht mehr die künftige Geliebte, sondern die gestorbene!

Und als er eines Abends unter Bäumen ging, „Manfred" in der Hand, spielte über ihm ein Prachtgewitter. Er steckte das Buch in die Brusttasche, lehnte sich an einen Baum und sann. Da reizte ein weißer Schimmer am Ende des nächtlich dunklen Parkes seine Augen — er sah eine Jungfrau, wie aus dem reinsten Marmor gebildet. Ihr Antlitz kalte, plastische Schönheit, die ganze Erscheinung keuscher Alabasterglanz, Formenfeinheit, Symmetrie, griechischer Adel! Es war die Tochter des schönen Marmorweibes, das der Architekt an der Donau gesehen. Und fast in demselben Augenblick stand der Park in einem unheimlich grün und blauen Goldlichtmeere — — nur zwei Schritte vor Konrad hatte der Blitz den

herrlichsten Baum des Parkes getödtet! Der Tod war an seinem Kleide vorübergestreift.

Weithin lag es stille wie ein riesiges Grab. — Durch die Nacht schimmerte die erschrockene, marmorweiße Jungfrau. —

Diese Jungfrau, die Konrad für seinen schönen Todesgenius gehalten hatte, ward einst seine zweite Geliebte.

Und als er sie kennen gelernt und ihr seine Liebe erklärte, ging eine milde, keusche Rosenröthe über ihr festgezeichnetes Angesicht. Und roth und frisch wie die bethaute Rose war ihr Herz.

Ihr Temperament war dem seinigen ganz entgegengesetzt.

Er blühte wieder auf und bekam Freude am schönen Leben.

Das versöhnende Weib gab ihm ein reines, dauerndes Glück. —

Inhalt.

Seite

Gedruckt bei Carl Ueberreuter.



